



// Nr. 57 Wahre Verbrechen

# Crime

## EIN MANN UNTER MÄNNERN

Er versprach Geld  
– und brachte  
Schmerzen

## BREAKOUT

Keine Knastmauer  
ist zu hoch.  
Wenn man einen  
Hubschrauber hat



## WAS VOM TODE ÜBRIG BLEIBT

Interview mit  
einem  
Tatortreiniger

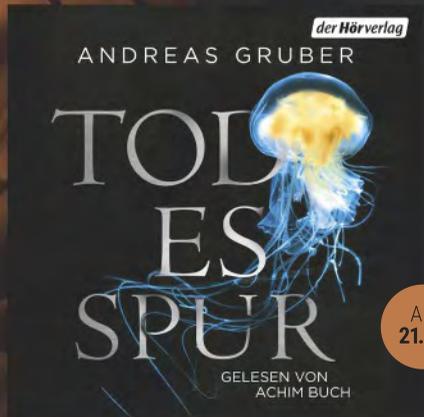
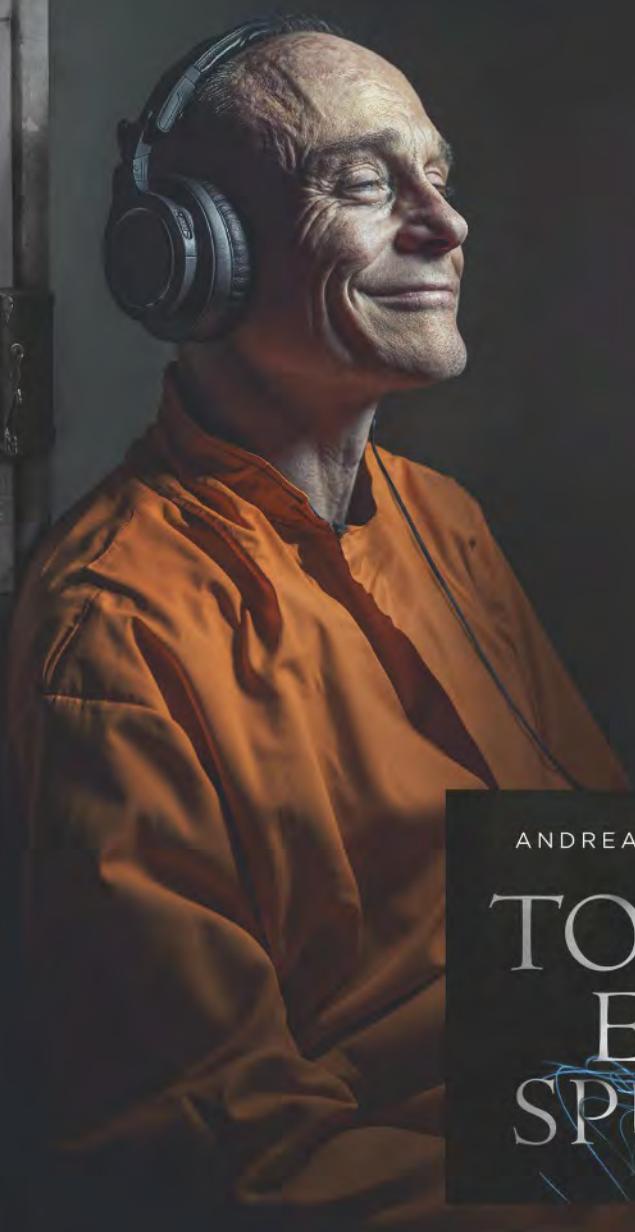
# Die Nachtschwärmerin



Sie tanzt im Licht. Sie stirbt in der Dunkelheit



# Hör dich in die Abgründe der Seele.



AB  
21.10.



Noch mehr Thriller  
findest du hier:

[www.hoerverlag.de](http://www.hoerverlag.de)

*der Hörverlag*

// editorial



Giuseppe Di Grazia,  
stern-Crime-Chefredaktion

## DIE FRAGE...

... was jemand dazu beigetragen hat, dass er zum Ziel eines Verbrechens wurde, ist heikel. Sie bagatellisiert das Leid des Opfers, das ja „ein bisschen auch selbst schuld“ sei, und sie relativiert die Verantwortung desjenigen, der sich ganz allein entschieden hat, einer Person dieses Leid zuzufügen. Eine andere Frage hingegen ist sehr wichtig: Was hat die Gesellschaft dazu beigetragen?

In dieser Ausgabe finden Sie zwei Geschichten, die sich besonders intensiv damit auseinandersetzen.

Der „Handschellenmann“ machte in den 1980er-Jahren Jagd auf homosexuelle Männer. Seine Taten waren möglich, weil Menschen von der Gesellschaft geächtet und von den Behörden nicht geschützt wurden. Auf die Verantwortung des Systems verweisen auch die Überlebenden eines der größten Skandale der Sportgeschichte: Larry Nassar, Arzt des Verbands USA Gymnastics, missbrauchte über 250 Turnerinnen, teils als sie noch Kinder waren. Unser Fotoessay handelt davon, wie auch diese Taten durch die gesellschaftliche Rolle der Opfer möglich wurden. Die Turnerinnen waren aber keine Geächteten. Im Gegenteil: Sie galten als Teil einer Elite; manche von ihnen wurden Olympiasiegerinnen. Sie sollten als Lichtgestalten dienen, und deshalb wurden ihnen Disziplin und Leidensfähigkeit abverlangt und vor allem: nie zu klagen. Die Kaderschmiede, der Apparat, der sie zu Heldinnen ihrer Nation formen sollte, durfte nicht angezweifelt werden. Jeder Hinweis wurde abgeschmettert. Beste Voraussetzungen für einen Verbrecher wie Nassar. Beide Geschichten sowie alle anderen dieser Ausgabe können Abonnentinnen und Abonnenten ab sofort auch als E-Paper lesen.

Foto: Andrea

Wie gefällt Ihnen Crime? Ihre Meinung interessiert uns: [info@stern-crime.de](mailto:info@stern-crime.de)



Exklusiv für unsere  
Abonnentinnen  
und Abonnenten\*:

Aktuelles  
E-Paper  
gratis!

Testen Sie gratis  
die aktuelle  
Ausgabe  
als E-Paper



Jetzt gratis unter Angabe Ihrer  
Abo-/Auftragsnummer sichern:  
[stern-crime.de/epaper](https://stern-crime.de/epaper)

\*Gilt nur für Abonnements direkt vom Verlag  
Gruner + Jahr Deutschland GmbH.



48

Wer hoch hinaus will, muss leiden.  
Eine eiserne Regel mit  
teils bitteren Konsequenzen



112

Manchmal treibt die Angst Menschen an verborgene Orte

## // inhalt

### 06/ MEIN GUTES RECHT...

...ist es, auch mal auf mein Recht zu verzichten, findet unser Autor. Ein Essay

### 08/ DIE NACHTSCHWÄRMERIN

Sie war eine junge Frau. Sie liebte es zu feiern. Bis sie in der Dunkelheit verschwand

### 22/ AUS DER ASSERVATENKAMMER

Den Ermittlern schien klar, dass die Spuren am Pflaster zum Täter führen könnten. Doch es sollte lange dauern

### 24/ WAR'S DER BUTLER?

Graf und Gräfin wurden ermordet. Verdächtig: nahezu alle

### 36/ DER MANN, DER ZU VIEL SAH

Er war Bürgermeister in Südtalien, ein Freund der Familie unserer Autorin und so mutig, dass er dafür mit dem Leben bezahlen musste

### 48/ DISZIPLIN UND SCHWEIGEN

Die Kultur im Turnen ist rigide. Das macht es Sexualstraftätern leicht. Foto-essay über einen bitteren Sportskandal

### 60/ WAS VOM TODE ÜBRIG BLEIBT

Tatortreiner Stefan Marquart hat sich an vieles gewöhnt, aber nicht an alles. Ein Gespräch

### 68/ MEIN BILD

Männer springen in einen See. Es ist ein Moment der Freiheit – in einer Strafvollzugseinrichtung

### 70/ EVELYN UND DIE VAMPIRE

Zwei Sadisten und eine fügsame Frau. Der Stoff für eine unromantische Liebesgeschichte

Coverfoto: Adobe Stock; Fotos: Chad States, Edith Geuppert, Sebastian Artl/stern Crime, EFE, Adobe Stock



08

Unweit dieser Hütte feierte eine junge Frau zum letzten Mal



70

Perlen für die Damen, Macht für die Herren. Das war die Idee



24

Rafael Escobedo achtete auf sein Äußeres. Ein Vorzeige-Schwiegersohn war er dennoch nicht

**82/ UNTER EINEM DACH**

Weiter zusammenzuleben war keine gute Idee. Aber sie hatte eine Lösung

**88/ BREAKOUT**

Keine Gefängnismauer ist unüberwindbar. Wenn man einen Plan hat. Und einen Hubschrauber

**102/ MORD AN EINEM RÄUBER**

Der Keilschwanzadler darf töten, aber nicht getötet werden. Ein australischer Farmer hat es trotzdem getan. Hundertfach

**112/ EIN MANN UNTER MÄNNERN**

Er versprach schnelles Geld – und brachte furchtbare Schmerzen. Der Fall des „Handschellenmanns“

**128/ „ICH KANN UNGERECHTIGKEITEN SCHWER ERTRAGEN“**

Werkstattgespräch mit der Krimiautorin Inge Löhnig

**138/ EIN PROMINENTER FALL**

Nicki Minaj lässt ihre Fans gern an ihren Begegnungen mit der Polizei teilhaben

**03/ EDITORIAL**

**133/ BÜCHER UND FILME**

**134/ LESERBRIEFE**

**136/ TEAMSEITE, IMPRESSUM**



...ist es, auch mal auf mein Recht zu verzichten, sagt unser Autor.  
Denn nur dadurch wird ein erträgliches Zusammenleben möglich

VON NICLAS SEYDACK

Ich bin ein großer Fan des gepflegten Feierabendbieres, um Zumutungen des Alltags gemeinsam zu verdauen. Neulich etwa, da hatte ich vor, gemeinsam mit einem Freund in unserer Lieblingskneipe darüber zu schimpfen, dass unsere Chefs uns ständig unbezahlte Überstunden machen ließen, obwohl die das eigentlich nicht von uns verlangen dürfen. Ich wollte darauf anstoßen, wie furchtbar das sei, aber auch darauf, wie brav und still wir das ertragen. Bloß: Dieses Bier, auf das ich mich während des gesamten Arbeitstags gefreut hatte, es schmeckte furchtbar. Womöglich bestand es aus dem letzten Rest, der traurig aus dem Fass vom Vortag getropft war. Womöglich gab es in der Zapfanlage eine Fehlfunktion. Das Bier jedenfalls war warm und vollkommen kohlenensäurelos.

Wir hätten tun können, was die meisten Menschen jeden Tag tun. In Partnerschaften und unter Freunden. Am Hotelbüfett, in der Wurstbude und beim Fine Dining. Wenn es um Gefüh-

le oder Politik geht oder darum, wer an der Kreuzung Vorfahrt hat. Wir hätten auf unser Recht bestehen können. So richtig breitbeinig. Das ist ja wohl das Mindeste, ein Bier zu bekommen, das auch schmeckt!

Mein Freund war jedenfalls dieser Ansicht – und ich nicht. Schau doch, sagte ich zu ihm, es ist total voll und der arme Kellner allein. Der ist doch eh schon unterbezahlt und überarbeitet. Also bitte: Lass uns keine Szene machen. Wahrscheinlich hat man noch nie einen Menschen so missmutig sein Feierabendbier nippen sehen wie ihn. Aber ich bleibe dabei: Das war es wert.

Es ist ja vollkommen richtig, dass wir uns als Gesellschaft auf das Einhalten von Straf- und Zivilrecht geeinigt haben. Ich finde zum Beispiel das Recht, nicht ermordet zu werden, genauso sinnvoll wie die Möglichkeit, mich zu wehren, nachdem mich jemand betrogen hat oder in meine Wohnung eingebrochen ist. Aber im Kern geht es bei all diesen Paragrafen neben meinen individuellen Ansprüchen doch auch immer um die

öffentliche Sicherheit und Ordnung. Recht und Gesetz sollen ermöglichen, dass wir friedlich und rücksichtsvoll zusammenleben. Aber ein erträgliches Zusammenleben ist wiederum nur dann möglich, wenn wir eben nicht alle ständig auf unser Recht pochen.

So gehe ich eigentlich immer durch die Welt. Im Auto hupe ich nie. Ich schreie meine Nachbarn nicht an, wenn sie gegen die Nachtruhe verstoßen. Ich bin stolz darauf, dass ich noch nie eine Servicekraft angeschnauzt habe, die mich übersehen hat. Wenn es darum geht, darauf zu pochen, was mir eigentlich zusteht, bin ich wahrscheinlich der defensivste Mensch der Welt. Aber ich bin nun einmal davon überzeugt, dass es besser ist, die meisten Dinge, die nerven, ins Leere laufen zu lassen. Mir genügt es, zu wissen, dass ich recht habe, ohne es rücksichtslos durchsetzen zu müssen. Kurzum: Ich sehe es als mein gutes Recht an, auf mein gutes Recht zu verzichten.

Ich glaube sogar, wären mehr Menschen wie ich, wäre diese Gesellschaft

eine friedlichere. Wenigstens eine sanftere. Es gäbe weniger Streit, auf den doch sowieso keiner Lust hat und bei dem es so gut wie nichts zu gewinnen gibt.

Dabei beneide ich Menschen manchmal, die das können. Weil sie verstanden haben, dass es funktioniert: Wenn sie meckern und mosern, kriegen sie, was sie wollen. Vielleicht ist es ein erfülltes Leben, sich in selbst empfundenes Unrecht hineinzusteigern. So sehr, dass man dafür bis nach Karlsruhe geht. Vor das Bundesverfassungsgericht. Vielleicht macht es glücklich, eine Bürgerinitiative zu gründen, die einen Radweg verhindert, damit keine Parkplätze für das eigene Auto wegfallen. Aber ich bekomme ein unglaublich schlechtes Gefühl, wenn ich die Freude dieser Menschen sehe. Etwa, nachdem sie den Kassenzettel ihres Wocheneinkaufs kontrolliert und sich erfolgreich beschwert haben, dass die Cherrytomaten nicht rabattiert abgerechnet wurden, obwohl das doch auf der Preistafel stand. Ihnen ist vollkommen egal, dass alle anderen, die nur mit ihrem Einkauf nach Hause wollen, warten müssen, wenn sie über den bösen Kassierer triumphieren, der sie nach Strich und Faden verarschen wollte. Streitwert: 29 Cent – davon schwärmen diese Menschen wahrscheinlich noch am Abendbrottisch und merken gar nicht, wie Ehepartner oder Kinder die Augen verdrehen.

Dieser altehrwürdigen Das-steht-mir-ja-wohl-zu-Bockigkeit steht seit einiger Zeit die sogenannte durchtherapierte Gesellschaft zur Seite. (Das meine ich nicht herablassend, ich bin ja ein Teil davon.) In ihr hat jeder gelernt, seine Grenzen zu setzen. Und dass es gut ist, zu protestieren, wenn sie überschritten werden. Ich habe das oft genug selbst von meiner Therapeutin gehört, für mich klang es sogar recht plausibel. Bis ich es einmal getestet habe.

Ich wollte mit dem ICE in meine Heimat fahren, an die Ostseeküste, und hatte dafür einen Platz reserviert. Doch auf dem saß schon jemand. Eine ältere Dame. Ich wies sie freundlich auf mei-

ne Reservierung hin. Sie klammerte sich an ihrer Handtasche fest, als wäre ich ein Räuber. Traurig schaute sie zu mir hoch: „Aber wo soll ich denn sonst hin?“ Gute Frage, dachte ich, aber nicht unbedingt mein Problem. Rückblickend erschrecke ich über mich selbst. Darüber, wie gut mir das gefiel, mein gutes Recht durchzusetzen.

Bald mischten sich die Umsitzenden ein. Sie verurteilten mich, weil ich eine allein reisende Oma vertreiben wollte. Ich ließ die Situation vollends eskalieren, als ich dem Lautesten von ihnen vorschlug, dann könne er ja seinen Sitzplatz für die Dame räumen. Asozial und frech nannten sie mich – und es stimmte!

Wahrscheinlich hatte ich mir die ungünstigste Situation überhaupt ausgesucht, um erstmals zu mir zu stehen – und zu dem, was mir zusteht. Es hatte ganz offensichtlich das Schlechteste aus mir hervorgeholt. Mit hochrotem Kopf saß ich für den Rest der Fahrt im Gang. Was hatte ich denn von meiner Standhaftigkeit außer unendlicher Scham? Das Einzige, was ich mir gesichert hatte, war der Hass eines ganzen Zugabteils.

**M**ein generelles Vermeiden von Konflikten im Alltag sieht von außen oft nach Feigheit aus. Es gibt viele Wörter für einen wie mich: Angsthase, Weichei, Duckmäuser. Ich selbst empfinde mich eher als: gleichmütig. Den eigentlichen Mut zeige ich, indem es mir gleich ist, dass ich recht habe.

Manchmal denke ich: Würden sich bloß mehr Menschen meiner Lehre anschließen! Wir könnten den durchschnittlichen Blutdruck in Deutschland auf ein gesundes Maß von 120/80 senken. Wir könnten so viele aus Ärger geplatze Äderchen im Auge verhindern. Und spätestens, wenn Tinnitus und Stressdurchfall dank mir ausgestorben sind, könnte man mir das Bundesverdienstkreuz verleihen.

Na gut, ich übertreibe. Mit meiner Lehre werden wir nicht den Fachkräf-

temangel, die niedrigen Geburtenraten oder das Wirtschaftswachstum in Ordnung bringen. Sie wird auch keine Verbrechen verhindern, die eines Tages womöglich in diesem Heft beschrieben werden. Obwohl: Ich bin mir vollkommen sicher, dass ich niemals den Nachbarshund vergiften würde, weil der die Nächte durchbellt. Wahrscheinlich ist auch so mancher Totschlag am Kleingartenzaun vermieden worden, weil es Menschen wie mich gibt, die sich nicht um jeden Preis auf ihr Recht versteifen.

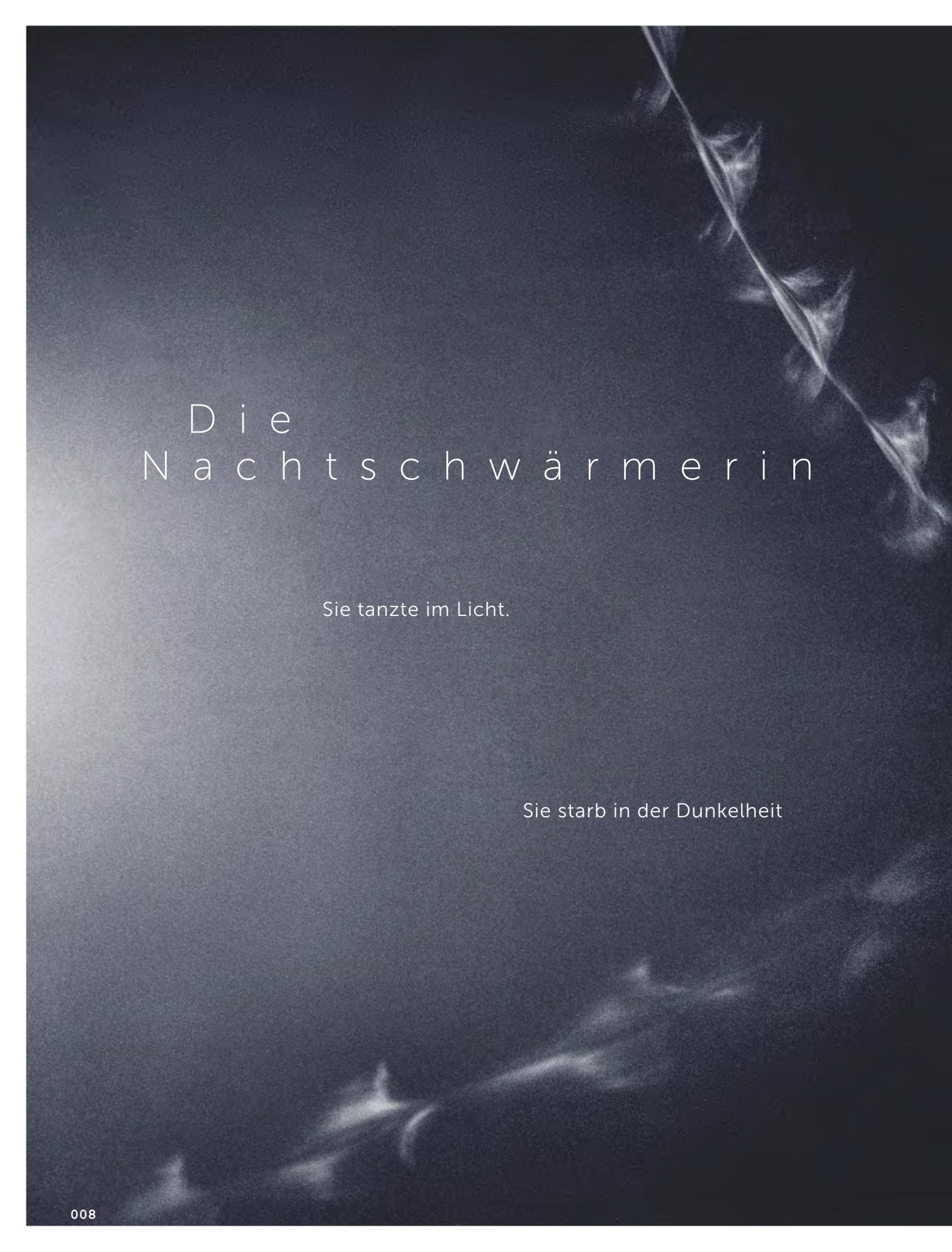
Ein wenig eigennützig ist das Ganze natürlich auch: Denn anders als vor Gericht ist das Gegenteil von Recht im Alltag nicht das Unrecht. Es ist die Ruhe. Andauernd recht haben zu wollen ist wahnsinnig anstrengend. Darauf zu verzichten hingegen ist Selbstfürsorge. Wenn ich mich provoziert fühle oder verärgert, halte ich mittlerweile kurz inne und frage mich, ob mich diese Situation wohl in 24 Stunden noch aufregen wird. So gut wie immer ist die Antwort: nein.

Im Alltag glaube ich daran, dass eine empathische Egalheit jede Situation zuverlässiger entspannt als demonstrative Härte. Vor allem bei Nichtigkeiten. Zum Beispiel, wenn man mal ein schales Bier hingestellt bekommt.

Als wir in der Kneipe aufstehen wollen, spüre ich, dass mein Freund mich endgültig für durchgedreht hält, weil ich auch noch brav meine zehn Prozent Trinkgeld gebe. „Ja, war alles in Ordnung, danke. Schönen Abend noch.“ Aber dieser Kellner, wahrscheinlich hundertfach zusammengestaucht, beleidigt und gedemütigt von Sturköpfen, denen ein sanftes und verständnisvolles Miteinander weniger wichtig ist als ihr Recht auf Kohlensäure, lächelt uns an, als er sagt: „Danke für euer Verständnis. Kann ich euch noch eins bringen? Geht auch aufs Haus.“ ●



In seinem Buch „Geile Zeit“ befasst sich Niclas Seydack mit seiner Generation und fragt sich: Warum sind ausgerechnet die Millennials so pflegeleicht?



Die  
Nachtschwärmerin

Sie tanzte im Licht.

Sie starb in der Dunkelheit



VON **BARBARA BACHMANN** FOTOS **SEBASTIAN ARLT**



CARMEN W. WAR 19 UND LIEBTE  
DAS NACHTLEBEN. AN JENEM NOVEMBER-  
ABEND IM JAHR 2000 BESUCHTE SIE  
DAS PUB „HINTAUS“ IN SÜDTIROL.  
ES BEFAND SICH RECHTS DIESER HOLZBUDE,  
INZWISCHEN IST ES GESCHLOSSEN



In den Morgenstunden des 6. November 2000 steht Carmen W., 19 Jahre alt, an der Europastraße 66 in Innichen, Südtirol, und versucht, per Anhalter nach Hause zu fahren. Es ist Montag gegen halb vier Uhr und minus 0,5 Grad kalt. Kurz vorher hat sie sich an ebendieser Kreuzung mit einem Mann gestritten. Sie ist angetrunken und müde, der Akku ihres Handys leer. Sie will nur weg von hier, nach Hause, in ihr Bett, endlich schlafen.

Elf Kilometer trennen Carmen W. von ihrer Wohnung in dem kleinen Ort Sillian, der hinter der Grenze liegt, in Österreich. Aber dort wird sie nie ankommen.

**CARMEN W. IST EINE ZIERLICHE FRAU**, 1,63 Meter groß, 56 Kilogramm schwer, hellbraunes, schulterlanges Haar, Engels Gesicht. Acht Stunden zuvor sitzt sie zu Hause, in ihrer ersten eigenen Wohnung, 60 Quadratmeter, erster Stock. Manuela Scherer\* ist bei ihr, ihre beste Freundin, 24 Jahre alt.

Später werden die Ermittler im Waschbecken zwei leere Weingläser und einen Aschenbecher finden, gefüllt mit Zigarettenstummeln der Marke Merit. Es ist Sonntagabend. Aber die beiden Frauen wollen noch raus, etwas erleben. Sie sind arbeitslos und unbeschwert, genießen ihre Jugend.

Carmen W. stammt aus einem 900-Seelen-Dorf in Osttirol. Ihre Eltern führen einen kleinen Betrieb, im Sommer hilft sie dort aus. Ansonsten schlägt sie sich mit Gelegenheitsjobs durch, trägt Zeitungen aus, arbeitet drei Wochen in einer Keksfabrik. Mit 18 ist sie von zu Hause ausgezogen,

ins nahe gelegene Sillian. Dass eine Frau in ihrem Alter allein lebt, ist für das ländliche, katholische Osttirol um die Jahrtausendwende sehr ungewöhnlich.

Zu ihrer Mutter hat Carmen W., anders als zum Vater, ein gutes Verhältnis. Sie bezahlt die Miete und die horrenden Telefonkosten. Trotzdem lebt Carmen W. über ihre Verhältnisse. Sie bestellt Kleider, Hosen, Schuhe, ohne sie zu bezahlen, auch für ihre Freundinnen. Sie übernimmt sogar Manuelas Telefonkosten. Diese übernachtet fast jedes Wochenende bei Carmen, hat den Zweitschlüssel zur Wohnung. Es gibt kein Geheimnis, das die beiden jungen Frauen nicht teilen.

Da nachts keine Busse fahren, rufen Carmen und Manuela die Dritte im Bunde an. Sabine Holzer\* ist 29 Jahre alt, arbeitet als Zimmermädchen und hat einen Toyota Corolla.

Gegen 20 Uhr fahren sie los. So wird Manuela Scherer es später der Polizei erzählen. Sie wollen nach Innichen, direkt hinter der Grenze gelegen, eine 3000 Einwohner zählende Gemeinde mit einer Handvoll Pubs und Bars.

Carmen W. trägt eine hellblaue Jeans, ein schwarzes, bauchfreies Tanktop, ein Jeanshemd mit Reißverschluss, eine schwarze Lederjacke und, wie immer, flache Schuhe. Ihr grünes Nokia-Handy Modell 6110 und der Wohnungsschlüssel stecken in ihrer hinteren Hosentasche. Sie hat weder Geld noch Ausweispapiere dabei.

Sabine setzt ihre Freundinnen im Zentrum von Innichen ab. Sie will noch weiter und erst später zurückkommen, —>

um sie abzuholen. Carmen und Manuela steuern das „Hintaus“ an. Am Sonntag ist in dem kleinen Pub nicht viel los. Doch ausgerechnet Jon Schmitz\* ist da. Zweimal hatte Manuela Sex mit ihm. Auch Sabine hat schon mit ihm geschlafen. Carmen hingegen macht er Angst.

Überall erzählt Jon Schmitz herum, er habe seine Frau und sein Kind umgebracht. Auch deshalb ist Carmen von Anfang an dagegen gewesen, dass sich ihre Freundinnen mit diesem Typen einlassen. Als Carmen W. ihm das zwei Monate zuvor direkt ins Gesicht sagte, würgte er sie. Mit seinem rechten Daumen und dem Mittelfinger drückte er fest zu. Zwei Sekunden länger, und sie hätte es nicht überlebt, erzählte Carmen ihren Freundinnen.

Danach würgte Jon Schmitz sie ein weiteres Mal, in einem Lokal in Sillian. Anzeige erstattete Carmen W. keine.

Auch an jenem Abend im Pub „Hintaus“ pöbelt er sie an: „Kleine, das eine versprech ich dir, ich brauch zwei Finger, und du bist vom Erdboden verschluckt.“

Zum Glück sind auch andere Männer da, unter ihnen „ein Netter“, wie Carmen W. später zu ihrer Freundin Sabine sagen wird. Gegen 22.30 Uhr betritt er das Lokal. Kurzes, braunes Haar, glatt rasiertes Gesicht, lässiger Typ. Bisher kannte Carmen W. ihn nur vom Sehen. Als sie auf dem Rückweg von der Toilette an ihm vorbeigeht, spricht er sie an.

Sie setzt sich zu ihm auf eine Bank gegenüber der Theke. Er trinkt Bier und lädt sie auf ein „Fliegerle“ ein, roter Wodka mit Red Bull. Aus einem Fliegerle werden zwei, drei, vier, fünf. Beide vertragen viel Alkohol. Sie plaudern, tauschen Telefonnummern aus. Sie lehnt sich mit dem Rücken an ihn.

Ihre Blicke seien anziehend „wie ein Magnet“ gewesen, wird Marian Feichter\*, 27 Jahre alt, später sagen.

Sie küssen sich.

Um Mitternacht kommt Sabine. Sie will ihre Freundinnen abholen. Gegen halb eins hat sie genug. Sie und Manuela wollen los. Aber Carmen will noch bleiben. Sie werde per Anhalter nach Hause fahren, sagt sie.

Sabine und Manuela warten noch bis zur Sperrstunde um zwei Uhr vor dem Lokal. Doch als Carmen nicht sofort herankommt, brechen sie auf. Ohne sie.

Um 2.10 Uhr meldet sich Manuela bei Carmen, das Gespräch dauert 25 Sekunden. Um 2.50 Uhr ruft Carmen bei Manuela an, 34 Sekunden lang. In einem der beiden Telefonate, Manuela Scherer wird später nicht mehr sagen können in welchem, fragt Carmen W.: „Könnt ihr mich abholen?“ Sie ist noch in Innichen.

Manuela verneint. Sabine sagt, sie habe am nächsten Tag Termine. Im Hintergrund hören die beiden eine männliche Stimme, die Carmen auffordert aufzulegen.

Als Manuela in den Tagen danach versucht, Carmen anzurufen, erreicht sie nur die Mobilbox. Sie und Sabine hinterlassen einen Zettel auf dem Küchentisch in Carmens Wohnung. Sie solle sich doch bitte melden.

Vielleicht ist Carmen mit irgendeinem Lkw-Fahrer mitgefahren, glauben sie. Das hat sie schon öfter gemacht. Und doch, so erzählen die beiden Freundinnen es später den Ermittlern, kommt ihnen der Gedanke, diesmal könnte etwas passiert sein.



Als sie auch am Donnerstag noch nichts von Carmen gehört haben, fahren sie nach Innichen, ins „Hintaus“. Dort sehen sie Marian Feichter und fragen ihn nach Carmen.

Feichter sagt, er wisse nicht, wo sie sei.

**GIUSEPPE PAVAN IST RENTNER.** Er ist 60 Jahre alt und sammelt gern Pilze. Am Donnerstag, den 9. November 2000, fährt er mit seinem Fahrrad eine lange, flache Straße in San Stino di Livenza entlang, einem Ort knapp 60 Kilometer nördlich von Venedig. Während er in die Pedale tritt, schaut er, ob er am Straßenrand Pfifferlinge erspäht. Da bleibt sein Blick an etwas hängen.

Zunächst hält er es für eine Schaufensterpuppe. Dann macht er halt und stellt fest, dass im Straßengraben die Leiche einer Frau liegt.

Pavan eilt nach Hause und kehrt mit seinem Schwager zurück, der steigt in den Graben hinab und bestätigt, dass es sich um ein halb nacktes, totes Mädchen handelt. Eine Frau, die dazustößt, verständigt die Carabinieri.

Das Gesicht der Toten ist geschwollen, Mund und Nase sind mit grauem Klebeband verschlossen. Im Halsbereich leuchten zwei rote Hämatome. Der rot-orangefarbene BH bedeckt die Brüste nicht mehr. Die Jeanshose und der weiße Slip sind bis zu den Knien heruntergezogen, auf dem Schambereich liegen Blätter.

Laut Autopsie starb die Frau nicht am Fundort, sie wurde dort erst Stunden nach ihrem Tod abgelegt. Im Blut finden

SIE WAR MÜDE UND BETRUNKEN.  
SIE WOLLTE NUR NOCH NACH HAUSE

sich 0,61 Gramm Alkohol. Keine Anzeichen von Geschlechtsverkehr. Der Tod ist sehr schnell eingetreten. Ursache: Herzstillstand infolge eines Würgegriffs, ausgeführt mit der rechten Hand, während das Opfer mit der linken festgehalten wurde.

Auf Höhe ihrer Hüfte hat die Frau einen schwarzen Pullover der Marke „H & H Helly Hansen“ umgebunden. Er trägt den Schriftzug eines Skiverleihs und führt die Carabinieri an einen knapp 190 Kilometer entfernten Ort in Südtirol: Innichen.

Vom Betreiber des Skiverleihs erfahren die Ermittler, dass lediglich zwei Exemplare dieses Pullovers existieren. Sie befinden sich im Besitz zweier Angestellter. Einer von ihnen ist Marian Feichter.

Den Pulli, sagt Feichter, habe er einer jungen Frau gegeben, mit der er in der Nacht vom 5. auf den 6. November einige Stunden verbracht habe. Ihren vollen Namen weiß er nicht. Aber er erkennt sie auf Fotos, die ihm vorgelegt werden. Es ist Carmen W.

Der Pullover belastet Feichter. Hinzu kommt, dass er bis zum Dienstagnachmittag, den 7. November, von niemandem im Dorf gesehen wurde. Die Ortung seines Mobiltelefons ergibt, dass ihm der Fundort der Leiche, San Stino di Livenza, nicht unbekannt ist: Nur wenige Tage zuvor hat er sich dort aufgehalten. Für den 15. des Monats hat Feichter einen Flug nach London gebucht. Und dann gibt es da noch diesen Anruf.

Er ging von Carmen W.s Nokia-Handy aus, dauerte 90 Sekunden und wurde am 6. November um 3.15 Uhr von der

Mobilbox einer weiteren Freundin aufgezeichnet. Ob Carmen W. nur versehentlich auf die Wahltaste gekommen ist oder ob sie wollte, dass jemand das folgende Gespräch mitbekam, ist unklar. Auf der Aufnahme ist jedenfalls ein Streit zwischen Carmen W. und einem Mann zu hören.

Es sieht nicht gut aus für Marian Feichter, geboren und aufgewachsen in Innichen, vier Brüder und eine Schwester, Mittelschulabschluss, keine Vorstrafen.

Am Sonntag, den 12. November, eine Woche nachdem Carmen W. und er sich im Pub „Hintaus“ geküsst haben, wird er festgenommen und ins Gefängnis Santa Maria Maggiore in Venedig gebracht.

**M**auro De Pascalis ist Anwalt, 57 Jahre alt. Sein dunkler Lockenkopf ist mit grauen Haaren durchzogen, sein Wesen rastlos, aber dennoch freundlich. An einem Junitag im Jahr 2024 empfängt er in seinem beschaulichen Büro in Bozen.

An jenen Anruf, den er am 12. November vor 24 Jahren erhalten habe, erinnere er sich noch genau, sagt De Pascalis. Eine Journalistin habe ihm erzählt, dass in Innichen ein junger Mann wegen Mordverdachts festgenommen worden sei. Die Familie suche einen Verteidiger. Ob er das Mandat übernehmen wolle?

De Pascalis ist damals 33 Jahre alt, ehrgeizig, aufstrebend, idealistisch. Er sagt zu. Zum ersten Mal verteidigt er →



DER RECHTSANWALT MAURO DE PASCALIS ERINNERT SICH GUT. ES WAR DAS ERSTE MAL, DASS ER JEMANDEN VERTEIDIGTE, DER UNTER MORDVERDACHT STAND

jemanden, der unter Mordverdacht steht. „Der Fall hat mein gesamtes Berufsleben geprägt“, sagt er heute. Gemeinsam mit einem Autor hat er einen Roman darüber geschrieben. Als er Feichter das erste Mal trifft, sagt der mit ruhiger Stimme: „Ich bin unschuldig, und ich möchte, dass die Wahrheit ans Licht kommt.“

De Pascalis sagt, sein Bauchgefühl sei eindeutig gewesen: Feichter sagt die Wahrheit. Zumal auch die Indizien damals zweifelhaft erscheinen: Welcher Täter, fragt sich der Anwalt, würde ein dermaßen belastendes Detail wie einen Pullover, auf dem der Schriftzug des Arbeitgebers zu lesen ist und von dem es nur zwei Exemplare gibt, bei der Leiche lassen? Außerdem bestätigen die Eltern sowie ein Bruder, dass Feichter bis Dienstagmittag nur aus einem Grund abgetaucht war: weil er mit Fieber im Bett lag.

Hinzu kommt: Feichter besitzt weder Fahrzeug noch Führerschein. Wie hätte er Carmen W. ins knapp drei Autostunden entfernte San Stino di Livenza bringen sollen? Für Feichters verdächtigen Aufenthalt am Fundort findet der Anwalt eine Erklärung: Mehrere Sommer lang jobbte Feichter in der Nähe von Venedig als Kellner. Dort hat er eine Frau kennengelernt, die aus San Stino di Livenza kommt.

De Pascalis ist sicher: Es muss sich um eine Reihe unglaublich unglücklicher Zufälle handeln.

Am 14. November wird Marian Feichter von der Untersuchungsrichterin verhört. Er habe Carmen W. schon öfter in Lokalen in Innichen wahrgenommen, erzählt er. „Ich habe

gesehen, dass sie ein ‚leichtes Mädchen‘ ist, wie man so sagt. Dass es also nicht ewig dauert, sie zu überzeugen.“

„Um was zu tun?“, fragt die Untersuchungsrichterin.

„Mit ihr ins Bett zu gehen.“

Glaubt man Feichter, soll es folgendermaßen abgelaufen sein: Als das „Hintaus“ gegen zwei Uhr morgens schließt, schlägt er Carmen W. vor, zu ihm zu gehen. Er wohnt nur 400 Meter entfernt. Auf dem Weg dorthin hat er den Arm um sie gelegt. Sie küssen sich.

Feichter wohnt bei seinen Eltern. Mit dem jüngeren Bruder teilt er sich ein Zimmer. Dort schlüpfen Carmen W. und er allerdings nur kurz hinein, er will ihr die Tarantel zeigen, die seinem Bruder gehört. Als Feichter das Licht anmacht, wacht der Bruder kurz auf, dreht sich aber gleich wieder zur Seite.

Wenn Feichter mit einer Frau schlafen will, nutzt er dafür das Gästezimmer. Dort landen er und Carmen W. aber nicht. Sie gibt ihm zu verstehen, dass sie keinen Sex möchte. Auf die Frage, was sie jetzt tun wolle, antwortet sie, sie werde per Anhalter nach Hause fahren. „Bei dieser Kälte?“ Er bietet ihr an, allein im Gästezimmer zu schlafen. Carmen W. lehnt ab.

Bevor sie aufbricht, gibt er ihr seinen schwarzen Arbeitspullover mit. Weil er ihr zu lang ist, bindet Carmen W. ihn unter ihre Jeansjacke. So geht sie zur Hauptstraße.

Feichter schickt ihr eine vorgefertigte SMS mit Sticker hinterher, dazu der Text: „Gute Nacht, kleiner Engel“. Der Untersuchungsrichterin sagt er, diese „süße und nicht vulgäre“ Nachricht schicke er immer, wenn er eine Frau kennenlerne.

„Ich wünsche dir auch eine gute Nacht“, antwortet Carmen W.

Feichter beschließt, ihr zu folgen. Sie habe ihm leidgetan, sagt er. Die Kälte, der weite Weg, eine junge Frau allein um diese Zeit. „Sie war ein schönes Mädchen“, habe er gedacht. „Wenn ich sie nicht beim ersten Mal bekomme, vielleicht beim zweiten Mal.“

Wenige Minuten später stehen die beiden an der Europastraße 66, die nach Österreich zu Carmen W. nach Hause führt. 95 Prozent der vorbeifahrenden Fahrzeuge sind Lkws. Eine halbe Stunde lang insistiert Feichter, sie solle doch bei ihm im Gästezimmer schlafen. Er hält sie am Handgelenk fest, aber Carmen W. lässt sich nicht abbringen. Sie will nach Hause.

Also geht er irgendwann. Sie hat ja seinen Pullover und würde sich schon bei ihm melden. Ihre SMS löscht er.

Die Untersuchungsrichterin spielt Feichter den Streit vor, der um 3.15 Uhr von der Mobilbox aufgezeichnet wurde. Die Aufnahme ist nur schwer zu verstehen. Weil zwei Ange-trunkene in den frühen Morgenstunden wirr miteinander sprechen. Weil sich das Handy während der Aufnahme vermutlich in Carmen W.s Hosentasche befand.

Hieß es „zu weit“ oder „zu zweit“? „Lass mich“ oder „lasst mich“? Klar verständlich sind lediglich einzelne Worte, wie: „13 Kilometer“. „Sie fahren zurück.“ „Ihr Schweine“.

Marian Feichter bestätigt, dass es sich bei der Männerstimme um seine handelt. Ja, er sei genervt gewesen, dass Carmen um jene Zeit trampen oder zu Fuß gehen wollte. „13 Kilometer kannst du nicht laufen“, habe er ihr gesagt. „Lass mich“, habe sie gerufen, als er sie am Handgelenk →



MARIAN FEICHTER HATTE CARMEN W.  
IM PUB KENNENGELERNT. ER GAB ZU,  
IHR GEFOLGT ZU SEIN. SIE STRITTEN  
AM STRASSEN RAND



V  
64

packte. Mit „Schweine“ habe Carmen W. die Lkw-Fahrer gemeint, die nicht anhielten.

„Damals war nur eine Männerstimme hörbar“, sagt sein Anwalt Mauro De Pascalis heute. Kurz nach Feichters Vernehmung ist aber auf einmal von einer zweiten Männerstimme die Rede. Auch das Institut für Schallforschung, das von den Carabinieri beauftragt wird, die Aufnahme zu untersuchen, stellt „mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit“ fest, „dass an dem tatrelevanten Gespräch zwei Männer und eine Frau beteiligt waren“.

De Pascalis bezweifelt das. Er hat die Aufnahme mit den drei Stimmen gehört. Dieser zweite Mann sei viel deutlicher zu verstehen gewesen als die anderen beiden Personen, erinnert er sich. Er habe nur einzelne Worte gesagt, welche im Kontext keinen Sinn ergaben. Unter anderem nannte er den Namen eines Weges, den es in Innichen gar nicht gibt.

Bis heute könne er sich nicht erklären, sagt De Pascalis, was es mit dieser zweiten männlichen Stimme auf sich habe. „Es handelt sich bestimmt nicht um eine Manipulation“, sagt er.

Was der Anwalt nicht ausspricht, ist, dass womöglich auch ein Fehler passiert sein könnte. Beispielsweise eine nicht gewollte Überschneidung mit einem anderen Gespräch, als die Carabinieri den Anruf von der Mobilbox überspielten. Belege gibt es dafür keine. Marian Feichter beteuert bis heute, Carmen W. und er seien die ganze Zeit allein gewesen.

**D**ie italienische Polizei konzentriert sich beinahe ausschließlich auf Marian Feichter. War er wütend, weil Carmen W. ihn erst küsste, dann mit ihm nach Hause ging, schließlich aber doch keinen Sex wollte? Wie war es zu Carmen W.s Stimmungswandel gekommen?

Die österreichische Polizei schaltet sich ein. Die Ermittler finden heraus, dass Carmen W., zwei Monate bevor sie ermordet wurde, schwanger gewesen war. In der zehnten Woche.

Am 5. September führte ein Arzt in Klagenfurt einen Schwangerschaftsabbruch bei ihr durch. Einer Mitarbeiterin erzählte Carmen W., sie sei per Anhalter hergekommen und bei fünf verschiedenen Personen mitgefahren. Was denn ihre Mutter davon halte, fragte die Frau. Die finde, sie sei alt genug und müsse wissen, was sie tue, sagte Carmen W. Nach zweieinhalb Stunden verließ sie die Praxis.

Rund drei Wochen später stellte ihr Gynäkologe erneut fest, dass Carmen W. schwanger war. Es könnte sich dabei um Reste der vorhergehenden Schwangerschaft oder um eine neue gehandelt haben, sagte der Arzt später der Polizei. Carmen W. bekam wieder einen Termin in der Praxis in Klagenfurt. Aber dort tauchte sie nicht auf.

Am 17. Oktober, knapp drei Wochen vor der Mordtat, hatte Carmen W. starke Blutungen und ging in ein Krankenhaus. Sie wurde operiert. PAP IV, High Risk. Eine Vorstufe von Gebärmutterhalskrebs. Carmen W. drängte darauf, schnell entlassen zu werden. Sie wollte zu einer Party.

Nach sechs Tagen durfte sie gehen. Beim Abschlussgespräch erfuhr sie von der Ärztin, dass sie sechs Wochen lang keinen Geschlechtsverkehr haben dürfe. Carmen W. beschwerte sich

darüber. Die Ärztin sagte, sie solle sich unbedingt daran halten. Wegen der Blutungs- und Infektionsgefahr.

Für den 6. Dezember vereinbarten sie einen Kontrolltermin. Doch da würde Carmen W. bereits seit einem Monat tot sein.

Für die italienischen Ermittler ist klar, wer dafür verantwortlich ist. Eingehend befragen sie Feichters Familie und Freunde. Wegen der zweiten männlichen Stimme auf der Mobilbox sind sie überzeugt davon, dass Feichter einen Komplizen hatte. Außerdem war das Wort „Schweine“ zu hören, Plural. Könnte es sein, dass Feichters Bruder der unbekanntere Zweite war? Hatte er auch geholfen, die Leiche mit dem Auto nach San Stino di Livenza transportieren?

Etwa 15 Meter vom Fundort entfernt entdecken die Ermittler Reifenspuren. Sie nehmen einen Gipsabdruck, der aber keinerlei Übereinstimmung mit den Autos ergibt, die der Familie Feichter gehören. Sie vergleichen den Schlamm auf Marian Feichters Schuhen mit dem Boden in San Stino di Livenza. Ebenfalls kein Treffer.

Der Rechtsmediziner findet im Magen von Carmen W. unverdaute Zwiebeln. Der Mord müsse circa eine halbe Stunde passiert sein, nachdem sie diese gegessen hatte, schlussfolgert er. Da es im Pub aber keine Zwiebeln gab, könne Carmen W. sie nur bei Feichter zu sich genommen haben. Kurz vor drei Uhr verließ sie die Wohnung. Um 3.15 Uhr war der Streit, den die Mobilbox aufnahm. Carmen W. müsste unmittelbar danach gestorben sein.

Marian Feichter aber sagt, er habe Carmen nichts zum Essen angeboten, die Küche hätten sie nie betreten.

Bei einer Hausdurchsuchung beschlagnahmt die Polizei ein offenes Glas mit eingelegten Zwiebeln. Außerdem zahl-



reiche Kriminalromane aus Feichters Bücherregal. Im Gästezimmer finden die Ermittler einen Slip und Haare, beides stammt von einer anderen Frau, mit der Feichter Ende Oktober dort Sex hatte. Die Ermittler halten auch Ausschau nach der Art von Klebeband, mit dem der Mund von Carmen W. verschlossen war. Vergeblich.

Feichters Untersuchungshaft wird dennoch verlängert. Zu groß sei die Gefahr, er könnte Zeugen beeinflussen oder fliehen, heißt es. Der lokalen Presse reichen die Indizien für eine Vorverurteilung des jungen Mannes, von Anfang an nennt sie seinen vollen Namen.

Es gibt in der Region viele Menschen, die sich nicht wundern, dass Carmen W. ermordet wurde. Bei solch einem Lebensstil, sagen sie hinter vorgehaltener Hand. Schon früher kursierten in der Gegend Gerüchte, Carmen W. sei eine Prostituierte und ihre Telefonnummer sei im Internet, auf Pornoseiten, zu finden. In den Akten wird später von dem „Mädchen von leichter Tugend“ die Rede sein.

Eine Frau aus Osttirol schaltet sich in die Ermittlungen ein. Sie hat der Polizei bereits in anderen Fällen geholfen. Die Frau stellt auf eigene Faust Nachforschungen an. Sie hält Feichter für den Täter. Die Staatsanwaltschaft erlaubt ihr, ihn mit verstecktem Mikrofon im Gefängnis zu befragen. Wieder ergebnislos.

Die Privatermittlerin stellt die These auf, dass auch Maria Lercher\* in den Mord verwickelt sein könnte. Die 15 -Jährige war eine Freundin von Carmen W. Es war Lercher, bei der W.s letzter Anruf einging. Ihre Mobilbox war es, die den Streit am Straßenrand aufzeichnete. Den Ermittlern sagt Lercher, sie sei am Abend des 5. November,

also am Tag vor dem Mord, mit dem Zug nach Innsbruck gefahren, wo sie aufs Gymnasium geht. Später soll Lercher allerdings ihren Freundinnen erzählt haben, sie habe Carmen als eine der Letzten gesehen, in der Nacht ihres Todes, in Innichen.

Ob Maria Lercher sich in Osttirol oder Innsbruck befand, ist relevant. Auch weil gleich mehrere Zeugen in den frühen Morgenstunden eine junge Frau an besagter Straße gesehen haben wollen. Zu einer Uhrzeit, in der Carmen W. laut Zwiebel-Theorie der Ermittler bereits tot gewesen sein müsste. Hatten die Zeugen in Wahrheit Lercher gesehen, die auch nach Hause trampeln wollte?

Manche von ihnen erkennen Carmen W. auf Bildern wieder, andere nicht.

Der wichtigste Zeuge ist ein Tischler. Er war auf dem Weg zur Arbeit, als er um 4.25 Uhr auf Höhe der Ortseinfahrt Innichen einen Lkw bemerkte. Ein Zugfahrzeug mit Anhänger und österreichischem Kennzeichen, beginnend mit den Buchstaben ZE, für Zell am See.

An der offenen Fahrertür habe eine junge Frau gestanden, sagt der Tischler bei seiner Vernehmung. Er habe sie erkannt. Ihr Vater führe einen Betrieb in einem Osttiroler Dorf. Und wenige Tage zuvor habe er sie in einem Lokal in Sillian gesehen, gemeinsam mit Manuela Scherer, die er gut kenne. Als ihm ein Foto von Carmen W. vorgelegt wird, ist er „ganz sicher, dass es sich um das Mädchen beim Lkw handelt“. Sie habe in der Nähe des Lkws telefoniert und einen aufgeweckten, ja überdrehten Eindruck gemacht.

Die Polizei vernimmt daraufhin zwei Lkw-Fahrer mit dem Kennzeichen ZE. Der eine ist bereits gegen 3.15 Uhr an Innichen vorbeigefahren. Der andere laut Fahrtenbuch um 4.09 Uhr. Ja, sagt der zweite Lkw-Fahrer, er habe sich mit der jungen Frau unterhalten und ihr gesagt, sie stehe auf der falschen Straßenseite, wenn sie nach Sillian wolle. „Ich bin rauschig“, betrunken, habe sie geantwortet.

Da der Tischler erst eine Viertelstunde später an der Stelle vorbeifuhr, muss es einen dritten Lkw mit ZE-Kennzeichen gegeben haben, glaubt der Anwalt Mauro De Pascalis. Die Staatsanwaltschaft geht der Spur nicht nach. Aber De Pascalis versucht es. Er schaut bei jedem österreichischen Lastwagen, der ihm entgegenkommt, auf das Kennzeichen. Einmal fährt er einem mit ZE-Nummernschild bis an den Brenner nach, obwohl er zur selben Zeit einen Termin vor Gericht hat. Nächtelang geht er alle Dokumente durch.

Auch die Familie von Carmen W. stellt Vermutungen an. Zunächst hat die Mutter es für nicht so schwerwiegend gehalten, dass Jon Schmitz ihre Tochter zweimal gewürgt hatte. Ende Januar 2001, fast drei Monate nach dem Mord, erstattet sie Anzeige gegen Jon Schmitz. Könnte es nicht sein, dass er der Mörder ist? Schließlich hat er Carmen W. schon zweimal Gewalt angetan. Er hat sie gewürgt.

**ANNA K. KOMMT AUS TSCHECHIEN.** Sie ist 31 Jahre alt und hat blondiertes mittellanges Haar. Am 1. Mai 1999, eineinhalb Jahre vor dem Mord an Carmen W., findet man →



ihren erwürgten, misshandelten, 1,48 Meter kleinen Körper auf dem Autobahnparkplatz „Gletschergarten“ in Oberbayern.

Hunderte Hinweise führen ins Leere. Im Frühjahr 2000 werden die Ermittlungen eingestellt. Knapp drei Jahre später nimmt Hauptkommissar Werner Vormann sie wieder auf, so wird es das Magazin der „Süddeutschen Zeitung“ später in einer großen Reportage berichten. Er ist ein kantiger Mann von 41 Jahren. Seit 1992 arbeitet er bei der Kriminalpolizei Rosenheim. Bislang konnte er noch jedes Tötungsdelikt aufklären. Nur dieses nicht. Dass er es am Ende doch schafft, wird ihm den Spitznamen „Mr. 100 Prozent“ einbringen.

Vormann hat nur wenige Anhaltspunkte. Er weiß, dass Anna K. oft per Anhalter fuhr. Und dass sie am 29. April, um 21.26 Uhr, vom Bahnhof in Verona einen Bekannten anrief. Aber wie kam sie von dort auf den Autobahnparkplatz in Oberbayern?

Bei der Suche nach einer Antwort hilft Vormann laut „SZ-Magazin“ die Handtasche von Anna K. Sie wurde kurz nach dem Mord neben den Gleisen der Bahnstrecke Brenner–Innsbruck, in der Nähe der Ortschaft Matrei, gefunden. Da dort keine Straße entlangführt, glaubt Vormann, dass jemand, vermutlich der Täter, die Handtasche aus einem Zug geworfen haben muss.

Zwar trug Anna K. kein Bahnticket bei sich. Vormann vermutet jedoch, dass sie in einem Autozug mitgefahren sein könnte. Genauer gesagt: in einem Lkw, der das System der „Rollenden Landstraße“ genutzt hat.

Die Handtasche von Anna K. war durchnässt. Einem Wettergutachten entnimmt Vormann, dass es in den Tagen vor dem Auffinden der Handtasche nur am 30. April 1999 zwischen Mitternacht und 21 Uhr regnete, die Tasche also zu diesem Zeitpunkt neben den Gleisen gelegen haben muss.

Im fraglichen Zeitraum überquerten 13 Züge mit 226 Lkws von Speditionen aus ganz Europa den Brenner. Vormann und sein Team kontaktieren zunächst jene Fahrer, die öfter die Strecke nutzen.

Einer von ihnen arbeitet für ein österreichisches Transportunternehmen und wohnt mit seiner Ehefrau im salzburgischen Mittersill, nur eine Stunde Fahrtzeit vom Parkplatz „Gletschergarten“ entfernt. Der Mann ist am Telefon sehr freundlich und stimmt einem Treffen zu.

Als die Ermittler ihm auf einem Rastplatz nahe der deutsch-österreichischen Grenze ein Foto von Anna K. zeigen, lächelt er und sagt, er kenne diese Frau nicht. Ohne Widerrede stimmt er einem DNA-Test zu.

Das Ergebnis des Labors lässt keinen Zweifel offen: Übereinstimmung!

Als Werner Vormann den Mann im Mai 2003 festnimmt, wehrt er sich nicht, sagt aber, er sei das nicht gewesen. Fritz Kader\* wurde 1959 als einziger Junge von fünf Geschwistern in einer Kleinstadt in Sachsen-Anhalt geboren und bereits zu DDR-Zeiten wegen mehrerer Sexualdelikte bestraft. Mit

38 Jahren zog er nach Österreich. Er ist Raucher, Fan von „Micky-Maus“-Comics, mag Kaninchen und hört gern Songs von Roger Whittaker. Er hat eine Stieftochter, ist schweigsam, selbst seiner Frau gegenüber, so schreibt es später das „SZ-Magazin“. Ein Mann, der manchmal wie aus dem Nichts anfängt zu weinen.

Nach stundenlanger Vernehmung gesteht er schließlich die Tat. Anna K. habe ihn aufgegeilt, sagt Kader, und dann doch nicht mit ihm schlafen wollen. Also habe er sich genommen, was er wollte. Sie habe geschrien. Er habe sie geschüttelt und gewürgt, ihren Kopf gegen die Wand geschlagen.

Vor Wut, sagt er, habe er ihre Handtasche aus dem Fenster geworfen.

Es ist der Juni des Jahres 2003. Marian Feichter sitzt seit knapp 32 Monaten in Untersuchungshaft. Seit acht Monaten läuft am Schwurgericht Bozen ein Prozess gegen ihn. Die Presse berichtet rege. Drei Verhandlungstage stehen noch aus. Eine baldige Verurteilung scheint sehr wahrscheinlich. Feichters einzige Hoffnung ist sein Anwalt.

Wöchentlich durchsucht Mauro De Pascalis das Netz nach ähnlichen Fällen. Frauen, die per Anhalter fahren wollten und ermordet wurden. Wieder und wieder tippt er dieselben Namen in die Suchmaschine ein. So erfährt er, dass der Fall von Anna K. gelöst wurde. De Pascalis legt seine im Internet gesammelten Informationen dem Gericht vor, sie werden als irrelevant zurückgewiesen.

Doch dann nimmt die Kriminalpolizei Rosenheim Kontakt mit der italienischen Staatsanwaltschaft auf. Es geht um einen anderen Mord: Ulrike R., eine 18-jährige Österreicherin, die im August 1998 tot im Südtiroler Pustertal gefunden wurde. Erschlagen mit einem Stein. Sie war vermutlich per Anhalter unterwegs. Bis heute fehlt vom Täter jede Spur.

Nach genauer Prüfung des Falls steht fest: Fritz Kader kommt als Schuldiger nicht infrage, der Fahrtschreiber entlastet ihn. Doch ist er der Mörder von Carmen W.?

Werner Vormann und sein Team prüfen die Unterlagen, die sie bei Kaders Arbeitgeber beschlagnahmt haben. Die Auswertung ergibt:

Auch Kader fuhr einen Lkw mit ZE-Nummernschild. Er brach am Sonntag, den 5. November, gegen 22 Uhr in Uttendorf, Österreich, auf und kam am Montag gegen 8.30 Uhr in Pioltello, in der Provinz Mailand, an. Zehneinhalb Stunden für eine Strecke von 474 Kilometern. Eine nicht allzu flotte Fahrzeit, aber einigermaßen plausibel, wenn man längere Pausen einrechnet.

Die Bozener Ermittler fordern den handgeschriebenen Reisebericht an. Darin müssen die Fahrer die zurückgelegten Strecken, Stopps und Reisezeiten eintragen. Demzufolge nahm Kader die Route über Innichen, um in Brixen →



ANNA K. WAR 31 JAHRE ALT.  
IHRE LEICHE WURDE AUF  
EINEM PARKPLATZ AN DER  
AUTOBAHN GEFUNDEN



DIE ERMITTLER SUCHTEN NACH LKW-FAHRERN,  
DIE DAS OPFER GESEHEN HATTEN



FRITZ KADER FIEL AN DER KREUZUNG  
IN INNICHEN EINE JUNGE FRAU AUF,  
DIE IHM EIN HANDZEICHEN GAB

dann auf die Autobahn zu fahren. Carmen W.s Wohnort Sillian erreichte er um ein Uhr. Da war Carmen W. noch in Innichen, im Pub „Hintaus“.

Die Ermittler prüfen die Maut-Aufzeichnungen der Brennerautobahn 22. Von jedem Fahrzeug wird erfasst, wann es auf die Autobahn fährt und wann es sie wieder verlässt. Obwohl die Strecke von Sillian bis zur Auffahrt Brixen nur 71 Kilometer lang ist, brauchte Kader dafür fast fünf Stunden. Erst um 5.50 Uhr fuhr er auf die A22. Wo war er in der Zwischenzeit?

Am 30. Juli durchsuchten die Ermittler erneut Kaders Wohnung. Sie entdecken einen mit Klebeband umwickelten Waschmaschinenschlauch. Das Kip-Allzweckband 326 ist identisch mit jenem, das auf Carmen W.s Mund gefunden wurde.

Im September 2023 wird Kader von der Kriminalpolizei Rosenheim vernommen. Neun Stunden lang. Er habe in Sillian eine längere Pause eingelegt, erzählt er. Als er weiterfuhr, habe er in Innichen neben der Straße ein Mädchen stehen sehen, das ihm Handzeichen gegeben hat. Er habe angehalten und dem Mädchen erklärt, „dass ich eigentlich in die falsche Richtung fahre, worauf sie entgegnete, das sei ihr im Prinzip erst mal egal“.

Nahe der Ortschaft Bruneck habe er auf einem Parkplatz gehalten und sexuelle Annäherungsversuche unternommen. Erst habe die junge Frau sie erwidert, doch dann einen Rückzieher gemacht. Als sie den Lastwagen verlassen wollte, habe sie etwas gesagt, das ihm nicht gefiel. Er habe sie von hinten daran gehindert, auszusteigen. Als sie versucht habe, sich zu befreien, habe er sie am Hals gepackt und erwürgt.

„Ich habe sie auf das obere Bett im Lkw-Führerhaus gelegt“, sagt Kader.

Danach ging er in aller Ruhe seiner Arbeit nach, gewissenhaft und plangerecht. Er erreichte die Provinz Mailand pünktlich und entlud seinen Lkw dreimal, mit einer Leiche an Bord.

Da er am nächsten Tag wieder in Niederösterreich sein musste, fuhr er noch am selben Tag auf die Autobahn in Richtung Norden. Um 23.52 Uhr verließ er die A4, in San Stino di Livenza, wo er die Leiche der jungen Frau in einem Straßengraben ablegte.

Fritz Kader wird dieses Geständnis später widerrufen, ebenso wie jenes zum Mord an Anna K. Trotzdem wird er im Juli 2004 wegen der Morde an Carmen W. und Anna K.

zu lebenslanger Freiheitsstrafe verurteilt, mit besonderer Schwere der Schuld.

Doch für Marian Feichter bedeutet das noch nicht das Ende dieser Geschichte. Nach Kaders Geständnis wird seine Untersuchungshaft in Hausarrest umgewandelt. Der Prozess gegen ihn läuft weiter. Die Staatsanwaltschaft wirft ihm Freiheitsberaubung und sexuelle Gewalt vor. Er habe Carmen W. nicht gehen lassen wollen, obwohl sie laut Aufnahme auf der Mobilbox deutlich gesagt habe, dass sie nach Hause wolle.

2004 verurteilt das Bozner Schwurgericht den inzwischen 31-jährigen Feichter zu zweieinhalb Jahren Haft. Er muss die Prozesskosten tragen und 8000 Euro zuzüglich Zinsen an Carmen W.s Familie zahlen, für deren „erlittenen Schaden“.

Sein Anwalt De Pascalis legt dagegen Berufung ein. Ebenso die Staatsanwaltschaft, die eine weit höhere Strafe gefordert hat. Im Mai 2006, fast sechs Jahre nachdem Carmen W. ermordet wurde, wird Marian Feichter in allen Punkten freigesprochen.

Fritz Kader sitzt auch 20 Jahre nach seiner Verurteilung im Gefängnis und verbüßt seine Strafe. Der Mordfall Carmen W. gilt als abgeschlossen, auch wenn auf manche Fragen nie eine Antwort gefunden wurde: Wann und mit wem hatte Carmen W. zuletzt gegessen? Hatte sich der Gerichtsmediziner bei der Bestimmung des Todeszeitpunkts anhand des Mageninhalts verrechnet? Und wem gehört die zweite Männerstimme auf der Aufnahme?

**CARMEN W. IST IN IHREM HEIMATDORF**, begraben. An einem friedlichen Ort, auf einem Hügel, der das Tal überblickt. Engel aus weißem Ton bewachen ihr Grab. Ein leicht verblasstes Bild in einem ovalen Bilderrahmen erinnert an sie. Für immer eine junge Frau.

Das Pub „Hintaus“ in Innichen, in dem vor beinahe einem Vierteljahrhundert ein Mann eine Frau ansprach und damit beider Leben veränderte, hat schon lange dichtgemacht. Einen sicheren Nachtbus gibt es noch immer nicht. Die Kreuzung, an der Carmen W. versuchte, per Anhalter nach Hause zu fahren, sieht unverändert aus. Aber inzwischen stehen dort nachts keine Frauen mehr an der Straße. Als ob die Geschichte des getöteten Mädchens aus Osttirol sie daran hindere. Wie ein unsichtbares Mahnmahl. ●

Kein Verbrechen:  
3 lesen, 2 zahlen.



Crime  
testen und  
**33%**  
sparen!

**JETZT BESTELLEN UNTER:**

**[www.stern-crime.de/testen](http://www.stern-crime.de/testen)**

**Tel. 040/5555 78 00** (Bitte immer die Bestell-Nr. 171 7926 angeben)

3x STERN CRIME für zzt. nur 13,50 € statt 20,40 € im Einzelkauf (inkl. MwSt. und Versand). Es besteht ein 14-tägiges Widerrufsrecht. Zahlungsziel: 14 Tage nach Rechnungserhalt. Anbieter des Abonnements ist Gruner + Jahr Deutschland GmbH. Belieferung, Betreuung und Abrechnung erfolgen durch DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH als leistenden Unternehmer.

Jeden Sommer, immer am 11. Juni, war da eine Traueranzeige in der Zeitung. Wie viele andere erinnerte sie an eine geliebte Mutter. Doch der letzte Satz fiel auf:

„Die Wut auf ihren noch immer freien Mörder wächst“ (1994)

„Wer hilft uns, endlich ihren Mörder zu fassen?“ (1996)

„Ihr Mörder ist noch immer nicht gefasst“ (1997)

Die Anzeigen waren Margarethe „Betsy“ Buckwitz gewidmet, der einstigen Ehefrau des Frankfurter Theaterintendanten Harry Buckwitz. Mit ihm hatte sie zwei Töchter und führte ein kurzes Leben in der Stadtöffentlichkeit. Doch die Ehe zerbrach. Betsy Buckwitz heiratete nicht noch einmal. Sie wohnte allein in einer Zweizimmerwohnung voller Antiquitäten und Perserteppiche. Ein zurückgezogenes Leben, prunkvoll geschmückt. Mehrmals die Woche traf sie sich mit Freundinnen zum Bridgespielen. Täglich rief ihre Tochter Sybille an. Jeden Montag waren die beiden verabredet.

Aber am Montag, den 12. Juni 1989, erreicht die Tochter ihre Mutter nicht. Sie fährt trotzdem nach Königsstein im Taunus. Dort wohnt Betsy Buckwitz, mittlerweile 74 Jahre alt, im Souterrain eines Mehrfamilienhauses. Die Tochter klopft an. Niemand öffnet. Sie veranlasst eine Wohnungsöffnung. Drinnen sieht alles geordnet aus wie immer. Dann findet sie ihre Mutter im Bett. Zugedeckt, in Schlafanzug und Morgenrock, den Kopf aufs gerüschte Kissen gebettet. Das Gesicht ist verzerrt, die rot lackierten Fingernägel sind abgebrochen. Um ihren Hals hängen ein Seidenschal und ein Leukoplaststreifen. Damit, so vermuten es die Ermittler später, wurde Betsy Buckwitz der Mund zugeklebt, bevor sie stranguliert wurde.

Die Terrassentür stand offen, es fehlten Familienschmuck im Wert von mindestens 100 000 D-Mark, Ausweispapiere, eine Geldkassette und eine EC-Karte. Womöglich hatte Buckwitz

den Täter überrascht. Hinweise auf die Identität des Mörders findet die Kripo Bad Homburg zunächst nicht. Bis ihnen etwas am Leukoplaststreifen auffällt. Daran klebt die Fingerspitze eines Einweghandschuhs. Die Ermittler versuchen, Fingerabdrücke sichtbar zu machen. Aber sie finden nichts. Das winzige Stück Latex wandert in die Asservatenkammer.

114 Hinweisen gehen die Beamten im Laufe der nächsten Jahre nach. Einmal, im Herbst 1990, denken sie kurz, sie hätten ihn. Ein Mann versucht, die EC-Karte von Buckwitz an einem Geldauto-

maten in Fulda zu benutzen. Die Karte wird eingezogen, eine Überwachungskamera zeichnet den Mann auf. Er trägt eine große Sonnenbrille. Die Polizei veröffentlicht das Bild, auch in der ZDF-Sendung „Aktenzeichen XY“ wird es gezeigt. Aber niemand erkennt den Mann.

Sybille Buckwitz sagte einmal, der Mörder ihrer Mutter sei der einzige Mensch auf der Welt, den sie hasse. Sie sucht in Trödeläden und auf Antikmärkten nach dem Schmuck ihrer Mutter. Engagiert einen Detektiv. Schaltet die Zeitungsanzeigen am To-destag. Niemand soll vergessen, dass



Das Opfer wurde mit Leukoplast geknebelt, glaubten die Ermittler

// asservat

## DAS PFLASTER

Nicht dass der Mörder keine Spuren hinterlassen hätte. Nur: Die Technik war noch lange nicht so weit, sie auszuwerten

ihre Mutter tot und der Mörder noch frei ist.

2002 landet die Akte bei Harald Schneider. Er ist Forensiker beim Landeskriminalamt Hessen und ein gefragter Mann, denn mittlerweile hat sich die DNA-Analyse etabliert. Immer wieder schicken ihm Kollegen ungelöste Fälle. Auch die Kripo Bad Homburg meldet sich. Schneider lässt sich die Asservate ins Labor bringen. Eines davon interessiert ihn besonders: der Leukoplaststreifen und der Rest des Handschuhs, der daran klebt. Schneider untersucht das Stück Latex und findet tatsächlich Hautpartikel. Aber die Technik ist damals noch nicht weit genug, um diese winzigen Spuren zu analysieren.

**R**egelmäßig bekommt der Forensiker in den folgenden Jahren Anrufe von Buckwitzs Tochter. Sie erkundigt sich nach dem neuesten Stand. Harald Schneider will ihr keine falschen Versprechungen machen. Aber er hat gesehen, wie schnell sich die Technik weiterentwickelt. Er ist sich sicher, die Spuren irgendwann analysieren zu können. Nur noch nicht jetzt.

Es dauert fünf Jahre, bis sich Schneider dem Fall erneut widmet. Nun kann er die einzelnen Spuren, die auf dem Leukoplaststreifen, dem Schal und der Leiche gefunden wurden, auswerten. Er erstellt Teilprofile und vergleicht sie: Sie stammen alle von derselben Person. Im Dezember 2007 lädt er das DNA-Profil in einer Datenbank hoch.

Am 11. Juni 2008 schaltet Sybille Buckwitz eine letzte Traueranzeige für ihre Mutter: „Sie wurde vor 19 Jahren bestialisch ermordet. Ihr Mörder erfreut sich seines Lebens und seiner Freiheit!“ Zwei Monate später bekommen die Ermittler der Kripo Bad Homburg einen Anruf. Es gibt einen Treffer. Die DNA, die am Leukoplaststreifen gefunden wurde, gehört zu einem Mann, der all die Jahre ganz nah war. Horst-Josef K., zweifacher Vater, Busfahrer aus Schmitten, einem kleinen Luftkurort, 15 Kilometer von Königsstein entfernt. Eine „völlig un-

auffällige, bürgerliche Person“, so beschreibt ihn die Staatsanwältin später.

Horst-Josef K. hatte 2005 eine geistig behinderte Frau sexuell genötigt, sie nackt ans Bett gefesselt und davon Fotos gemacht. Er wurde zu einer zehnmonatigen Bewährungsstrafe verurteilt und musste 600 Euro zahlen. Außerdem sollte er eine Speichelprobe abgeben. Er weigerte sich. Als das Urteil gegen ihn 2008 rechtskräftig wurde, konnte er jedoch nicht mehr ausweichen.

Am 13. August 2008 nimmt die Polizei den mittlerweile 57-Jährigen in seiner Wohnung fest. Dort findet sie auch Schmuck von Betsy Buckwitz. Horst-Josef K. stellt keine Fragen, als die



**Betsy Buckwitz galt als zurückhaltend. Niemand, der sie kannte, wollte die Geschichte glauben, die Horst-Josef K. 20 Jahre nach ihrem Tod erzählte**



Beamten ihn festnehmen. Er streckt nur seine Hände aus.

Später vor Gericht wehrt K. sich aber doch. Er erzählt eine Geschichte, die alles erklären soll: Als Busfahrer habe er oft ältere Damen und Witwen kennengelernt, viele Affären gehabt. Auch mit Betsy Buckwitz. Den Schmuck habe sie ihm geschenkt. Mit dem Leukoplaststreifen habe er wenige Tage vor dem Mord bei ihr zu Hause einen kaputten Abfluss repariert. Und die EC-Karte habe sie in seinem Auto verloren. Er habe sie dann nicht mehr zurückgeben können und sie deswegen in dem Geldautomaten in Fulda „entsorgen“ wollen.

Sybille Buckwitz sitzt beim Prozess als Nebenklägerin im Gerichtssaal. Sie ist nun selbst bereits Ende 60. Fast 20 Jahre hat sie darauf gewartet, dass der Mörder ihrer Mutter gefunden wird. Sie wollte ihn sehen, wollte hören, was er zu sagen hat. Doch was er erzählt, entsetzt sie. Nichts von dem passt zu ihrer Mutter, die mit den Männern abgeschlossen hatte und so vorsichtig lebte, dass sie selbst Freunde nur selten in die Wohnung ließ. „Das ist grauenhaft! Ein Verhältnis mit einem halb so alten Mann von diesem Niveau? Meine Mutter war kultiviert, sie hätte ihn ausgelacht! Das ist abenteuerlich, absurd und infam!“, wird sie später von der „Bild“ zitiert.

Ein Gutachter befindet, Horst-Josef K. könne sehr aggressiv werden. Er sei intelligent und habe eine narzisstische Persönlichkeit. Am Ende glaubt auch der Richter ihm nicht. In der Begründung seines Urteils sagt er: „Baron Münchhausen ist dagegen ein blutiger Anfänger.“ Horst-Josef K. wird wegen Mordes aus Habgier und Raub mit Todesfolge zu lebenslanger Haft verurteilt.

Als sie erfuhr, dass der Täter gefasst ist, verfasste Sybille Buckwitz einen Brief an den hessischen Innenminister. Die Festnahme sei für sie ein Wunder, schrieb sie. Die Forensiker hätten etwas geschafft, „woran außer mir niemand mehr geglaubt hat“.

Alana Tongers

# WAR



Der Vermögensverwalter

Die Tochter und der Sohn



Ein Adelspaar wird in seiner Villa erschossen. Und ganz Spanien ist in Aufruhr.

# 'S

# DER

# BUTLER

# ?



Der Butler

Denn es gibt viele Verdächtige – und sie alle haben ein Motiv

VON ANTONIA SCHAEFER

# D

Der 1. August 1980 schien ein beschaulicher Tag zu werden in Somosaguas, einem prunkvollen Viertel in einem Vorort von Madrid. Die dominikanische Haushälterin Florentina Dishmey Barrett, 39 Jahre alt, stand um 8.15 Uhr auf, so wie sie es immer tat. Erst zwei Monate zuvor hatte sie ihre neue Stelle angetreten. Trotzdem hatte sie die Routine des Adelshauses, in dem sie nun arbeitete, bereits perfekt verinnerlicht.

Barrett setzte den Kaffee auf, erhitzte die Milch und öffnete die Gartentür, um den Hund, einen schwarzen Pudel, ins Freie zu lassen. Dann öffnete sie die Eingangstür für die Haushaltshilfe und den Chauffeur. Zu dritt frühstückten sie. Danach ging die Haushaltshilfe in den Salon und war überrascht, als sie sah, dass eine Tür, die zum Swimmingpool führte, offen stand und Brandspuren aufwies. Sie rief nach dem Chauffeur, wenig später stieß Barrett, die Haushälterin, hinzu. Zu dritt entdeckten sie in der Glasscheibe einer weiteren Tür ein splitttriges Loch. Es war eigenartig. Barrett hatte, so würde sie es später der Polizei erzählen, in der Nacht und auch am Morgen nichts gehört. Nicht einmal der nervöse Pudel schien gebellt zu haben.

Sie riefen den Wachmann hinzu. Gemeinsam mit dem Chauffeur stieg er die Stufen zu den Schlafzimmern der Marqueses hinauf. Die Herrschaften schliefen in getrennten Zimmern.

Der Marques, 54 Jahre alt, lag in einem mit goldfarbenen Schnitzereien verzierten Bett, ganz so, als würde er friedlich schlafen, zugedeckt mit einer weißen Decke, die Augen geschlossen und den Mund leicht geöffnet. Ihm war in den Kopf geschossen worden.

Im Zimmer nebenan fanden sie die Marquesa, 45 Jahre alt, auch sie lag in ihrem Bett, halb zugedeckt, beide Hände auf Höhe ihres Gesichts erhoben, ihre Augen blickten leer in Richtung einer von Blutspritzern übersäten Wand. Zwei Schüsse hatten sie getroffen. Einer in den geschlossenen Mund, der andere in den Hals.

José Yoldi García hockte gemeinsam mit einem Kollegen in seinem Büro in der Innenstadt. Es war ein Samstagmorgen und Madrid wie ausgestorben. Die meisten Bewohnerinnen und Bewohner waren bereits in die Ferien aufgebrochen. Ein ereignisloser Tag drohte dem 26-jährigen Journalisten der Nachrichtenagentur Europa Press, als auf einmal eine Meldung in ihr Büro platzte: zwei Tote in Somosaguas.

Heute ist Yoldi 70 Jahre alt. An einem sonnigen Nachmittag Ende Mai sitzt er in einem Café im Norden Madrids. Trotz der sommerlichen Temperaturen trägt er einen dünnen Schal um den Hals und noch immer seinen charakteristischen, inzwischen ergrauten Vollbart. Viele grüßen, wenn sie ihn hinter der Fensterscheibe des Cafés sitzen sehen: Yoldi war bis zu seiner Rente ein bekannter Journalist in Spanien. Er war dabei, als das Militär 1981 die junge Demokratie stürzen wollte, er schrieb über die Attentate der Eta und den Terroranschlag in Madrid. Und er begleitete den Fall der Marqueses vom ersten Tag an.

Als ihn die Nachricht in der Redaktion erreichte, habe er direkt gewusst, dass dieser Tag eine überraschende Wendung nehmen würde, erinnert sich Yoldi. Somosaguas war eine Reichegegend, Rennfahrer, Schauspieler und Adlige lebten dort. Yoldi setzte sich in seinen Wagen und fuhr nach Somosaguas. Er hatte die Adresse. Aber um wen es sich handelte, das wusste er noch nicht.

Die Marqueses de Urquijo sind ein relativ junges Adelsgeschlecht. Ursprünglich eine Arbeiterfamilie aus dem Baskenland, wurden die Urquijos mit Finanzgeschäften reich. Später gründeten sie sogar eine eigene Bank: die Banco Urquijo. Als der spanische Staat in eine finanzielle Schiefelage geriet, eilten die Urquijos ihm zu Hilfe. Dafür wurden sie im Jahr 1918 mit dem Adelstitel „Marques“ belohnt, der am ehesten mit einem deutschen Markgrafen zu vergleichen ist. Obendrein bekamen sie den Zusatztitel „Granden von Spanien“ verliehen. Ein ehrenvoller Rang, der allen anderen Adeligen, außer der spanischen Königsfamilie, übergeordnet ist.

Doch so ruhmreich die ersten Jahre des 20. Jahrhunderts für die Urquijos auch gewesen waren, so schlecht lief es danach: In Spanien wurde die zweite Republik ausgerufen, die neu eingeführte Demokratie unterbrach den gesellschaftlichen Aufstieg der Urquijos: 1931 wurden alle Adelstitel aufgehoben und erst 17 Jahre später unter Diktator Franco wieder eingeführt. Es war kein Geheimnis, dass Franco Spanien wieder in eine Monarchie verwandeln wollte. Der Adel und der Diktator standen sich nah.

María Lourdes de Urquijo y Morenés war zwölf Jahre alt, als ihre Familie ihren Titel wiedererlangte. Viel weiß man nicht aus dem Leben der jungen María, selbst ihre eigene Tochter Myriam würde später nicht sagen können, ob ihre Mutter je zur Schule gegangen war. Doch als erwachsene Frau galt María Lourdes de Urquijo als belesen, parlierte in fünf Sprachen und spielte die Violine. Sie war disziplinierte Anhängerin des erzkonservativen katholischen Opus Dei, und sie litt unter psychomotorischen Störungen, mehrfach begab sie sich in psychiatrische Behandlung. Als sie 1969 den Titel der fünften Marquesa und Granden von Spanien erbe, war sie bereits seit knapp 15 Jahren verheiratet. Und zwar mit einem Mann, der sich weit unterhalb ihres Standes befunden hatte.

Manuel de la Sierra y Torres war Ingenieur und Anwalt. Er und María kannten sich seit frühester Kindheit. Marias Vater war unglücklich mit der nicht standesgemäßen Verbindung, ließ sie aber letztlich zu. Es war eine Liebesheirat. Während die Marquesa als scheu galt, kaum an Feierlichkeiten



Manuel und María de Urquijo, Granden von Spanien, lebten 1980 in einem prunkvollen Vorort von Madrid. Am Morgen nach ihrer Ermordung tummelten sich Journalisten vor ihrem Anwesen

teilnahm und nur selten das Haus verließ, war der Marques für seinen spontanen und extrovertierten Charakter bekannt. Er organisierte Cocktailpartys mit dem Who's who der spanischen Finanzwelt und begann wenige Jahre nach der Hochzeit in der Bank der Familie zu arbeiten, wo er bis zum Direktor aufsteigen sollte.

Doch es gab auch eine andere Seite am Marques. Er hatte eine herrische, beinahe militärische Art und war ganz vernarrt in seinen Rang. Als seine Schwiegereltern starben, achtete er penibel darauf, die Finanzen der Familie zusammenzuhalten. Und das, obwohl seine Frau die Erbin des Titels und des Vermögens der Marqueses war. Trotz der Partys, die er schmiss, kam der Marques in den Ruf, ein Geizhals zu sein. Nicht einmal seinen Kindern gegenüber zeigte er sich spendabel.

Wie hoch das Vermögen der Marqueses war, lässt sich kaum beziffern. Neben der Villa in Somosaguas besaßen sie weitere Ländereien an der Küste und im Norden Spaniens sowie ein großes Aktienpaket der Urquijo-Bank und Anteile an anderen Firmen.

Als die Banco Urquijo Ende der 70er-Jahre in finanzielle Schwierigkeiten geriet, legte ein Großteil der Anteilseigner einen Plan auf den Tisch: die Fusion mit einer weitaus größeren Bank, der Banco Hispano Americano. Gerüchten zufolge soll sich der Marques allerdings geweigert haben, zu verkaufen.

Gründe für einen Mord an der zurückgezogen lebenden Marquesa schien es also kaum gegeben zu haben. Ein Motiv, den eigensinnigen Marques aus dem Weg zu schaffen, hingegen schon.

**F**ührt man heute nach Somosaguas, sieht man dort kaum ein Auto parken. Jede Villa hat ihre eigene Auffahrt, verborgen hinter dichten Hecken und hohen Toren, von mehreren Sicherheitskameras bewacht. Nicht weit entfernt liegt La Finca, das luxuriöseste Wohnviertel Spaniens, in dem die halbe Spielerschaft Real Madrids vermutet wird. Die einzigen Wagen, die am Straßenrand halten, sind die Arbeitstransporter von Gärtnern und Pool-Reinigern. Hin und wieder gleitet eine Luxuslimousine auf den von Linden gesäumten Straßen vorbei. Das Vogelgezwitscher wird nur vom Kinderlärm der nahe gelegenen Privatschule unterbrochen.

Die ehemalige Villa der Marqueses befindet sich am Rande von Somosaguas, direkt an einem kleinen Park. Etwas mehr Efeu als damals kriecht die braunen Ziegelwände hinauf, auf dem Dach wurden einige Solarpaneele installiert. Ansonsten sieht das zweistöckige Gebäude noch aus wie an dem Vormittag, als der Reporter José Yoldi sein Auto davor parkte.

Die Polizei und einige weitere Journalisten hatten sich bereits eingefunden. Yoldi stieg aus. Er fand schnell heraus, um wen es sich bei den Ermordeten handelte. Das würde eine große Nummer werden. Da war er sicher. Yoldi wartete und beobachtete. Nach und nach liefen einige der Personen, die in dieser Geschichte eine wichtige Rolle spielen würden, an ihm vorbei, zur Auffahrt der Villa hinauf.

Einer der Ersten, die an diesem Morgen an der Villa eingetroffen waren, war Diego Martínez Herrera. Er arbeitete seit 30 Jahren als Vermögensverwalter für die Marqueses und galt als deren engster Vertrauter. Er trug ein

schwarzes, kurzärmeliges T-Shirt aus ägyptischer Baumwolle, das ihm der Marques geschenkt hatte. An seinem rechten Arm waren auffällige Kratzer zu sehen. Hatte er sich die zugezogen, als er das Glas in der Tür eingeschlagen hatte?

Der Vermögensverwalter sollte das später abstreiten. Laut eigener Aussage war er in der Mordnacht zu Hause gewesen.

Während die Polizei den Tatort sicherte, ordnete der Vermögensverwalter an, die Körper der Marqueses, ihre Kleidung und die Bettlaken zu waschen. Außerdem nahm er einige Dokumente aus einem Safe und verbrannte sie. So habe es ihm der Marques für den Fall seines Todes angeordnet, sollte Martínez später sagen. Dass er damit wichtige Spuren vernichtete, sei ihm nicht klar gewesen. „Ich tat nur, was man mir befohlen hatte. Niemand hat mir gesagt, ich dürfe sie nicht waschen. Ich tat es aus Nächstenliebe.“

Als Nächstes betrat die 24 Jahre alte Tochter Myriam de la Sierra Urquijo die Auffahrt der Villa. Eine schöne Frau, selbstbewusst und ambitioniert. Sie wirkte etwas neben sich, aber gefasst an diesem Morgen. Sie habe nicht glauben können, dass wirklich etwas geschehen sei, würde sie später sagen.

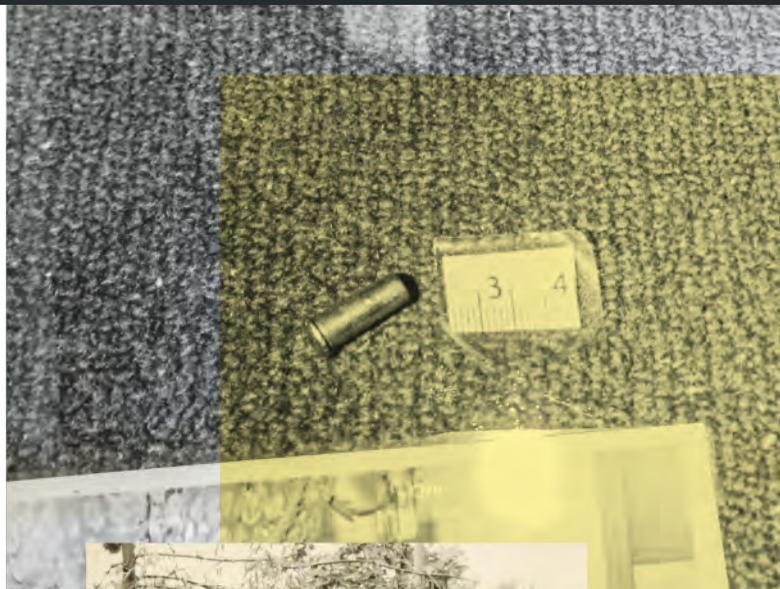
Myriams 22 Jahre alter Bruder Juan weilte derweil in London, wo er für die elterliche Bank arbeitete. Lange waren er und seine Schwester als die „Armen von Somosaguas“ bekannt gewesen, da ihr Vater sich weigerte, ihnen Geld zu geben, das sie in der aufblühenden Partyszene Madrids hätten verpassen können.

Myriam de Urquijo war daher darauf angewiesen, einen Job anzunehmen. Sie arbeitete zunächst als Sekretärin in einer Botschaft in Madrid. Später als selbstständige Verkäuferin bei einer Reinigungsmittelfirma. Von ihrem Mann lebte sie getrennt. Sie datete ihren Chef, der sich an jenem Tag auf einer Geschäftsreise befand. Sie habe die Nacht mit dessen kleinem Sohn in ihrer Wohnung verbracht, würde Myriam de Urquijo später angeben.

Die Polizei untersuchte den Tatort. An der angekorkelten Tür zum Swimmingpool fanden die Ermittler einige Fingerabdrücke, die sich allerdings nicht zuordnen ließen. Die DNA-Analyse sollte erst Jahre später erfunden werden. Im Zimmer des Marques entdeckten sie ein Kugelfragment im Kleiderschrank und zwei Patronenhülsen am Boden. Im Zimmer der Marquesa: zwei weitere Hülsen, eine auf dem Kopfkissen, eine auf dem Boden, nahe dem Bett. All dies wies auf einen Mord aus nächster Nähe hin. Die Hülsen, so ergab der forensische Bericht, gehörten zu Patronen mit einem 22er Kaliber. Spuren an den Hülsen wiesen darauf hin, dass alle aus einer einzigen Waffe abgefeuert worden waren. Ob aus einem Gewehr oder einer Pistole, blieb unklar.

Die Ermittler gingen zunächst von einem Auftragsmord aus. Das Brandloch in der Tür zum Pool, die geringe Anzahl der Spuren, die Tatsache, dass niemand die Schüsse gehört hatte – alles wirkte professionell vorbereitet und durchgeführt.

Die Körpertemperatur der Leichen, gemessen um 13.10 Uhr, ließ die Ermittler annehmen, dass die Morde spätestens um 22 Uhr am Vortag geschehen sein mussten. Der Butler Vicente Díaz Romero, ein glatzköpfiger Mann, der gemeinsam mit seiner Frau, einer Kammerzofe, auf dem Anwesen

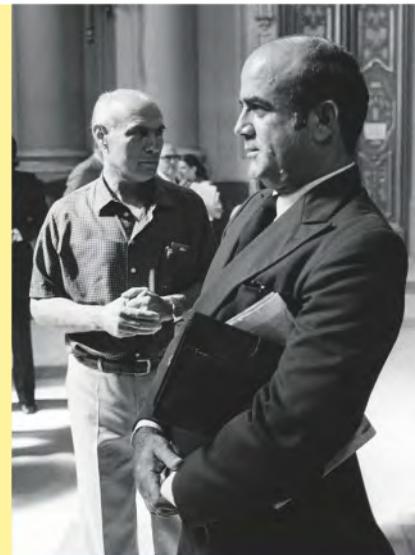


Die Geschwister Myriam und Juan de Urquijo als Kinder. Damals war das Verhältnis zu ihrem geizigen Vater weniger kompliziert

lebte, hatte jedoch angegeben, die Villa erst um 23 Uhr verlassen zu haben. Er habe alle Türen ordnungsgemäß verschlossen, gab der Butler an. Dann seien er und seine Frau in ihre eigene Wohnung gefahren, die in einer Stadt rund 110 Kilometer entfernt lag.

Eines von beidem konnte nicht stimmen: entweder der geschätzte Todeszeitpunkt der Rechtsmedizin oder die Aussage des Butlers.

Kurzzeitig machte das Gerücht die Runde, die marxistisch-baskisch-nationalistische Eta, die in den 80er-Jahren das Land mit immer neuen Terrorattacken erschütterte, könnte hinter dem Mord stecken. Doch schon zehn Tage nach der Tat hatten die Ermittler einen Terroranschlag, einen Raub oder ein politisches Attentat ausgeschlossen. Es gab keine Indizien, die darauf hindeuteten.



Am Tatort stellte die Polizei Patronenhülsen sicher. Der Vermögensverwalter Martínez (l.) vernichtete wichtige Spuren, angeblich unabsichtlich. Der Butler Díaz sagte, als er die Villa am Abend verlassen habe, sei noch alles in Ordnung gewesen

Wer war es also?

Der Butler, der von den Marqueses so mies entlohnt worden war, dass ihm kaum Geld blieb, um sich neue Kleidung zu kaufen? Oder der ebenfalls schlecht bezahlte Vermögensverwalter, der wichtige Spuren vernichtet hatte? Oder waren es doch die beiden Kinder Myriam und Juan de Urquijo? Sie erben das gesamte Vermögen, darunter mehrere Anwesen und Anteile an der familieneigenen Urquijo-Bank, die zwei Jahre nach den Morden mit der Banco Hispano Americano fusionieren sollte.

Der Polizei schienen all diese Mutmaßungen wenig plausibel. Stattdessen schoss sie sich auf eine andere Theorie ein, die sie nicht mehr loslassen sollte. In den Polizeiakten von 1981 steht: „Seit dem ersten Moment ... konzentriert sich der Verdacht auf den Schwiegersohn der Marqueses.“

**R**afael „Rafi“ Escobedo Alday stammte aus einem alten Adelsgeschlecht, das seine Besitztümer vor langer Zeit verloren hatte. Er war 26 Jahre alt, sah gut aus, war charmant und liebte das Madrider Nachtleben, Gin Tonic und Kokain. Er war der Sohn eines Rechtsanwalts und hatte sein Jurastudium abgebrochen. Hin und wieder ging er Gelegenheitsjobs nach.

Myriam de Urquijo hatte sich in Rafi Escobedos spontane, sorglose Art verliebt, doch auf Dauer konnte sie ihn nicht ertragen. Vielleicht war sie auch von der Meinung ihres Vaters geprägt: In dessen Augen war Escobedo ein Taugenichts. Ein Junge mit guter Herkunft, aber wenig Ambition. Vor der Hochzeit hatte der Marques seiner Tochter ein Ultimatum

gestellt: Er würde sie enterben, wenn sie Rafi heiratete. Eine Drohung, die er nicht wahr machen sollte. Doch auch nach der Hochzeit behandelte der Marques seinen Schwiegersohn kühl und abwertend.

Zunächst wohnte das frisch verheiratete Ehepaar in der Villa der Marqueses. Aber der Marques weigerte sich, die beiden auch darüber hinaus finanziell zu unterstützen. Rafi Escobedo eröffnete mit dem Geld, das seine Frau verdiente, eine Bar. Doch der „Pub Claque“ sollte nicht lange überleben. Escobedo verlor sich im Madrider Nachtleben. Myriam de Urquijo hatte immer weniger Verständnis für seine leichtlebige Art. Sie wollte jemanden, mit dem sie ihre Zukunft planen konnte. Nach nur sechs Monaten Ehe trennte sie sich von ihm.

Rafi Escobedo war wütend. Er gab seinen Schwiegereltern die Schuld daran, dass seine Ehe in die Brüche gegangen war. Drei Tage vor den Morden soll er Myriam de Urquijo zufolge gesagt haben: „Du wirst dich noch an mich erinnern. Ich werde deine Eltern fertigmachen. Dieses Mal meine ich es wirklich.“

Doch Escobedo hatte ein Alibi. In der Mordnacht war er mit Freunden in Madrid unterwegs. Javier Anastasio, ein guter Freund, den er schon von Kindesbeinen an kannte, habe ihn zur Wohnung seiner Eltern in der Innenstadt gefahren. Um halb drei Uhr morgens sei er dort angekommen. Also lange nach 22 Uhr, dem Zeitpunkt, an dem die Marqueses spätestens ermordet worden sein sollten.

Doch die Ermittler kümmerte das nicht. Für sie war die Sache eindeutig. Nicht Geld war Rafi Escobedos Mo- →



Auch Ex-Schwiegersohn Rafael Escobedo (l.) geriet in Verdacht. Die Ehe mit Myriam de Urquijo hatte nicht lange gehalten. Sein Freund Javier Anastasio (r.) lieferte ihm ein Alibi

tiv. Myriam und er hatten vor der Eheschließung einen Vertrag über Gütertrennung unterzeichnet. Er würde also nichts erben. Nein, Escobedo, glaubten die Beamten, hatte Rache nehmen wollen. Dafür, dass die Marqueses seine Ehe ruiniert hatten.

Einen ersten Tathergang beschrieb der Chef des Kriminalkommissariats am 11. September 1980, 41 Tage nach der Tat, folgendermaßen: Der Täter, er musste allein gewesen sein, sprang um sechs Uhr morgens über den Zaun und schlug mit einem harten Gegenstand ein kleines Loch in die gläserne Pooltür. Um so wenig Lärm wie möglich zu verursachen, hatte er den Gegenstand zuvor mit einem Lappen umwickelt. Er griff mit seinem rechten Arm durch das splitterige Loch in der Glastür, um sie von innen zu öffnen.

Für die zweite Tür aus Holz brauchte er mehr Geschick: Womöglich benutzte er einen Gasbrenner, um ein Loch hineinzubrennen, dann fingerte er nach dem Schlüssel, der von innen steckte. Der Täter musste den Verschlussmechanismus beider Türen genau gekannt haben. Er schlich die Treppen hinauf, betrat das Zimmer des schlafenden Marques, stellte sich hinter ihn und tötete ihn mit einem Schuss in den Hinterkopf.

Danach rannte der Täter ins Nebenzimmer, in dem sich die Marquesa befand. In seiner Hektik stieß er gegen einen Stuhl, worauf sich ein weiterer Schuss löste, der den Kleiderschrank traf. Die Hülse rollte in den Flur. Die Marquesa saß auf dem Bett, als der Täter in ihr Zimmer eindrang. Er ging auf sie zu, feuerte ihr ins Gesicht. Sie kippte nach hinten weg, und er schoss erneut, dieses Mal traf die Kugel sie im Hals.

Warum niemand im Haus etwas mitbekommen haben wollte, konnte sich die Polizei nicht erklären. Ebenso wenig gab es eine schlüssige Erklärung zum Tatzeitpunkt. Die Theo-

rie zum Tathergang schließt mit den Worten: „Die aktivsten Bemühungen werden unternommen, um den Vorfall weiter aufzuklären.“

Der Druck auf die Beamten war hoch. Zu brisant war der Mord an den Marqueses. Spanien befand sich mitten im Umbruch: Erst wenige Jahre zuvor war die Franco-Diktatur zu Ende gegangen. Von der noch jungen Demokratie waren längst nicht alle Spanier begeistert. „Scheitern war keine Option“, sagt der Reporter Yoldi heute. Die Ermittler brauchten einen Täter. Und sie versteiften sich auf einen Mann: Rafael Escobedo.

Nur wie sollten die Ermittler ihm die Tat nachweisen?

Der Vater von Rafael Escobedo galt als Waffennarr. Er war Mitglied des nationalen Schießvereins und übte regelmäßig Sportschießen. Seine Waffen bewahrte er in seiner Finca in Nordspanien auf. Dorthin hatte sich Rafael Escobedo zurückgezogen. Mehr als acht Monate waren seit den Morden vergangen, noch immer fehlten den Ermittlern die Beweise. Dann, am 8. April 1981, durchsuchten sie die Finca in Nordspanien und stellten dort Patronenhülsen sicher, die den Hülsen ähnelten, die am Tatort gefunden wurden: Kaliber 22. Ähnliche Einkerbungen. Passend zu einem Revolver der Marke Star, Modell F, der Escobedos Vater gehörte, aber nicht auffindbar war. Der Vater beteuerte, er habe den Revolver bereits vor den Morden an den Marqueses verkauft. Die Beamten nahmen seinen Sohn trotzdem fest.

Drei Tage später gab die Madrider Polizei eine Pressekonferenz in Madrids Innenstadt. Rafael Escobedo hatte im Beisein eines Anwalts gestanden. Er habe die Marqueses umgebracht, sagte er. Der Grund: Er habe sie für das Scheitern seiner Ehe verantwortlich gemacht.

Der Fall schien eindeutig. Doch dann passierte etwas Unvorhergesehenes: Rund drei Monate nach seiner Verhaftung zog Escobedo sein Geständnis zurück. Er musste dennoch in Untersuchungshaft bleiben. Zu schwer wogen die Indizien. Erst recht nachdem der Revolver der Marke Star zufällig in einem Sumpf entdeckt worden war. Escobedos altem Kindheitsfreund Javier Anastasio wurde vorgeworfen, ihn dort versenkt zu haben.

Am 21. Juni 1983, nach mehr als zwei Jahren in Untersuchungshaft, wurde der Prozess gegen Escobedo vor dem Landgericht in Madrid eröffnet. José Yoldi, der Reporter, der über den Prozess berichtete, war auch da. An beinahe jedem Prozesstag gab es eine neue kleine Sensation.

Zunächst kam es zum Schlagabtausch zwischen dem Staatsanwalt, einem Freund der Familie de Urquijo, und Rafael Escobedo.

„Ich bin schuldig, meine Schwiegereltern ermordet zu haben.“ Das haben Sie geschrieben und unterschrieben“, so der Staatsanwalt.

„Es war ein Pakt“, antwortete Escobedo.

„Ein Pakt?“

„Mit den Kommissaren.“

Man habe ihm versprochen, sagte Escobedo, dass seine Familie in Ruhe gelassen würde, wenn er nur geständig wäre. Während er im Vernehmungszimmer saß, habe man seinen festgenommenen Vater, den Besitzer der angeblichen Tatwaffe, im Gang vorbeigeführt. Später sollte Escobedo zudem von Folter durch die Beamten sprechen. Zwei Tage habe er, ohne etwas zu trinken zu bekommen, in einem Raum stehen müssen. Die Beamten hätten ihn angewiesen, sich auszuziehen und nackt Liegestütze zu machen. Der Hauptkommissar habe ihn geohrfeigt. Das schriftliche Geständnis sei ihm vorgelegt worden, er habe nur unterschrieben. Die Beamten stritten alle diese Vorwürfe vehement ab.

Als Nächstes wurde besagter Hauptkommissar in den Zeugenstand berufen. Ein 33-jähriger Polizeibeamter mit dichtem schwarzem Haar, das nur an den Stirnecken langsam zurückwich.

Wie er auf Escobedo als Verdächtigen gekommen sei?, fragte Escobedos Rechtsanwalt.

Er sei der Spur der Patronenhülsen gefolgt, die ihn zu Escobedos Vater geführt hätten, antwortete der Hauptkommissar.

„Und wo sind sie jetzt?“, hakte der Rechtsanwalt nach.

Die Hülsen seien nur wenige Tage vor Prozessbeginn aus dem Besitz der Polizei entwendet worden, musste der Hauptkommissar einräumen. Von einigen „Individuen“, die sich als Polizisten verkleidet hätten. Auch die Tatwaffe, der Revolver, sei auf mysteriösem Weg aus der Obhut der Polizei verschwunden.

Gemurmel im Saal. Die einzigen Beweismittel, und nun konnte die Anklage sie nicht mal präsentieren? „Man merkte förmlich, dass die Stimmung kippte“, sagt der Reporter José Yoldi heute. „Irgendwann waren alle auf Rafis Seite.“

Mit Spannung wurde die Aussage von Myriam de Urquijo erwartet. Sie sprach von den Drohungen Escobedos gegen ihre Eltern und zeichnete das Bild eines mental instabilen Mannes: Depressionen, Exzesse, Selbstmordversuche.

Auch die anderen Personen, die in den Fall verwickelt waren, wurden angehört. Der Vermögensverwalter Martínez versuchte kleinlaut zu rechtfertigen, dass er die Leichen der Marqueses hatte waschen lassen. Der Butler Díaz gab kryptisch zum Besten, dass die eigentlichen Mörder noch auf freiem Fuß und im Haushalt der Marqueses zu finden seien. Theorien, mit denen er im spanischen Fernsehen und Klatschblättern ordentliche Summen verdienen sollte.

Nach 17 Tagen war alles vorbei.

Rafael Escobedo wurde wegen der Morde an den Marqueses zu 53 Jahren Gefängnis verurteilt. Obwohl ihm sein alter Kindheitsfreund ein Alibi gegeben hatte. Und obwohl Patronenhülsen und Revolver verschwunden waren. Im sechsseitigen Urteil wurde der Schuldspruch mit Escobedos Geständnis begründet, das er erst nach 79 Tagen zurückgezogen habe. Ob Escobedo der alleinige Täter gewesen sei, da wollte sich das Gericht nicht festlegen. Er habe die Morde „allein oder in Gesellschaft anderer“ begangen, hieß es.

Nach dem Urteil gab sich Rafael Escobedo zunächst kämpferisch. Er suchte sich einen neuen Anwalt.

**M**arcos García Montes ist ein schmaler, kleiner Mann von 76 Jahren, mit Schnurrbart und ausgefallenem Geschmack: Zu einem Hemd mit hochgeschlagenem Kragen trägt er Hosenträger und Manschettenknöpfe. Er sitzt in seiner Kanzlei im Norden Madrids, hinter einem schweren dunklen Holztisch mit Verzierungen aus Messing, und spricht gegen die Opernmusik an, die in seinem Büro läuft. Was er sagt, klingt ein wenig einstudiert, kaum verwunderlich: Mehr als 40 Jahre gibt er bereits Interviews zum Fall der Marqueses. Es lässt sich auf einen Satz herunterbrechen: „Dieser ganze Fall stinkt doch zum Himmel.“

Damals war García 35 Jahre alt. Er hatte sich bereits einen Namen als Strafverteidiger gemacht, als ihn die Anfrage erreichte, ob er Escobedo nicht vertreten wolle. Er habe sofort akzeptiert, erzählt er heute. Die Polizei und das Gericht hätten einige Indizien und etliche Mutmaßungen gehabt, aber keinerlei Beweise. Inzwischen wäre es unmöglich, dass ein Angeklagter bei einer so unklaren Beweislage verurteilt werde, sagt er. Aber Spanien sei damals noch keine wirkliche Demokratie gewesen. Das habe sich auch im Justizsystem und der Polizeiarbeit gezeigt. „Sie haben damals einen Sündenbock gesucht.“ Mit „sie“ meint García die Polizei, die Richter, das ganze Justizsystem.

Der Rechtsanwalt arbeitete sich in den Fall ein. Auch die Behörden ermittelten weiter. „Allein oder in Gesellschaft anderer“, hatte es im Urteil geheißen. Und nun, da Escobedo im Gefängnis saß, nahm sich die Justiz die anderen vor. Nur wenige Monate nach dem Urteil gegen Escobedo wurde Javier Anastasio verhaftet. Der alte Kindheitsfreund, der Escobedo ein Alibi verschafft hatte und den Revolver entsorgt haben sollte. Anastasio drohte eine Verurteilung wegen Mittäterschaft an den Morden. Ein weiterer Freund wurde wegen Verschleierung der Tat und Fluchthilfe zu zehn Jahren Haft verurteilt. Er soll Anastasio kurz nach Escobedos Verhaftung Geld gegeben haben, um das Land zu verlassen. —>





Vor Gericht bestritt Escobedo, die Tat begangen zu haben. Auch Myriam de Urquijo, hier während eines Fernsehinterviews, wies alle Anschuldigungen von sich

Doch auch der Rechtsanwalt García konnte nichts ausrichten. Der oberste spanische Gerichtshof bestätigte das Urteil gegen Escobedo. Und während der Rechtsanwalt an einer neuen Strategie tüftelte, erreicht ihn eine schreckliche Nachricht: Rafael Escobedo war erhängt in seiner Gefängniszelle in Madrid gefunden worden, mit einem Laken um den Hals, das an den Gitterstäben des Fensters befestigt war.

Nur wenige Tage zuvor hatte Escobedo ein verzweifertes Radiointerview gegeben: „Ich bin nichts, nichts. Jetzt vegetiere ich, ich vegetiere, um nicht zu leiden. Ich sehe keinen anderen Ausweg als den Selbstmord.“

Sein Rechtsanwalt García hatte Zweifel. Die erste Autopsie sei nicht gründlich genug vorgenommen worden, das Ergebnis voreilig, sagt er heute. „Rafael hatte keine Rostspuren an den Händen oder Füßen, aber die Gitter waren rostig.“ Außerdem habe er keine der typischen Merkmale eines Erhängten aufgewiesen: „Keine hervorstehenden Augen, keine rausgestreckte Zunge, keine Erektion.“

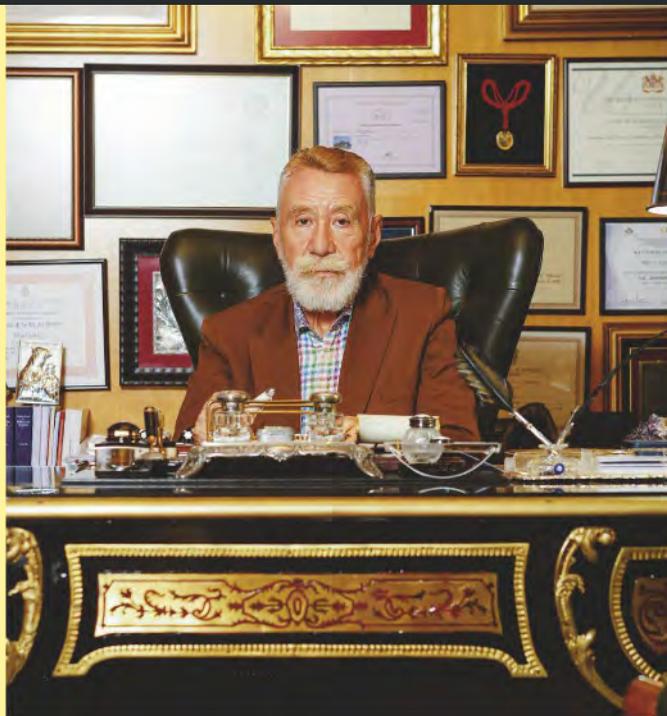
Als der Richter eine weitere Autopsie verweigerte, engagierte García selbst ein forensisches Team. Dieses fand heraus, dass Escobedo bereits tot war, als er mit dem Laken aufgehängt wurde. In seiner Lunge wurde Zyanid gefunden. Das habe eher auf einen Mord hingewiesen, so García. Er sagt: „Man könnte behaupten, sie haben Selbstmord an ihm begangen.“ Was er damit meint, ist, dass der Selbstmord an Escobedo gestellt war, um den eigentlichen Mord zu verdecken.

Wenig später ergab eine richterliche Nachuntersuchung, dass die Zyanidmenge zu gering gewesen sei, um einen erwachsenen Mann zu töten. Tod durch Ersticken blieb die offizielle Ursache für den Tod von Rafael Escobedo. Doch seine mutmaßlichen Komplizen waren noch am Leben.

**E**ine Hotelbar an einem warmen Maitag in Aranjuez, einer Kleinstadt südlich von Madrid. In einem wuchtigen Sessel sitzt ein schmaler Mann von 69 Jahren. Seine Haut ist ledrig-braun, die Haare lichten sich. Obwohl seine Schlüsselbeine im Ringausschnitt seines ausgebleichten Shirts hervortreten, wirkt er nicht zerbrechlich. Im Gegenteil scheint er eine körperliche Stärke zu besitzen, so wie sie lange Jahre Feldarbeit hervorbringen kann.

„Niemand hat je versucht, mich zu finden“, sagt Javier Anastasio. „Nicht wirklich.“

Dreieinhalb Jahre saß Escobedos alter Kindheitsfreund in Untersuchungshaft. Im März 1987 wurde er entlassen, mit der Auflage, sich regelmäßig bei den Sicherheitsbehörden zu melden. Sein Gerichtsprozess wurde immer wieder verschoben. Wenige Tage vor Weihnachten desselben Jahres floh Anastasio aus Spanien. Er war 24 Jahre alt. Seine Spur verlor sich in Südamerika. Ein halbes Leben lebte er dort, in Brasilien, Kolumbien, Argentinien. Half Bauern bei der Ernte, verdingte sich als Straßenverkäufer, investierte später in Immobilien.



Rechtsanwalt Marcos García findet bis heute: „Dieser ganze Fall stinkt zum Himmel“

Anfangs, erzählt er, habe er noch versucht, sich zu verstecken. Doch mit der Zeit sei er waghalsiger geworden. Nach zwei Jahren in Brasilien habe er zum ersten Mal versucht, einen Aufenthaltstitel zu beantragen. Die brasilianischen Beamten hätten große Augen gemacht: „Meinst du, wir wissen nicht, wer du bist?“, hätten sie ihn gefragt. „Da hatte ich Schiss“, sagt Anastasio. Doch die Beamten hätten ihn einfach nach Hause geschickt. Danach sei ihm klar gewesen, dass die Polizei nicht nach ihm suchte.

„Meine Familie hat mich jedes Jahr besucht“, sagt Anastasio. „Ich war sehr leicht zu finden.“ Jedes Mal, wenn sein Pass abließ, habe er ihn bei einem spanischen Konsulat erneuern lassen. „So, als hätte ich nicht bei Interpol auf der Liste gestanden“, sagt er und muss unwillkürlich lachen.

Anastasio wartete den Verjährungszeitraum für die Taten ab, für die er angeklagt worden war: 20 Jahre sind das für Mord in Spanien. Und dann wartete er noch ein paar weitere Jahre, um ganz sicherzugehen.

2010 sprach er in Buenos Aires zum ersten Mal mit spanischen Journalisten. Wenige Jahre später kehrte er nach Spanien zurück. Dort lebt er noch heute, in einer Stadt, etwas weniger als eine Autostunde von der ehemaligen Villa der Marqueses entfernt. „Dieser Fall hat mich mein Leben gekostet“, sagt er. „Zumindest das Leben, das ich für mich gewollt hatte.“

Er habe Spanien nur verlassen, weil der Richter seinem Anwalt nahegelegt habe, dass er gehen solle. Die wollten mich loswerden, um nicht mehr Staub aufzuwirbeln“, sagt Anastasio. Deshalb sei auch sein Gerichtsverfahren immer wieder verschoben worden. Schließlich wären sonst erneut Details in den Vordergrund gerückt, die nicht mit dem Urteil übereinstimmten. Etwa der Tatzeitpunkt und das Alibi, das er seinem Freund geliefert hatte. Anastasio beteuert auch 44 Jahre

danach: „Ich war bis halb drei Uhr morgens mit Rafi zusammen.“

Aber was habe es dann mit der Tatwaffe auf sich gehabt, die er im Sumpf versenkt haben soll? „Ich habe eine Waffe im Sumpf versenkt“, gibt Anastasio zu. Rafi habe ihn darum gebeten. Ob das die Tatwaffe gewesen sei, wisse er nicht. Warum er den Revolver dann sonst hätte entsorgen sollen, darauf geht Anastasio nicht weiter ein. „Diese Frage habe ich Rafael nicht gestellt“, sagt er nur.

Javier Anastasio ist trotzdem überzeugt davon, dass der ganze Fall eine Farce war. Eine große Show, die von Menschen ablenken sollte, die wirklich von dem Tod profitierten.

Wer das gewesen sei?

Das könne er nicht wissen, sagt er. Geschäftsleute vielleicht, die die Bankenfusion wollten, gegen die sich der Marques angeblich gewehrt hatte.

Irgendwann – Escobedo war längst tot und Anastasio in Südamerika verschwunden – legte sich die größte Aufregung um den Fall. Der Vermögensverwalter Martínez verschwand aus der Öffentlichkeit. Der Butler Díaz gab bis ins hohe Alter jedem, der ihm zuhören wollte, Interviews. Die Kinder der Marqueses gründeten Familien. Juan de Urquijo arbeitete zunächst weiter in der Bank, später lebte er in Panama, wo er eine Kredit-Rating-Agentur leitete; 2022 starb er mit 63 Jahren. Myriam de Urquijo heiratete ihren Chef, mit dem sie zwei Kinder bekam, und schrieb ein Buch über den Mord

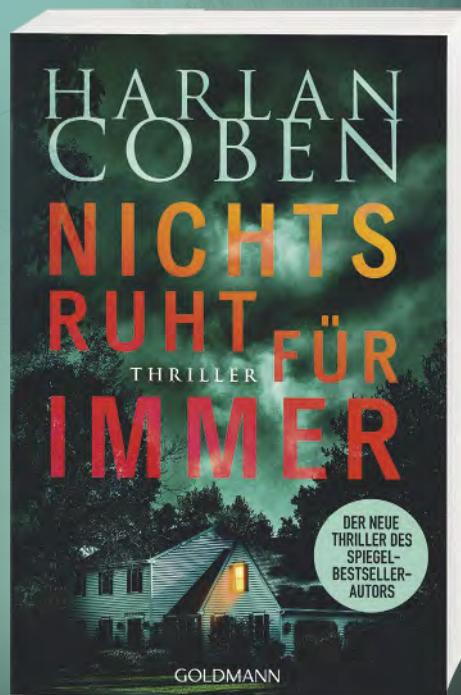
an ihren Eltern. Heute ist sie geschieden und lebt laut sozialen Medien als Geschäftsfrau in Madrid.

Über die Jahre führten die Geschwister de Urquijo mehrere Gerichtsprozesse gegen Journalisten und Autoren, die zum Mordfall ihrer Eltern abweichende Theorien verbreitet hatten. Einige behaupteten, dass die Geschwister aus Gier gemordet hätten. Andere, dass der Vermögensverwalter oder der Butler die eigentlichen Mörder seien, weil sie die Geringerschätzung des Marques nicht mehr ausgehalten hätten. Auch wilde Gerüchte über sexuelle Beziehungen verbreiteten sich: Einmal war es der Marques selbst, der eine sadomasochistische Beziehung mit dem Vermögensverwalter gehabt haben sollte. Dann war es der Sohn Juan, der in einer homosexuellen Beziehung zu seinem Schwager Rafael gestanden haben sollte. Dann ging es wieder um mögliche Geschäftsintrigen.

Das Stimmengewirr drängte das Urteil gegen Rafael Escobedo in den Hintergrund. Obwohl er rechtmäßig verurteilt wurde, scheint die Frage, wer die Marqueses ermordete, nicht nur für den Anwalt García, sondern auch für weite Teile der spanischen Öffentlichkeit bis heute unbeantwortet zu sein. Und tatsächlich gibt es viele Ungereimtheiten: Wer den Revolver und die Patronenhülsen aus dem Besitz der Polizeistahl, konnte nie geklärt werden. Auch nicht, warum die Tür zum Swimmingpool um 23 Uhr noch intakt gewesen sein sollte. Der Butler hatte es so ausgesagt. Aber wer weiß schon, ob man ihm trauen kann? ●

# WENN DIE VERGANGENHEIT ZUR BEDROHUNG WIRD...

*Der abgründige neue Thriller  
des Nr.1-SPIEGEL-Bestsellerautors*



Paperback | 416 Seiten | € 17,- | D  
Auch als Hörbuch und E-Book erhältlich

„Ich habe  
etwas  
gesehen ...





# ...das ich nicht hätte sehen sollen“

Das sagte Angelo Vassallo, wenige Tage bevor er ermordet wurde. Unsere Autorin kannte ihn gut.

Hier erzählt sie die Geschichte eines Mannes, der seinen Mut mit dem Tod bezahlte

VON LUCIANA ESPOSITO FOTOS PAOLO MANZO

## ANGELO VASSALLO WAR FISCHER.

Er stammte aus Acciaroli, einem kleinen Badeort mit knapp 700 Einwohnern, der in der Region Cilento liegt, 130 Kilometer südöstlich

von Neapel. Acciaroli ist für drei Dinge berühmt: für seinen kilometerlangen Sandstrand. Für die außergewöhnlich hohe Zahl von Hundertjährigen, die dort leben. Und dafür, dass Ernest Hemingway dort nach Ende des Zweiten Weltkriegs einige Monate verbrachte und zu seinem Roman „Der alte Mann und das Meer“ inspiriert worden sein soll.

Ob Angelo den Roman je gelesen hat, ist nicht bekannt. Fest steht nur: Er fuhr beinahe 20 Jahre zur See, fing Sardellen und Tintenfische, dann entschied er sich, in die Politik zu gehen. Es gibt einen Satz, den er oft gesagt hat: „Wer sein ganzes Leben auf dem Meer verbracht hat, kann keine Angst vor den Menschen haben.“

Ich weiß das aus ziemlich sicherer Quelle. Denn ich kannte Angelo Vassallo gut, den „Fischerbürgermeister“, wie er von allen genannt wurde.

Ich bin in Neapel groß geworden, aber Acciaroli ist mein Sehnsuchtsort. Meine Eltern verbrachten dort in den 1970er-Jahren ihren ersten Urlaub nach der Verlobung. 40 Jahre lang kehrten sie jeden Sommer zurück, erst zu zweit als Ehepaar, dann mit meiner Schwester und später mit mir. Irgendwann lernte unsere Familie die von Angelo Vassallo kennen, und während Sommer um Sommer verging, konnten wir mit ansehen, wie Acciaroli unter seiner Ägide immer schöner wurde und sich in die „Perle des Cilento“ verwandelte. Wir waren da, als die politischen Erfolge des Fischerbürgermeisters wie Feste gefeiert wurden. Und wir waren auch in seinem letzten Sommer dort. Nur wenige Tage, bevor neun Kugeln, abgefeuert aus einer Pistole des Modells Baby Tanfoglio, Kaliber 9x21, Angelo Vassallos Leben ein Ende setzten.

**ANGELO WUCHS IN EINER EINFACHEN FAMILIE AUF.** Sein Vater war Fischer. Auf einem kleinen Stück Land bauten er und seine Frau etwas Gemüse und Obst an. Damals war Acciaroli noch kein beliebter Ferienort, in den jedes Jahr Tausende strömten, sondern nicht mehr als ein verschlafenes Nest, in dem im Sommer das Trinkwasser knapp wurde. Es gab kaum Restaurants oder Geschäfte und nur einen kleinen Hafen. Die Straßen, die sich in Serpentina die Berge hochwanden, waren nicht asphaltiert. Im Winter, wenn Erdbeben die Hänge hinabrauschen, war das Dorf oft von seiner Umgebung abgeschnitten.



Angelos Eltern hatten sich ein Ziel gesetzt: Ihre vier Söhne sollten es einmal besser haben als sie selbst. Sie sollten sich weder auf dem Feld abrackern noch auf dem Mittelmeer ihr Leben riskieren müssen. Angelo besuchte das Gymnasium im Franziskanerkloster von Baronissi, rund 100 Kilometer von seinem Heimatort entfernt. Anfang der 70er-Jahre ging er nach Rom, um Jura zu studieren, und geriet dort in die Ausläufer der 68er-Proteste. Er demonstrierte, diskutierte und begehrte auf. Doch irgendwann begann das Chaos der Großstadt ihn zu erdrücken. Angelo vermisste das Meer und diese unvergleichliche Ruhe, die er nur in Acciaroli fand, wenn er dort morgens am Strand spazieren ging.

Er beschloss, nach Hause zurückzukehren und Fischer zu werden, so wie sein Vater.

Meist fuhr Angelo spät in der Nacht aufs Mittelmeer und warf seine Netze aus. Manchmal verbrachte er mehrere Tage allein auf See. Die Einsamkeit machte ihm nichts aus. Vor dem Meer hatte er tiefen Respekt. Er wusste, es war viel mächtiger, als irgendein Mensch es jemals sein würde.

Er fing kleine Oktopusse, Hummer und zwischen April und Juli, sofern die See ruhig und glatt war, auch Menaica-



Acciaroli liegt in Süditalien, direkt am Mittelmeer. Vassallo war dort Bürgermeister, er warb auch mit dem kristallklaren Wasser für sein Heimatdorf, das er in ein beliebtes Urlaubsziel verwandelte

Sardellen, die mit besonderen Netzen gefischt werden, die es so nur im Cilento gibt. Wie alle Fischer im Ort stellte er seinen Fang in großen Styroporschalen im Hafen aus. Sobald er alles verkauft hatte, schipperte er wieder hinaus aufs Meer. Vielleicht konnte er die Dinge, die sich an Land zutrug, von dort aus klarer sehen. Vielleicht hatte er einfach nur genügend Zeit, um über alles gründlich nachzudenken.

Irgendwann kam Angelo jedenfalls auf eine Idee: Er wollte etwas verändern.

Mit einigen Freunden gründete er die „Alternativa Democratica“, eine linke Partei mit einem stark auf Ökologie ausgerichteten Programm. Es waren die 1990er-Jahre. Umweltschutz wurde von vielen als etwas Überflüssiges angesehen. Als ein Hindernis, das die Wirtschaft dabei störte, noch mehr Geld zu verdienen.

Im Jahr 1995 stellte Angelo sich zur Wahl. Er wollte Bürgermeister von Pollica werden, so heißt die Gemeinde, zu der Acciaroli hört und in der insgesamt 2000 Menschen leben. Angelo war damals 41 Jahre alt, ein Fischer mit wettergegerbtem Gesicht. Anders als die vielen konservativen Honoratioren, die seit Jahrzehnten an ihren Sitzen klebten, stand er für den Wandel. Er wurde mit beinahe 100 Prozent der Stimmen gewählt.

Doch bald schon musste er feststellen, dass die Lage von Pollica noch schlechter war, als er vermutet hatte. Zum Glück hatte er eine Person an seiner Seite, die ihm half.

**GERARDO SPIRA IST EIN KÄMPFERISCHER**, gewissenhafter Mann, immer noch. Er lebt in einer Villa auf den Hügeln von Agropoli, einer Kleinstadt 30 Kilometer von Acciaroli entfernt, direkt am Meer gelegen. Obwohl er die 80 überschritten hat und längst in Rente ist, verfasst er einen eigenen Blog, auf dem er die Missstände der Lokalpolitik dokumentiert. Spira weiß, wovon er da schreibt. Er arbeitete früher als Gemeindesekretär in einer Kleinstadt nahe Acciaroli.

Er war bereits ein Vierteljahrhundert im Amt, als sein alter Bekannter Angelo Vassallo ihn damals besuchte.

„Ich kann nicht einmal in mein Büro gehen, weil auf der Treppe Ordner voller Dokumente und Papierkram stehen“, —>

habe Angelo ihm gesagt, erinnert sich Spira heute.

„Und was ist mit dem Gemeindesekretär?“, antwortete Spira.

„Er kommt in kurzen Hosen, macht einen schnellen Rundgang durch die Büros und verschwindet wieder“, sagte Vassallo. „Aber warum kommst du nicht nach Pollica und hilfst mir?“

Spira war damals in seinen Fünzigern und hatte Lust auf ein Experiment, auf etwas Neues. Er sagte sofort zu und wurde zum Gemeindesekretär ernannt. Zur rechten Hand von Angelo. Die Lage war desaströs: Es fehlte an Personal, die Korruption blühte. Aber das größte Problem war, dass die Kasse völlig geschröpft worden war. Die Kommune hatte mehr als 800 Millionen Lire Schulden, umgerechnet etwas mehr als eine Million Euro; die Gehälter waren seit 14 Monaten nicht bezahlt worden.

Spira nahm sich zwei Dinge vor: Er schuf Transparenz. „Die Leute müssen wissen, was in den Büros der Gemeinde vor sich geht“, sagt er heute, „sie müssen sehen, was wir tun.“ Und er sprach mit den Banken, trieb frisches Geld auf und beglich die Schulden.

Dann konnte sein Chef, der Bürgermeister, loslegen.

Angelo Vassallo sorgte dafür, dass die Kläranlagen funktionierten und nicht länger ins Meer überliefen. Er ließ ein Abwassernetz von etwa 40 Kilometer Länge anlegen, das auch die Nachbargemeinden benutzen konnten. Er baute ein neues Wassersystem, das der Knappheit im Sommer ein Ende setzte. Angelo schlief kaum noch. Sein Ziel war es, Touristen und Touristinnen nach Acciaroli zu locken, nicht nur im Sommer, sondern das ganze Jahr über.

Er warb mit den Sandstränden und dem kristallklaren Tyrrhenischen Meer, den grünen einladenden Hügeln, mit dem milden Klima und vor allem mit der mediterranen Küche, die viel Olivenöl, viel Fisch und den besonderen Rosmarin beinhaltet, der im Cilento wächst. So machte der Fischerbürgermeister Acciaroli zur „Heimat der Hundertjährigen“, zu dem Ort, an dem Menschen außergewöhnlich lange leben und besonders selten an Herzkrankungen oder Alzheimer leiden. Am Ortseingang ließ er ein Schild montieren: „Willkommen in Acciaroli: der Stadt von Ernest Hemingway“.

Und die Touristen kamen. Sie kamen in Scharen.

Auch ich merkte, dass sich etwas veränderte. Früher, als kleines Mädchen, hatte ich am Strand gelegen und Bücher gelesen, während meine nassen Haare in der Sonne trockneten. Ich hatte es genossen, so viel Zeit mit meinem Vater zu verbringen, den ich sonst nur selten sah. Tagsüber arbeitete er im Sekretariat einer Schule, nachmittags schnitzte er als Handwerksmeister Weihnachtskrippen. Doch nun war



ich längst ein Teenager. Wie magisch zog es mich zu den abgelegenen Stränden, an denen ich mit den Jugendlichen aus Acciaroli meine Tage mit Nichtstun verbrachte.

Ich lernte Antonio kennen, den Sohn des Bürgermeisters, der wegen seiner Haarfarbe „Rotschopf“ genannt wurde. Ich sah ihm und den anderen Jungen beim Fußballspielen zu. Ich verliebte mich zum ersten Mal. Ich fand viele neue Freundinnen und Freunde. Abends beobachteten wir von den Felsen am Hafen aus, wie die Sonne unterging.

Es war eine glückliche Zeit. Es ging aufwärts. Das war unübersehbar. Und der Fischerbürgermeister hatte gerade erst angefangen. Er eröffnete eine Gärtnerei und ließ mit den Pflanzen, die dort gezogen wurden, die Straßen begrünen. Es konnte vorkommen, dass er durch seine Gemeinde spazierte, an einer Wohnungstür klopfte und die Bewohner fragte, ob sie sich nicht Blumen in ihr Fenster stellen wollten, er würde sie ihnen auch kostenfrei liefern.

Wer Zigarettenstummel auf die Straße warf oder mit freiem Oberkörper durch die Gegend lief, dem drohte nun ein Bußgeld von 500 Euro. Ob jemals eines verhängt wurde, ist nicht bekannt. Aber die Leute hielten sich daran.

Acciaroli ging es blendend. So gut wie noch nie, sagen manche. Die Menschen liebten Angelo, wählten ihn wieder und wieder.

Im Jahr 2007, er war 54 Jahre alt und noch immer ein Mann, der nur zu besonderen Anlässen ein Sakko trug, eröffnete Angelo mit seinem Sohn Antonio das Restaurant „Il rosso e il mare“ – „Der Rote und das Meer“. Ein Name, der auf Hemingways berühmtesten Roman und die Haarfarbe seines Sohnes anspielte. Antonio, einst ein schüchternen Junge, war inzwischen zu einem schüchternen jungen Mann



Gerardo Spira (l.) war der engste Vertraute des „Fischer-Bürgermeisters“ Vassallo, hier mit seinem Sohn Antonio, wurde so genannt, weil er jahrelang zur See gefahren war

herangereift. Er war Fischer. So wie sein Großvater und sein Vater. Er war gut darin, Sardellen zu fangen. Aber nicht so gut darin, sie zu verkaufen. Doch Angelo brachte es ihm bei. Und rasch wurde Pasta mit Menaica-Sardellen zu einer der Spezialitäten des Hauses.

Es lief gut für den Fischerbürgermeister Angelo Vassallo. Noch.

# D

**DIE UNRUHE KAM VON AUSSEN.** Immobilienhändler und Bauspekulanten wollten am Aufschwung mitverdienen. Angelo versuchte, das zu unterbinden. Er sorgte dafür, dass die Gemeinde ein Vorkaufsrecht bei historischen Immobilien bekam. Er verbot es, Grundstücke am Meer zu bebauen.

Doch es gab ein viel größeres Problem: Da waren noch andere Eindringlinge. Ungebetene Gäste, die versuchten, den Ort zu unterwandern.

Gerardo Spira sagt, er habe es noch genau vor Augen. Jeden Morgen sei er am Hafen vorbeigekommen. Und jeden Morgen habe Angelo dort auf der immer selben Bank gesessen und aufs Meer gestarrt, auf das er nur noch gelegentlich hinausfuhr, um Fisch zu fangen oder seinen Gedanken nachzuhängen. „Ich kann von hier aus alles sehen“, habe Angelo stets gesagt, erinnert sich Spira. Und eines war dem Fischerbürgermeister dabei nicht verborgen geblieben: Inzwischen brachten mehr und mehr Schiffe keinen Fisch, sondern andere Waren in den Hafen. Haschisch, Marihuana – und vor allem: Kokain.

Angelos Ort hatte begonnen, sich vor seinen Augen zu verändern. Die alten Bars, in denen die Rentner einst endlose Nachmittage damit verbracht hatten, Karten zu spielen, hatten sich in luxuriöse Nachtclubs verwandelt. Prostituierte führten ihre Kunden auf Boote, die im Hafen ankerten. Musik und Lärm störten die nächtliche Ruhe. Er musste etwas tun. Und er versuchte einiges, um den Drogenhandel zu bekämpfen. Er bemühte sich um eine stärkere Polizeipräsenz. Doch seine Forderung blieb unerhört.

Angelo musste sich persönlich um das Problem kümmern. Wurde in Strandbädern und Restaurants gedealt, ließ er sie schließen. Sein Sohn Antonio sagt: „Als die Drogen in Acciaroli zu zirkulieren begannen, alarmierten die Bürger nicht die Carabinieri, sondern sie riefen Papa. Die Segler sagten ihm Bescheid, sobald sie die Dealer sahen.“

Gerardo Spira sagt: „Angelo tat, was der Staat, die übrigen Behörden hätten tun müssen. Ich habe mich immer gefragt, ob es eine bewusste Entscheidung war, ihn dabei alleinzu lassen.“

Im Sommer 2010 befand sich Angelo in seiner vierten Amtszeit. Er war seit 15 Jahren Bürgermeister und gerade wiedergewählt worden, mit 100 Prozent der Stimmen. Spricht man heute mit Freunden und Verwandten von ihm, erinnern sie sich alle daran, dass Vassallo drei Tage vor seiner Ermordung immer wieder ein und denselben Satz gesagt haben soll: „Ich habe etwas gesehen, das ich nicht hätte sehen sollen.“

Sein Sohn Antonio sagt: „Er war nicht verängstigt, sondern besorgt. Er verstand den Ernst der Lage, aber er teilte seine Gedanken nicht mit uns. So war er eben.“

Dario Vassallo, Angelos 65-jähriger Bruder, der als Dermatologe in Rom arbeitet, hatte einen Tag vor Angelos Ermordung mit ihm gesprochen. Er sagt: „Angelo war verzweifelt. Ihm war klar, dass er sich in eine Sackgasse manövriert hatte.“

**DER 5. SEPTEMBER 2010 WAR EIN SONNTAG.** Am Abend, dem Ende eines weiteren langen Tages in seinem Leben als Bürgermeister, stieg Angelo in sein Auto und fuhr nach Hause. Es war etwa 21.15 Uhr, als er den Hafen verließ. Noch am Morgen war er angeln gewesen. Er hatte einen Zackenbarsch gefangen. Nun dämmerte es bereits. Vassallo hatte die Scheinwerfer seines Autos eingeschaltet und fuhr durch Acciaroli, da musste er jemanden gesehen haben. Vermutlich jemanden, den er kannte. Er bremste und hielt an, zog die Handbremse an, kurbelte das Fenster herunter. Neben ihm, auf dem Beifahrersitz, lag sein Handy. Aus irgendeinem Grund beugte er sich nach rechts.

Dann fielen die Schüsse.

Neun an der Zahl. Acht trafen Angelo. In den Oberarm, das Ohr, den Hals, in die Brust und ins Herz.

Er war sofort tot.

Ich erfuhr es am Morgen danach aus den Nachrichten. Zuerst konnte ich nicht glauben, dass es wahr sein sollte. Dann sickerte die grausame Wahrheit allmählich in mein Bewusstsein. Ich rief meine Freunde in Acciaroli an, sprach Antonio mein Beileid aus. Die Beerdigung verfolgte ich im Fernsehen. Ich selbst konnte aus beruflichen Gründen nicht dort sein. Ich hatte gerade angefangen, als Sportjournalistin zu arbeiten. Heute berichte ich als investigative Reporterin über die Mafia. Doch auch aus der Ferne bekam ich mit, dass der Druck auf die Ermittlungsbehörden hoch war. Die Tat hatte ganz Italien schockiert. Ein ermordeter Bürgermeister. Das hatte es Jahrzehnte nicht gegeben.

Für die Carabinieri von Pollica war es der erste Mord, den sie zu untersuchen hatten. Sie waren unvorbereitet gewesen und hatten den Tatort nicht abgesperrt. Dutzende von Menschen hatten sich darum geschart, das Auto berührt, sogar Angelos Leiche. Überall Zigarettenstummel und Fußabdrücke.

Zum Glück war Oberst Fabio Cagnazzo gerade im Ort. Ein angesehener Mann aus einer angesehenen Polizistenfamilie, der eine Carabinieri-Kompanie in Kampanien leitete und öfter in Acciaroli war, um Urlaub zu machen. Die unerfahrenen Carabinieri aus Pollica waren froh, als Cagnazzo ihnen anbot, sich einige Wochen lang um die Ermittlungen zu kümmern.

Schnell konzentrierte sich alles auf einen einzigen Verdächtigen.

Bruno Humberto Damiani war 26 Jahre alt, ein großer, kräftiger Mann mit blondem Haar und blauen Augen, den alle nur den „Brasilianer“ nannten. Er war schon als Kind nach Italien gekommen. Er galt als talentierter Fußballer, hatte sogar in einer der Jugendmannschaften von Juventus Turin gespielt. Doch sein großer Traum, Profi zu werden, war früh geplatzt. Auch wegen seines wenig professionellen Lebensstils.

Damiani hatte im Sommer 2010 gerade eine mehrjährige Haftstrafe wegen Raubes abgesessen. Er lebte nicht in Acciaroli, aber er war häufig dort, meist um zu feiern oder mit Drogen zu dealen. Angeblich hatte Angelo ihn deshalb ins Visier genommen.

Nur einen Tag nach dem Mord wurde Damiani festgenommen. Auf dem Polizeirevier wurde er auf Schmauchspuren untersucht; das Ergebnis war negativ. Die Polizei musste ihn wieder laufen lassen. Sie hatte nichts gegen ihn in der Hand. Nur die Aufnahme einer Überwachungskamera, auf der zu sehen war, wie der Brasilianer dem Fischerbürgermeister auf einem Motorroller gefolgt war, als der den Hafen verlassen hatte.

Wenige Tage später flog Damiani nach Brasilien. Die Flugtickets hatte er sich bereits im Mai gekauft. Die Polizei ermittelte weiter, kam aber nicht voran. Der Fall drohte zu versanden. Bis das Gericht in Salerno am 26. Juni 2011 – fast zehn Monate waren seit dem Mord vergangen – einen internationalen Haftbefehl gegen Damiani erließ. Zwei Geschäftsleute hatten den Brasilianer angezeigt. Sie warfen ihm vor, ihnen Gewalt angedroht zu haben, um Schutzgeld von ihnen zu erpressen. Von nun an wurde Damiani gesucht.

Nur wenige Monate später, am 4. Oktober 2011, wurde ein weiterer Haftbefehl gegen ihn erlassen. Diesmal ging es um Drogenhandel in Acciaroli.

Doch der Brasilianer schien verschwunden, irgendwo in Südamerika.

Es dauerte knapp zweieinhalb Jahre, bis er am 18. Februar 2014 mit einem aus Brasilien kommenden Flugzeug in Bogota landete und von der kolumbianischen Polizei verhaftet wurde. Er wurde nach Italien ausgeliefert. Eine Sensationsnachricht, die im ganzen Land auf den Titelseiten der Zeitungen landete. Politiker forderten, den Fall Vassallo nun endlich abzuschließen.

Doch Damiani beteuerte seine Unschuld. Die Staatsanwaltschaft unterzog ihn, wie 93 anderen Personen zuvor, einem DNA-Test. Das Ergebnis war negativ. Seine DNA stimmte mit keiner DNA überein, die am Tatort sichergestellt werden konnte. Mit anderen Worten: Es gab keinen einzigen Beweis gegen ihn. In Bezug auf den Mord musste die Anklage alle Vorwürfe gegen ihn fallen lassen.

Die Ermittlungen standen still. Schon wieder. Oberst Cagnazzo hatte den Fall längst an die Carabinieri aus Salerno und Rom übergeben. Aber auch sie kamen nicht voran. Bis im Juli 2022 nach umfangreichen Abhöraktionen Durchsuchungsbefehle gegen neun Verdächtige vollstreckt wurden.

Die Carabinieri hatten endlich herausgefunden, warum Angelo wirklich hatte sterben müssen. →

Die Menschen in Acciaroli waren empört, als sie von der Ermordung erfuhren





Für Angelo war sein Kampf gegen den Drogenhandel zu einer Obsession geworden. Er hatte den Carabinieri in seiner Gemeinde nicht getraut. Deshalb hatte er seine städtischen Polizeibeamten um Hilfe gebeten, doch die waren nicht dazu befugt, Durchsuchungen oder Festnahmen durchzuführen. Immerhin konnten sie ihm helfen, die Schlauchboote zu observieren, die im Hafen anlegten, um Drogen an Land zu schmuggeln.

Nach Erkenntnissen der Ermittler soll Angelo Schweigegeld geboten worden sein. Aber er schwieg nicht. Er war einem Drogenhändlerring auf die Spur gekommen. Und er drohte, alles aufzudecken zu lassen. Etliche Details aus den Ermittlungen sind mittlerweile öffentlich geworden.

Am 24. August 2010, zweieinhalb Wochen vor seinem Tod, rief Angelo den Staatsanwalt Alfredo Greco an und weihte ihn ein. Er werde alle gesammelten Informationen zu Papier bringen und einem vertrauenswürdigen Beamten übergeben, kündigte der Fischerbürgermeister an. Der Staatsanwalt verwies ihn an einen Carabinieri im nahen Agropoli. Vassallo sollte ihn am Morgen des 6. September treffen.

Einen Abend zuvor wurde er ermordet.

Dario Vassallo glaubt, der Gang zum Staatsanwalt sei ein Fehler gewesen: „Mein Bruder hat den falschen Leuten vertraut.“

**Antonio Vassallo fischt mit den alten Netzen seines Vaters. Er und sein Onkel Dario (r.) glauben, dass sich hinter der Tat ein Komplott verbirgt**

Noch sind die Ermittlungen nicht abgeschlossen, aber mittlerweile sind einige der polizeilichen Erkenntnisse publik geworden. Offenbar beschaffte der Drogenhändlerring das Kokain in einem Vorort von Neapel. Danach wurde es weiter südlich in Richtung Amalfi-Küste transportiert, wo es in kleine Schiffe verladen wurde, die schließlich in Acciaroli anlegten.

Mindestens neun Personen sollen Teil des Rings gewesen sein: unter ihnen mutmaßlich vier Unternehmer aus Acciaroli, die Brüder Federico, Giovanni und Domenico Palladino sowie der Besitzer des örtlichen Kinos, Giuseppe Cipriano. Außerdem Romolo und Salvatore Ridosso, von denen man annimmt, dass sie einem Clan der Camorra zuzurechnen sind.



Die Ermittler aus dem Dorf waren überfordert. Lange folgten sie einer falschen Fährte



Und dann sollen noch drei Carabinieri mit von der Partie gewesen sein: Lazzaro Cioffi, Luigi Molaro – und Fabio Cagnazzo, der angesehene Oberst aus der angesehenen Polizistenfamilie, der großzügigerweise die ersten Ermittlungen im Mordfall Angelo Vassallo übernommen hatte.

Wie genau sich der Mord zutrug, ist noch nicht final geklärt. Aber die Beamten gehen davon aus, dass die drei Carabinieri die Tat planten. Womöglich hielten Cioffi und Molaro den Bürgermeister an jenem Abend an und erschossen ihn.

Wenige Minuten danach erhielt Oberst Cagnazzo, der in einem Restaurant in Acciaroli zu Abend aß, einen Anruf von Molaro, den er aber nicht annahm. Der Oberst war der Erste,

der scheinbar zufällig am Tatort eintraf. Obwohl er keine richterlichen Befugnisse hatte, begann er auf eigene Faust, Zeugen zu befragen und Spuren zu sichern. Ein Amateurvideo hielt fest, wie bald darauf Staatsanwalt Greco am Tatort eintraf und dem Oberst in die Wange kniff, als wolle er ihn beglückwünschen.

Nach allem, was bekannt wurde, halfen die anderen beiden Carabinieri Oberst Cagnazzo dabei, die Spuren zu verwischen, die offenbar zu ihnen selbst führten. So sollen sie sich die Aufzeichnungen von Überwachungskameras beschafft haben, die zeigen, wie Vassallo im Hafen in sein Auto stieg und losfuhr. Nicht weit von ihm entfernt waren drei Personen auf Motorrollern zu sehen. Eine dieser Personen war: Bruno Humberto Damiani, der Brasilianer.

Die Carabinieri um Oberst Cagnazzo sollen die Aufnahmen so manipuliert haben, dass der Eindruck entstand, der Brasilianer sei dem Fischerbürgermeister gefolgt. In Wahrheit aber war Damiani in die entgegengesetzte Richtung gefahren. Die Bilder, die das zeigten, sollen die Carabinieri gelöscht haben. Außerdem sollen sie die Aussagen einiger Geschäftsinhaber unterschlagen haben, die dem Brasilianer ein Alibi gaben.

Eine falsche Fährte, die die Ermittlungen über Jahre lahmlegte.

Gerardo Spira, die ehemalige rechte Hand des Bürgermeisters, glaubt, dass die Ermittlungen noch mehr Schmutz ans Licht bringen werden: „Ich behaupte, dass die Ermordung das Ergebnis eines Komplotts zwischen Politik und Camorra war.“

So sieht das auch Dario Vassallo. Sein Bruder sei dem „System Cilento“, zum Opfer gefallen, sagt er. Einem korrupten Netzwerk, bestehend aus der Camorra, Unternehmern, Wirtschaftskriminellen und Männern des Staates, die sich vereint hätten, um ihre gemeinsamen Interessen zu wahren. Interessen, denen der Fischerbürgermeister im Weg gestanden habe. Dario Vassallo ist überzeugt davon, dass am Ende auch lokale Politiker und Mitglieder der Justiz wegen des Mordes an seinem Bruder im Gefängnis landen werden.

# D

**DIE BÜRGERINNEN UND BÜRGER VON ACCIAROLI** haben Angelo nicht vergessen. Jedes Jahr an seinem Todestag versammeln sich etliche und ziehen von 20 bis 21 Uhr, dem ungefähren Tatzeitpunkt, mit brennenden Fackeln durch den Ort.

Von offizieller Seite wird hingegen nicht viel dafür getan, das Andenken an den Fischerbürgermeister zu bewahren. Keine einzige Straße, kein Platz wurde nach Angelo Vassallo benannt. Nicht einmal eine Gedenktafel gibt es. Zwei Tage nach seiner Ermordung wurde ihm in einem Artikel Korruption, Erpressung und Amtsmissbrauch vorgeworfen. Doch die Ermittlungen ergaben nichts. Kurz darauf wurde der bisherige Stellvertreter Stefano Pisani der neue



Unsere Autorin am Strand von Acciaroli. Seit dem Tod von Vassallo hat sich dort einiges geändert. Nicht nur zum Guten, sagen manche

Acciaroli. Kurz darauf erreichten mich zehn Bußgeldbescheide über jeweils rund 50 Euro, ausgestellt von der Gemeinde Pollica. Angeblich habe mein Wagen den ganzen Sommer über immer wieder im Parkverbot gestanden. Obwohl ich überzeugt davon war, dass das nicht stimmte, bezahlte ich die 500 Euro, bevor die Kosten für die Anfechtung ins Unermessliche wachsen würden.

Ich schrieb den nächsten Artikel, dieses Mal mit der Überschrift „In Acciaroli ist mit Angelo Vassallo der Rechtsstaat gestorben“. Mir gegenüber wollte Stefano Pisani, der neue Bürgermeister, keine Stellung zu den Vorwürfen nehmen. Aber in einem lokalen Radiosender bezeich-

nete er die Vorwürfe hinsichtlich der Umweltverschmutzung als „einen sehr schweren Akt des Terrorismus“, für den es keinerlei Datengrundlage gebe.

Bürgermeister von Pollica. Inzwischen ist er in seiner dritten Amtszeit.

Obwohl Pisani derselben Partei angehört, sagen manche, er habe das Erbe des Fischerbürgermeisters verraten. Die Umweltverschmutzung habe zugenommen, ebenso die Korruption. Auch der Drogenhandel sei sprunghaft gewachsen.

2016 war der letzte Sommer, den ich in Acciaroli verbrachte. Einige Monate zuvor war ich von einer Camorra-Familie aus Ponticelli in Neapel verprügelt worden, weil ich über sie und ihre Verbrechen auf meinem Blog geschrieben hatte. Nun fuhr ich nach Acciaroli, um Urlaub zu machen und um zu recherchieren. Mehrere Leute hatten mir erzählt, dass die durch Krebs verursachten Todesfälle sprunghaft zugenommen hätten – und das in dem Ort, der für seine Hundertjährigen berühmt war. Es hieß, dass Industrieabfälle schuld sein könnten, die illegal im Meer und auf dem Land entsorgt worden seien. Ich wollte dem nachgehen. Auch um Angelos Erbe zu verteidigen.

Als Erstes fuhr ich zu mit Unkraut bewachsenen Feldern, auf denen die Abfälle vergraben worden sein sollten. Ich war noch nicht einmal aus dem Auto ausgestiegen, da kam mir ein Mann entgegen, der unwirsch sagte: „Es ist besser, wenn Sie nur zum Urlaubmachen nach Acciaroli kommen.“

Am nächsten Tag wurde in meinen Wagen eingebrochen. Ich ging zu den Carabinieri von Pollica, um Anzeige zu erstatten, dort wurde mir jedoch gesagt, ich solle nicht übertreiben und keine Panik verbreiten. Das Sorge nur für schlechte Stimmung, die die Touristen vertreibt.

Ich recherchierte weiter. Im September 2016 nahm ich an dem Fackelzug zu Vassallos Ehren teil. Gerade als wir anfangen, durch den Ort zu ziehen, benachrichtigte mein Handy mich, dass jemand versuchte, mein Auto zu knacken.

Es war offenkundig: Irgendwer wollte mich nicht hier haben.

Ich veröffentlichte vier Artikel. Sie beschäftigten sich mit dem Drogenhandel und der Umweltverschmutzung in

**A**CHT JAHRE LANG KEHRTE ICH NICHT ZURÜCK. Mein Vater erkrankte an Alzheimer und starb im November 2017 im Alter von 71 Jahren. Seitdem will meine Mutter nicht mehr dorthin, wo sie 40 Jahre lang ihre Sommer verbrachte. Erst für diesen Text fuhr ich wieder nach Acciaroli. Als ich den Strand entlanglief, gegen den unaufhörlich die Wellen brandeten, erkannte ich den Ort kaum wieder. Es war dasselbe Meer, in dem ich als kleines Mädchen gebadet hatte. Es war derselbe Strand, an dem ich einst mit meinem Vater gelegen hatte. Aber das Dorf meiner Kindheit und Jugend, das Dorf des Fischerbürgermeisters, war unwiederbringlich verloren.

Vermutlich starb mein Acciaroli an dem Tag, an dem Angelo Vassallo ermordet wurde. Auch fast 14 Jahre danach wurden seine Mörder noch nicht verurteilt.

Er hoffe, dass seinem Vater bald Gerechtigkeit widerfährt, sagt Antonio Vassallo. Er ist inzwischen Anfang 40, so alt wie ich, so alt wie sein Vater, als dieser zum ersten Mal als Bürgermeister kandidierte. Er leitet noch immer das „Il rosso e il mare“. Nach dem Mord war das Restaurant mehrere Monate geschlossen. Dann öffnete Antonio es wieder.

Wenn man heute dort einkehrt, kann man sehen, wie Antonio, immer sehr elegant gekleidet, zwischen den Tischen umherwandert, Bestellungen aufnimmt, Gerichte serviert. Als Spezialität des Hauses gilt noch immer die Pasta mit frisch gefangenen Menaica-Sardellen, die es so nur im Cilento gibt. ●



**DÉSIRÉE NOSBUSCH**  
Exklusiv fotografiert  
für HÖRZU

Eine, die  
**HÖRZU**  
zu Hause hat

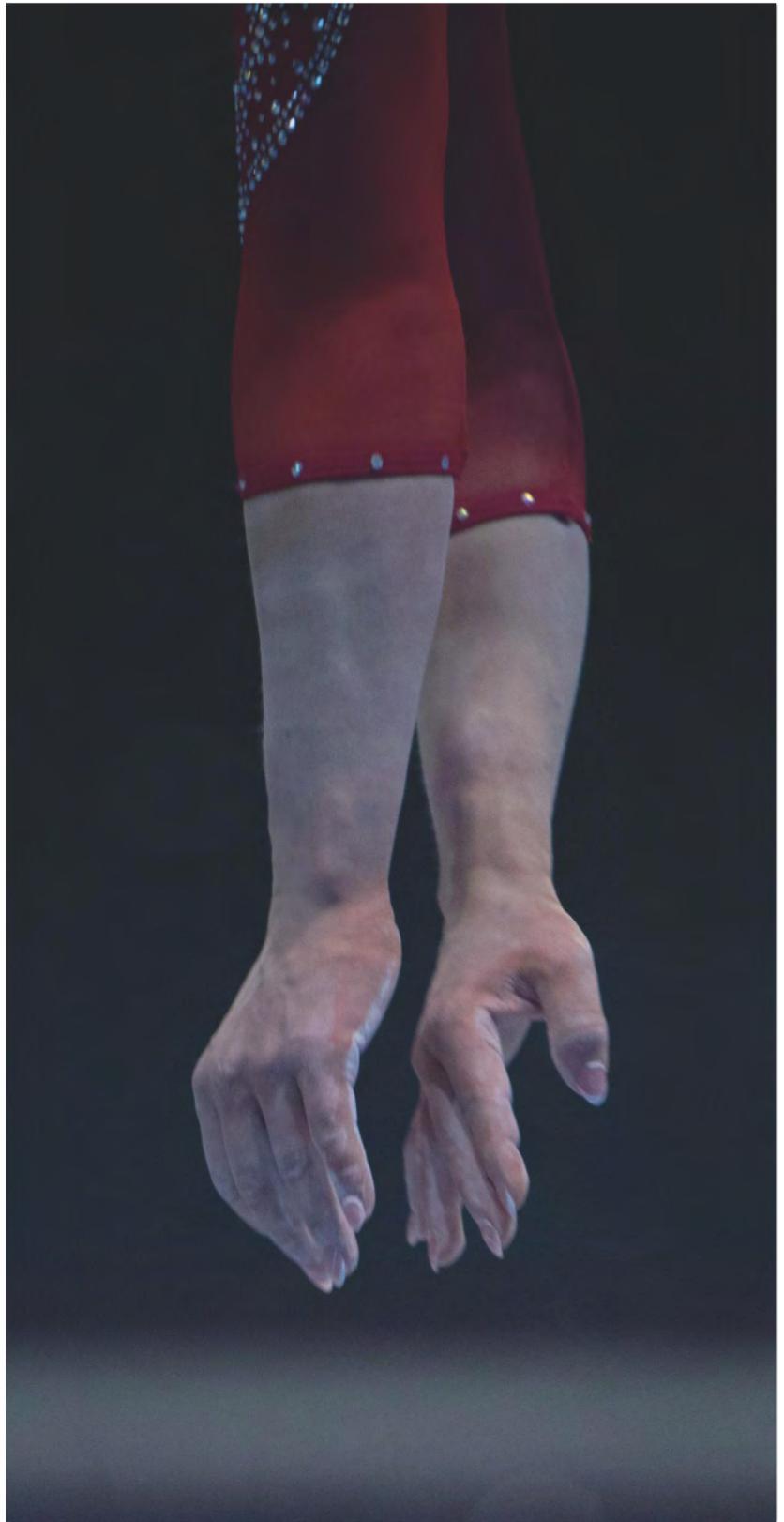
Eine Marke der **FUNKE** Mediengruppe



Disziplin,  
Schmerz

# und Schweigen

*Duldsamkeit lernen viele Turnerinnen von klein auf. Das kann sie zu  
Die Fotografin Edith Geuppert ging für ihr Projekt „The Procedure“*



*leichten Opfern für Sexualverbrecher machen.  
auf Spurensuche in einem der größten Missbrauchsskandale der USA. Der Täter: ein Arzt*

VON JANINA BAUER

*„In Nassars Untersuchungszimmern befanden sich Bilder, Briefe und Geschenke, die ihm seine Patientinnen gewidmet hatten, als Dank dafür, wie sehr er ihnen geholfen hatte. Ich habe es immer geliebt, durch den Raum zu gehen und sie zu betrachten und zu versuchen, Neues über ihn zu erfahren. Heute habe ich begriffen, dass das für ihn alles nur Trophäen waren.“*

Ashley Yost, 19. Januar 2018, vierter Anhörungstag der Verhandlung gegen Larry Nassar





Eine Welt voller Träume  
und Tränen: Sinnsprüche  
für die Zweifelnden, Pokale  
für die Besten und ge-  
schundene Finger für alle



Larry Nassar wird in den Gerichtssaal geführt. Er galt früher als Koryphäe unter den Sportärzten



# I

In einem Saal des 30. Bezirksgerichts von Ingham County in Lansing, Michigan, tritt im Januar 2018 eine junge Frau mit langem blondem Haar vor das Mikrofön am Zeugenpult. Die Frau heißt Abigayle Bergeron. Sie senkt den Kopf und liest von einem Zettel in ihrer Hand ab: „Meine Geschichte beginnt genau so wie die aller anderen.“

Bergeron war früher Turnerin und verletzte sich eines Tages am Fuß. Ihr Trainer empfahl ihr einen Arzt. Er sei „ein Gottesgeschenk, wenn es um Turnverletzungen geht“. Der Name des Arztes: Larry Nassar.

„Bei der Behandlung steckte er seine Finger in meine Vagina. Als sich mein winziger zwölfjähriger Körper anspannte, sagte er, ich solle mich entspannen, während er seine Augen schloss. Das bereitete ihm Vergnügen“, erzählt sie vor Gericht. Ihre Mutter sei damals mit im Raum gewesen. Aber der Arzt habe sich so hingestellt, dass er mit seinem Rücken die Sicht blockierte.

Irgendwann während ihrer Aussage versagt Bergerons Stimme, sie beginnt zu schluchzen und mit ihr ihr Vater, der sich hinter ihr aufgebaut hat wie ein Bodyguard. Der pensionierte Polizist hatte seine Tochter damals nicht beschützen können. Vor jenem Mann, der jetzt nur wenige Meter entfernt auf der Anklagebank sitzt.

Sieben Tage dauern die Anhörungen in der Verhandlung gegen Larry Nassar. Tag für Tag treten Frauen vors Mikrofön und erzählen immer wieder die gleiche Geschichte über Nassar, der einst ein Star unter den Sportärzten war, ein Mann, von dem seine Patientinnen hofften, er würde ihre Schmer-

zen lindern. Stattdessen fügte er ihnen schlimme seelische Verletzungen zu.

Insgesamt 265 Mädchen und junge Frauen soll Nassar sexuell missbraucht haben, die meisten von ihnen Turnerinnen, unter ihnen auch Olympiasiegerinnen wie Simone Biles und Aly Raisman. 156 sprechen in diesen Januarartagen 2018 vor Gericht, manche lassen ihre Statements verlesen, um anonym zu bleiben. Fast alle waren zur Tatzeit minderjährig, manche noch nicht einmal zehn Jahre alt. Sie haben oft erst Jahre später verstanden, was ihnen widerfahren ist.

Larry Nassar galt als Koryphäe. Er hatte zunächst Bewegungswissenschaften an der Michigan State University studiert und dort auch für die Football- und Leichtathletikteams gearbeitet. 1986 wurde er als Athletiktrainer Teil von USA Gymnastics, dem nationalen Turnverband, wo er später, nach seinem Medizinstudium an der Michigan State University, zum medizinischen Koordinator aufstieg. Er reiste mit der Nationalmannschaft ins Trainingslager und zu den Olympischen Spielen. Er behandelte Hunderte Turnerinnen in Hotelzimmern, in seiner Praxis an der Michigan State University und in Umkleidekabinen. Und obwohl erste Beschwerden über Nassar bereits 1997 bei der Michigan State University eingingen, sollte es fast 20 Jahre dauern, bis diese an die Öffentlichkeit gelangten.

Viele der jungen Frauen schwiegen über das, was Nassar ihnen angetan hatte. Und diejenigen, die Hilfe suchten, wurden von Trainerinnen, Therapeuten und anderen Mitarbeitern der Michigan State University nicht ernst

genommen: Die Berührungen seien bestimmt Teil einer ganz normalen medizinischen Behandlung gewesen, hieß es. Insgesamt 14 Universitätsangestellte sollen von den Beschwerden gewusst, aber nichts unternommen haben.

Auch bei USA Gymnastics war man spätestens seit dem Juni 2015 informiert. Einer Turnerin soll Schweigegeld gezahlt worden sein. Zwar kündigte die Föderation dem Arzt nicht, meldete den Verdacht aber dem FBI in Indianapolis. Die Behörde leitete erst im Oktober 2016 Ermittlungen ein. In der Zwischenzeit hatte Nassar über 70 weitere Sportlerinnen missbraucht. Öffentlich wurden die Vorwürfe gegen Nassar im September 2016, aufgrund der Recherchen des „Indianapolis Star“. In den folgenden Monaten meldeten sich Hunderte weiterer Opfer.

Die Vorwürfe gegen Nassar rüttelten die Turngemeinschaft weltweit auf, auch die damals 16-jährige Edith Geuppert. Sie war selbst Turnerin, wenn auch „keine wirklich gute“, wie sie heute sagt. Fünf Jahre nach der Verhandlung gegen Larry Nassar entschloss sich Geuppert, mittlerweile Fotodesign-Studentin, in die USA zu fliegen. Für ihre Bachelorarbeit wollte sie Nassars Wirkungsstätten besuchen, die Tatorte. „Es war eine Herausforderung, weil es dort eigentlich keine Spuren der Verbrechen mehr gab“, sagt Geuppert. Sie war an den richtigen Orten, aber zur falschen Zeit. Für Geuppert war die Frage: „Wie bringe ich das, was heute zu sehen ist, mit der Geschichte von damals in Verbindung?“

Sie fügte die Bilder, die sie an den Tatorten aufnahm, mit Aussagen von Betroffenen und alten Pressebildern zusammen und arrangierte ein künstlerisches Projekt, das das Schicksal der Turnerinnen erzählte: „The Procedure“, die Prozedur. Das ist jenes Wort, das die Betroffenen vor Gericht wählten, wenn sie von Larry Nassars Behandlungen sprachen, aber nicht explizit werden wollten.

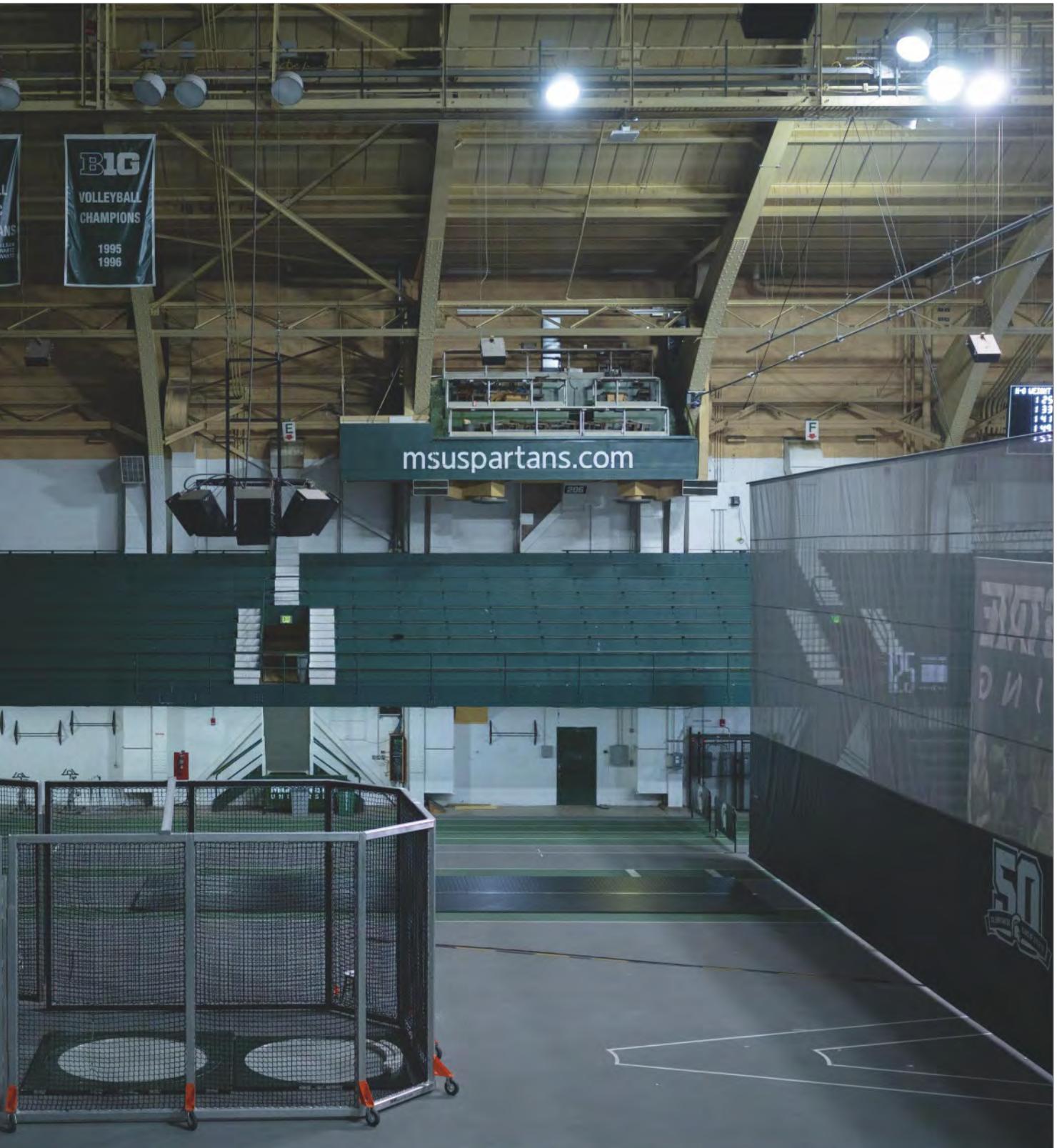
In Lansing streifte sie über den Campus der Michigan State University, besuchte Wettkämpfe. „Sport ist dort omnipräsent“, erzählt sie. Überall hingen Tafeln mit der Aufschrift „National Champions“ oder Abbildungen des Maskottchens der Universität: →

„Von meinem achten bis zum 18. Lebensjahr behandelte Larry alle meine Verletzungen, und es hatte nicht lange gedauert, bis er mein Vertrauen gewonnen hatte. Er wurde irgendwie zu einer sicheren Person, und meinem jugendlichen Ich erschien er als der Gute in einer Umgebung, die extrem und einengend war. Er versuchte mir Tipps zu geben, wie ich mit dem Trainingsstress und mit meinen Coaches umgehen könnte. Er brachte uns bei den Olympischen Spielen Speisen und Kaffee, wenn wir uns nicht trauten, vor unseren Trainern zu essen. Ich wusste nicht, dass das alles Groomingtechniken waren, mit denen er mich manipulierte und einer Gehirnwäsche unterzog, damit ich ihm vertraute.“

Jordyn Wieber, 19. Januar 2018, vierter Anhörungstag



Eine Turnerin beim Winter Cup in Louisville. Auf den großen Wettkämpfen und im Trainingszentrum der Michigan State University war der hoch angesehene Verbandsarzt allgegenwärtig



Spartan, ein Soldat. Auf dem Campus hatte Nassar seine Praxis. Dort hatte er all die Jahre Mädchen und junge Frauen untersucht und missbraucht. Auch wenn sie nicht gewusst habe, in welchem Raum genau das geschehen sei, sagt Geuppert, so habe sie diese Tatsache doch stets im Hinterkopf gehabt.

Von Lansing fuhr sie mit dem Bus nach Holt, in Nassars Heimatort, eine kleine amerikanische Ortschaft: breite Straßen, fette Einfahrten, aber wenig Menschen. Als Geuppert durch die leere Stadt lief, schauderte es sie. In einem dieser Häuser hatte Nassar mit seiner Frau und seinen Kindern gelebt, während er im Keller die Tochter einer befreundeten Familie missbraucht hatte. Die Fotografin kam auch an der Holt High School vorbei. Dort hatte sich Nassar als Mannschaftsarzt engagiert. Im November 2016 erzielte er bei der Wahl zum Schulvorstand noch immer 3400 Stimmen – obwohl der „Indianapolis Star“ bereits über die Vorwürfe berichtet und die Universität ihn endlich entlassen hatte. Immer klarer zeigte sich für Geuppert das System, das Nassars Taten ermöglicht hatte.

Die Taten werden in Geupperts Projekt von den Opfern selbst erzählt, in den Zitaten aus ihren Gerichtsaussagen. Die Bilder hingegen erzählen die Geschichte, die dahinterliegt. Sie zeigen Sporthallen, Banner, Denkmäler. Sie zeigen geschundene Füße und Finger. Sie handeln von Verheißung und Opferbereitschaft. Von Ruhm und höheren Zielen. Und davon, wie Mädchen beigebracht wird, sich mit aller Leidensfähigkeit diesen Zielen unterzuordnen. Sie zeigen eine Kultur, die zu Höchstleistungen treibt und Duldsamkeit abverlangt. Und die es genau deshalb Nassar leicht machte, Opfer zu finden und sich unbemerkt an ihnen zu vergehen.

# D

Die US-Turnerinnen gelten als mit die besten der Welt. Doch das war nicht immer so. Zur Zeit des Kalten Krieges führten die Ostblockstaaten die Ränge an. Bei den Olympischen Spielen in Montreal 1976 erreichte eine 14-jährige

Rumänin, was niemand zuvor erreicht hatte: zehn Punkte, die Maximalpunktzahl, für ihre Kür am Stufenbarren. Insgesamt gewann Nadia Comăneci drei Goldmedaillen. Hinter ihrem Lächeln und den perfekten, mühelosen Bewegungen verbarg sich das rigide Trainingsprogramm von Márta und Béla Károlyi: sechs bis acht Stunden Training am Tag, strenge Diät, Züchtigung, Beschimpfungen. „Fette Spinne“ soll zu Béla Károlyis Lieblingsausdrücken gehört haben.

In den 1980er-Jahren flüchtete das Paar in die USA und läutete auch dort einen Kulturwandel im Turnsport ein. Welche tiefgreifenden Folgen das hatte, wurde Geuppert besonders deutlich, als sie die Aussage von Chelsea Williams auf Youtube sah.

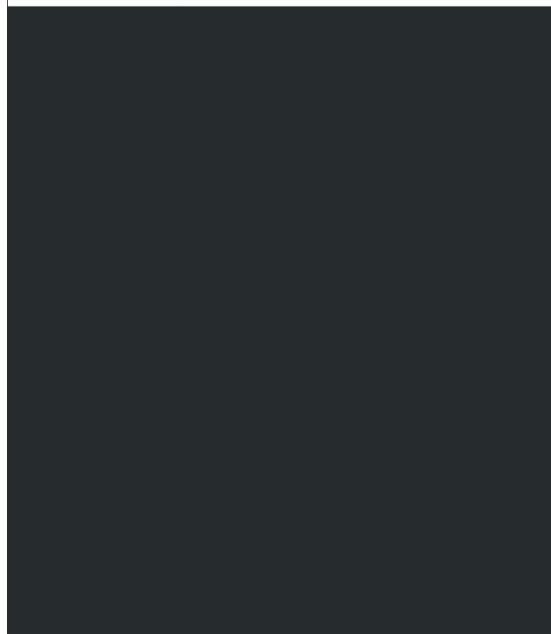
Williams hatte sich am zweiten Tag der Anhörungen im Januar 2018 mit den folgenden Worten vorgestellt: „Gestern wurde ich als Opfer 118 identifiziert. Aber heute, inspiriert durch den Mut meiner Mitüberlebenden, habe ich keine Angst zu sagen, dass mein Name Chelsea Williams ist – Mr. Nassar besser bekannt als Chelsea Kroll.“

Disziplin, Gehorsam, Schmerz und Schweigen. Mit diesen Worten beschrieb Williams vor Gericht das System, in dem sie sich als Leistungsturnerin ab den späten Neunzigern befunden hatte. Als junge Turnerin habe man den Trainern blind vertraut und gehorcht. Niemals habe man sie hinterfragt.

Wenn Turnerinnen vom Schwebebalken fallen, werden sie angewiesen, wieder aufzustehen. Wenn sie sich verletzen, sollen sie die Zähne zusammenbeißen und weitermachen. Und das tun sie auch. Bis es nicht mehr geht.

Früher oder später landeten die meisten Turnerinnen aus Michigan und aus den Nationalkademern bei Larry Nassar. Er war der Mann, der sie heilen konnte. Der nett war, zuhörte, den Sportlerinnen manchmal Geschenke machte oder ihnen etwas zum Essen zusteckte. Ein Freund für die einsamen Mädchen, die von ihren Familien isoliert waren. Larry Nassar war der Gute.

Chelsea Williams sagte vor Gericht, sie habe sich nach ihrer ersten Behandlung bei Nassar geschämt. →



Im Hauptquartier  
des Turnverbands  
USA Gymnastics  
treffen die Funktionäre  
ihre Entscheidungen  
über Personal –  
und über Schicksale

*„Ich gehöre nicht zu den jüngeren Opfern,  
die keine Worte für das hatten, was er ihnen  
angetan hatte. Ich war eine Frau Mitte zwanzig,  
die sich auf die Medical School vorbereitete  
und in einer Kinderarztpraxis arbeitete. Ich wusste,  
dass er mich missbraucht hatte. Ich habe es  
gemeldet. Und die Michigan State University, die  
Schule, die ich liebte und der ich vertraute, besaß  
die Dreistigkeit, mir zu sagen, dass ich den  
Unterschied zwischen einem sexuellen Übergriff  
und einem medizinischen Eingriff nicht verstünde.  
Dieser Meister der Manipulation nutzte seinen  
Titel aus, er missbrauchte mich, und als ich die  
Kraft fand, über das Geschehene zu  
sprechen, wurde ich ignoriert und meine  
Stimme zum Schweigen gebracht.“*

Amanda Thomashow, 17. Januar 2018,  
zweiter Anhörungstag



Die ehemalige Turnerin  
Rachael Denhollander  
(im Vordergrund) wandte  
sich mit den Vorwürfen  
an die Zeitung „Indianapolis  
Star“. Erst dadurch kam  
Nassar zu Fall



Fotografin Edith Geuppert war früher selbst Turnerin. Ihr Projekt hat sie nach dem Begriff benannt, den Nassars Opfer für seinen Modus Operandi verwendeten: „die Prozedur“

Sie war damals 16 gewesen und noch nie zuvor im Intimbereich berührt worden. „Als ich zurück in die Halle ging, um meine Sachen zu holen, dachte ich trotzdem: Das ist Larry. Er würde dir nie etwas antun.“

Larry, dessen Praxis geschmückt war mit Bildern, Briefen und Geschenken, die er von seinen Patientinnen erhalten hatte, als Dank für seine Hilfe. So beschrieb die Turnerin Ashley Yost die Räume vor Gericht. Doch in Wahrheit seien das für ihn nur Trophäen gewesen, das habe sie heute begriffen.

Die Sporthalle in Louisville, in der Edith Geuppert im Februar 2023 einen Regionalwettkampf von USA Gymnastics fotografierte, glitzerte und leuchtete vor lauter Flaggen, Bannern und bunten Turnanzügen. Bei Turnieren wie diesem war früher Larry Nassar als Verbandsarzt im Einsatz gewesen. Oft war er allein mit den Sportlerinnen in den Umkleiden, oft missbrauchte er sie.

## N

Nun, Jahre später, wurde Geuppert am Eingang ein Infoblatt in die Hand gedrückt, darauf die Aufforderung, außergewöhnliche Vorkommnisse zu melden, und ein paar Regeln: wer mit wem in die Umkleide darf, zum Beispiel. Kleine Fangirls flitzten herum, in der Hoffnung, ein Autogramm zu ergattern. Hezly Rivera, die ein Jahr später als einzige Minderjährige für die USA bei den Olympischen Spielen in Paris turnen würde, nahm am Wettkampf teil.

Geuppert war beeindruckt von den Leistungen der Athletinnen. Aber sie kannte auch die Geschichte dahinter: „Turnen soll ein Bild von Perfektion vermitteln. Alles soll schön und leicht sein. Und die Turnerinnen müssen ebenfalls schön aussehen, glitzern.“

Aber mittlerweile hätten einige Sportlerinnen gelernt, sich dem Ideal zu widersetzen, sagt Geuppert. Simone Biles zum Beispiel. Auch Biles hatte öffentlich gemacht, dass sie von Nassar missbraucht worden war: auf der „Karolyi-Ranch“, dem Zentrum des berühmten rumänischen Trainerpaares. Heute ist Biles ein Superstar; noch nie hat eine Turnerin so viele Welt-

meisterschafts- und Olympiamedaillen gewonnen. Und sie ist nicht nur sportlich ein Vorbild für viele junge Frauen und Mädchen.

Bei den Spielen im Juli 2024 in Paris lästerten nach den Qualifikationswettkämpfen User auf den sozialen Medien über ihre Hochsteckfrisur: sie flattere herum, Strähnen stünden ab, ein einziges Durcheinander. Biles wehrte sich und schrieb: „Wenn du das nächste Mal die Haare einer Schwarzen Frau kommentieren willst – lass es einfach“. Biles rattert in Interviews nicht mehr nur die gleichen, einstudierten Antworten herunter. Sondern sagt, was sie denkt. Spricht über mentale Gesundheit, und andere machen es ihr nach.

Vielleicht hat die Verhandlung gegen Nassar Turnerinnen stärker und mutiger gemacht. Aber hat auch das System gelernt? Geuppert hat ihre Zweifel. „Ja, man spricht über mentale Gesundheit. Ja, man warnt vor Missbrauch“, sagt die Fotografin. „Aber es werden nach wie vor die gleichen Leistungen erwartet.“ Und damit bleibt die rigide Kultur erhalten.

Als die Fotografin für ihre Arbeit Hunderte von Pressebildern analysierte, fiel ihr auf, dass nur einer im Fokus stand: Larry Nassar. Der Übeltäter.

Nassar wurde wegen der Missbrauchsdelikte zu 40 bis 175 Jahren Haft verurteilt. Aber was ist mit den Verantwortlichen von USA Gymnastics? Von der Michigan State University? Mit den Menschen, die seit Jahren von Vorfällen wussten und nichts unternahmen? Zwar zahlten das Justizministerium und das Nationale Olympische Komitee den Opfern mehrere Hundert Millionen Dollar an Entschädigung. Aber Strafverfahren gegen wichtige Funktionsträger, wie zum Beispiel den Chef von USA Gymnastics, wurden eingestellt.

Am Ende ihrer Reise fuhr Geuppert nach Indianapolis, um das Headquarter des Verbands zu besuchen. Ihr wurde allerdings kein Zugang gewährt. Doch auch das Foto, das sie von einem Nachbargebäude aus machte, erzählt einen Teil der Geschichte: ein Machtsymbol, ein unverrückbarer sandsteinfarbener Block, in dessen Inneres Außenstehende nur schwer Einblick bekommen. ●

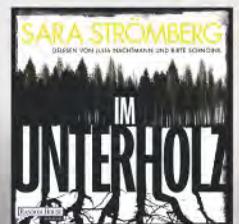
# DER TOD ZEIGT IHR DEN WEG



PLATZ 1

Bestseller aus Schweden

Paperback | 482 S. | [D] 16,- € | Auch als eBook & Hörbuch erhältlich.



blanvalet



Der Chef auf dem Weg zur Arbeit: mit Schutzkleidung und Reinigungsmitteln

*„ICH*

*KOMME MANCHMAL*

*AN MEINE*

*GRENZEN“*

Als Tatortreiniger hat sich Stefan Marquart an viele Anblicke  
und Gerüche gewöhnt – aber nicht an alle

INTERVIEW **ALANA TONGERS** FOTOS **ANNETTE CARDINALE**

# H

## **Herr Marquart, Sie reinigen Orte, an denen Menschen ermordet wurden. Was sehen Sie dort?**

Hauptsächlich Blut, aber auch Gewebereste. Das Blut kann verdickt, versickert oder verkrustet sein, manchmal haben Fliegen schon ihre Eier abgelegt oder Maden sind entstanden. Es ist nicht wie im Fernsehen – dass die Spurensicherung da war und wir dann direkt mit Blaulicht angerast kommen. Wir werden zu den Tatorten gerufen, wenn die Polizei ihre Ermittlungen abgeschlossen hat und sie freigeben sind. Das kann einige Tage, manchmal aber auch Wochen dauern. Nur in Ausnahmen sehen wir noch Körper, in der Regel wurden sie schon von den Bestattern abgeholt.

## **Für Ihren Beruf gibt es keine Ausbildung. Wie sind Sie Tatortreiniger geworden?**

Ich hatte damals schon eine Entrümpelungsfirma, die ich auch immer noch habe. Irgendwann sah ich dann eine Reportage über Tatortreinigungen in New York. Das fand ich interessant und dann, am nächsten Tag, kam wie aus heiterem Himmel ein Anruf. „Wir haben da ein Problem, können Sie kommen?“ Ich dachte, bestimmt geht es wieder um die Wohnung eines Messies, die ich entrümpeln sollte. Als ich aber ankam, habe ich das durchtrennte Polizeisiegel an der Tür gesehen. Da ist mir kurz das Herz in die Hose gerutscht. Ich sollte allein in die Wohnung, der Eigentümer, der mich beauftragt hatte, blieb unten an der Tür stehen. Ich habe kurz überlegt, bin dann aber rein. So etwas hatte ich bei meinen Entrümpelungen vorher noch nicht gesehen: das Bett tiefrot, viel Blut und Leichenflüssigkeit auf dem Boden und dazu der typische Geruch.

## **Sie wussten vorher nicht, dass dort jemand gestorben war?**

Nein, ich wurde ins kalte Wasser geworfen! Während ich durch die Wohnung lief, habe ich mit meiner Mutter telefoniert, um mich abzulenken.

## **Was war passiert?**

Es war wohl ein natürlicher Tod, der Mann war verblutet, hatte sich dabei aber noch im Bett gewälzt. Der Wohnungseigentümer hat jedoch nicht viel erzählt. Ich habe auch nicht nachgefragt, sondern einfach beschlossen, die Entrümpelung zu übernehmen. Für den Rest habe ich einen Desinfektor beauftragt. Dem habe ich bei der Arbeit zugeschaut und wusste sofort, dass ich das auch können will.

## **Wie lernt man, die Spuren des Todes zu beseitigen?**

Zuerst habe ich eine Schulung zum staatlich anerkannten Desinfektor gemacht. Außerdem gibt es Lehrgänge, um sich zum Tatortreiniger weiterbilden zu lassen. Dort erfährt man viel über Bakterien und Viren, aber auch über Verordnungen und Gesetze.

## **Von wem bekommen Sie Ihre Aufträge?**

Die Aufträge kommen meistens von den Angehörigen eines Verstorbenen. Die bezahlen mich auch. Häufig empfehlen uns Bestattungsinstitute weiter, denn die meisten Hinterbliebenen wissen oft gar nicht, an wen sie sich wenden sollen.



Marquart macht Fotos von allen Tatorten, um sie zu dokumentieren. Die Details nimmt er erst auf den Bildern wahr

Von der Polizei hingegen bekommen wir keine Aufträge. Als staatliche Institution dürfen sie nicht mal auf uns verweisen. Die können den Angehörigen höchstens sagen: Googeln Sie mal Tatortreiniger.

## **Was machen Sie vor Ort als Erstes?**

Meistens gehe ich allein in Schutzkleidung rein, während ein Kollege draußen die Einsatzkiste vorbereitet. Wenn es geht, bleibt einer von uns sauber. Viele Todesfälle passieren in Mehrfamilienhäusern, und wir wollen nicht kontaminiert durch den Hausflur laufen. Das würde auch die Nachbarn verstören. Dann besichtige ich den Tatort. Ich rieche einmal ohne Maske, um das Ausmaß festzustellen. Reichen ein paar Stunden oder braucht es eine Kernsanierung? Bevor wir beginnen, schreibe ich mir auf, was gemacht werden muss.

## **Eine Art To-do-Liste?**

Genau. Zuerst reinigen wir eine Ecke, in die wir unsere Materialien stellen können. Dann kommt der offensichtliche Müll weg. Wir desinfizieren den Boden, auch wenn keine Spuren sichtbar sind. Es waren ja schon Ersthelfer, Polizei und Bestatter am Tatort, die verschleppen die Kontamination. Alle kontaminierten Gegenstände werden luftdicht verpackt und beseitigt. Zum Beispiel Matratzen und Polstermöbel, in die Blut oder Leichenflüssigkeit geflossen sind. Dann reinigen wir den Boden und nehmen immer auch ein Stück heraus, um zu prüfen, wie weit das Blut hineingesickert ist oder ob darunter Ungeziefer ist. So können wir sehen, ob wir den ganzen Boden entfernen müssen. Wir benutzen abschließend einen Raumluftvernebler, um die Luft zu desinfizieren. Hartnäckige Gerüche können wir mit einem Ozongenerator oder Thermovernebler entfernen. Es reicht nicht, nur oberflächlich zu arbeiten. Eigentlich müsste es Tatortsanierer und nicht Tatortreiniger heißen.

## **Wie lange dauert eine Erstmaßnahme für gewöhnlich?**

Grob gesagt: Pro Toten dauert die Blutreinigung etwa drei bis vier Stunden.

## **Ohne welches Werkzeug könnten Sie nicht arbeiten?**



## ZUR PERSON

Stefan Marquart, 38, hat als Zimmermann gearbeitet und dann eine Entrümpelungsfirma gegründet. Seit 2015 arbeitet er mit seinem zweiten Unternehmen RVL-Süd als Tatortreiniger im Raum Stuttgart. In den meisten Wohnungen und Häusern, die er säubert, sind Menschen eines natürlichen Todes gestorben oder haben Suizid verübt, in etwa zehn Prozent seiner Einsätze muss er die Spuren von Gewaltverbrechen beseitigen.

Ich brauche so gut wie immer Putzschwämme, die ganz klassischen Topfreiniger. Mit Bürsten verteilt man den Schmutz oft nur. Mittlerweile habe ich rausgefunden, dass man auch nur die grüne Unterseite dieser Schwämme bestellen kann. So passen sie besser in die Einsatzkiste. Als Tatortreiniger bin ich aufs Experimentieren angewiesen. Es gibt nämlich keinen Katalog, wo ich spezielles Zubehör bestellen kann.

### **Verwenden Sie besondere Putzmittel?**

Die Desinfektionsmittel, die wir benutzen, müssen vom Verbund für Angewandte Hygiene und vom Robert Koch-Institut gelistet sein. Es reicht also kein Hygienespray aus dem Supermarkt. Bei Blutflecken ist Wasserstoffperoxid ein wichtiges Mittel. Wenn sich zum Beispiel jemand in den Kopf geschossen hat, gibt es winzige Blutspritzer, die man mit dem

bloßen Auge nicht sieht. Das Wasserstoffperoxid macht sie sichtbar.

### **Wie genau funktioniert das?**

Es reagiert mit dem Eiweiß im Blut und fängt dann an zu schäumen. Ich habe einmal einen rot lackierten Hallenboden geputzt – ein Dachdecker war durch das Dach gefallen und auf dem Boden aufgekommen. Aber mit dem Wasserstoffperoxid konnten wir erkennen, wo überall Blutspuren waren. An einem Tatort sprühen wir alle Laufwege mit Wasserstoffperoxid ein. Manchmal werden so unsichtbare Fußabdrücke sichtbar, weil an einem Socken minimale Blutspuren kleben.

### **Welche Flecken lassen sich am schwersten entfernen?**

Es kommt immer auf den Untergrund und die Menge an. Blutspritzer auf dem Boden lassen sich zum Beispiel gut entfernen. Ein blutiger Händeabdruck auf der Tapete aber weniger.

### **Erfahren Sie, wie diese Spuren entstanden sind?**

### **Welche Geschichte hinter einem Tatort steckt?**

Nur, wenn mir redselige Bestatter oder die Angehörigen selbst etwas erzählen. Aber ich frage nicht nach. Ich will nur die Dinge wissen, die mich auf die Arbeit vorbereiten. Wie viel ist es? Reicht es, wenn wir zu zweit kommen? Oder müssen wir zu dritt ran? Manchmal erfahre ich etwas aus den Medien, das lässt sich nicht verhindern. Aber ich lese keine ganzen Artikel. Das mache ich erst hinterher.

### **Warum wollen Sie so wenig vorher wissen?**

Um keine Bindung zu der Situation aufzubauen. So ist es für mich ehrlich gesagt einfach Arbeit. Aber wenn ich in der „Bild“-Zeitung vorher lese, was da genau passiert ist, dann wird es zu mehr als nur Schmutz zum Wegputzen.

### **Geben Ihnen die Tatorte selbst Hinweise auf das Geschehene?**

Wenn ich die Spuren sehe, kann ich mir vorstellen, was passiert sein muss. In einem Fall hat ein Vater zu Hause seine Frau und seinen Sohn umgebracht. Die Tatwaffe war ein Hammer, überall waren Blutspritzer. Zum Beispiel an Schuhregal und Tür – die Mutter wollte wohl aus der Wohnung flüchten. —>

Blutige Fußabdrücke verraten etwas über die Laufwege. Der Vater ist zum zweiten Sohn ins Zimmer gelaufen, dann aber wieder umgedreht, weil der nicht zu Hause war. Die Hose des Vaters hing über dem Schreibtischstuhl, in der Hosentasche habe ich eine Quitting gefunden. Ich wundere mich manchmal selbst, was ich am Tatort noch alles finde, weil die Polizei es nicht für wichtig gehalten hat. Der Mann hatte am Morgen der Tat noch Lotto gespielt. Er spielt um den großen Gewinn, kommt nach Hause, zieht sich eine Jogginghose an und bringt dann seine Familie um ...

### **Bei Ihnen entsteht also eine Art Kopfkinno?**

Bis vor ein paar Jahren bin ich noch mit einem Tunnelblick an einen Tatort gegangen, zum Selbstschutz. Ich wollte keine Familienfotos an der Wand sehen, nicht wissen, wer die Menschen waren. Mittlerweile macht mir das nichts mehr aus. Auch wenn es noch so schrecklich ist, kann ich Blut von einem Familienfoto wischen. Oder im Jugendzimmer eines Sohnes stehen, der seine Mutter umgebracht hat. In dem Moment nehme ich das einfach nicht so wahr, am Tatort schalte ich die Gedanken und Emotionen ab. Aber ich mache Fotos von allen Tatorten, zur Dokumentation. Erst wenn ich mir die zu Hause anschau, fallen mir die Details auf. Zum Beispiel, dass wohl deswegen Blut im Besteckkasten war, weil die Mutter sich mit einem Küchenmesser verteidigen wollte. Krasse Geschichte.

### **Ein Vater, der seine Familie auslöscht, ein Sohn, der seine Mutter umbringt: Wie gehen Sie mit solchen Geschichten um?**

Manchmal denke ich noch auf dem Nachhauseweg darüber nach und frage mich, wie es so weit kommen konnte. Aber ich lasse es nicht mehr wirklich an mich ran. Vielleicht ist das auch mein Schutzschild. Je mehr man sieht, desto mehr stumpft man ab. Manchmal erschrecke ich dann selbst. Ich distanziere mich schnell vom Geschehen. Wenn es geht, vermeide ich den Kontakt zu den Angehörigen. Mir ist lieber, wenn ich

den Wohnungsschlüssel von den Behörden bekomme.

### **Welcher Fall hat Sie besonders herausgefordert?**

Das war der Fall, bei dem der Sohn seine Mutter zu Hause getötet hatte. Seit der Tat hatte der Vater im Büro geschlafen, aber er wollte unbedingt zurück in die Wohnung. In der Nacht vor dem Einsatz habe ich nicht geschlafen, weil ich Angst hatte, dem Auftrag nicht gerecht zu werden. Dass ich dem Vater sagen muss, dass ich die Wohnung nicht schnell genug sauber kriege. Da war so viel Blut an den Tapeten.

### **Konnten Sie die Wohnung wiederherstellen?**

Ja. Als ich den Schlüssel ein paar Tage vor Heiligabend übergeben habe, hat der Vater geweint und gesagt: „Herr Marquart, Sie sind mein Weihnachts-

## **„AM TATORT SCHALTE ICH DIE GEDANKEN UND EMOTIONEN AB“**

engel.“ Ich bin niemand, der viel von Weihnachten hält. Aber beim Essen mit meiner Familie habe ich mein Glas auf ihn erhoben: auf dass er wieder Fuß fassen kann.

### **Sie waren vergangenes Jahr auch in Sindelfingen, als ein Mann in einem Mercedes-Werk zwei seiner Vorgesetzten erschoss.**

Eigentlich wollten wir an dem Tag zu einem Leichenfund fahren. Ich habe dann die Nachricht von den Schüssen in Sindelfingen gehört und bin vorsichtshalber im Büro geblieben. Kurze Zeit später kam tatsächlich der Anruf,

und wir wurden beauftragt. Der Täter hatte in der Halle mehrere Kugeln verschossen, ich hatte keine Ahnung, wo überall Blutspritzer klebten.

### **Wie haben Sie die Reinigung geschafft?**

Wir haben die Gabelstapler in der Halle mit Wasserstoffperoxid eingenebelt, um die Blutspritzer zu sehen. Letztlich war es nicht so viel wie befürchtet.

### **Bei Ihnen kam es sehr plötzlich und unerwartet, dass Sie zum ersten Mal an einen Tatort kamen. Wie bereiten Sie Ihre Mitarbeiter auf diesen Moment vor?**

Ich zeige ihnen Fotos und frage, ob sie das wirklich wollen. Bei ihren ersten Einsätzen sollen sie kein Blut sehen, ich nehme sie deswegen zu Messie-Wohnungen oder in Obdachlosenheime mit. Nicht immer ist dort jemand gestorben, trotzdem sind sie kontaminiert und schwer zu reinigen. Auch solche Fälle übernehmen wir. Es dauert eine ganze Zeit, bis ich einen neuen Mitarbeiter zu einem Mord oder Suizid mitnehme.

### **Sprechen Sie untereinander nach Feierabend über das, was Sie erlebt haben?**

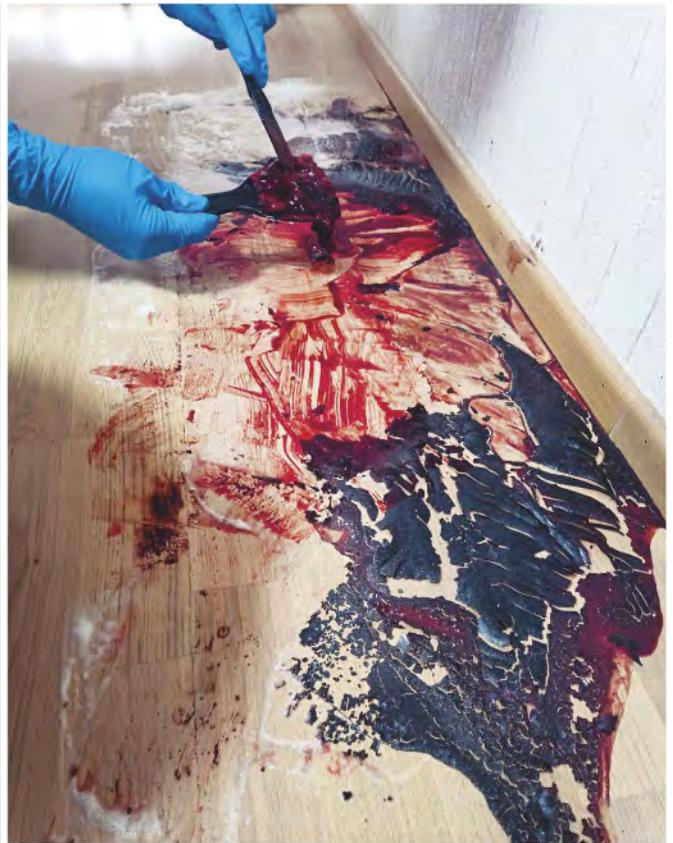
Klar sprechen wir darüber. Das Bedürfnis habe ich auch. Wenn uns etwas beschäftigt, gehen wir auch mal in die Kneipe und trinken einen. Aber am Tag nach einem Einsatz möchte ich nur noch fachliche Dinge besprechen, nichts Emotionales mehr. Ich habe mal einen Mitarbeiter zu seinem ersten nicht natürlichen Todesfall mitgenommen. Da waren Bilder an der Wand von einer jungen Frau mit einem Neugeborenen im Arm. Gegen Mittag waren wir fertig und sind raus. Ich habe ihn dann gefragt, ob wir noch zu Burger King wollen, aber er war auf einmal ganz still. Für mich war der Tatort schon vergessen. Am nächsten Tag muss ich ja wieder an einen Ort, wo etwas Schlimmes passiert ist. Wir können da nicht noch lange mitleiden.

### **Wie oft kommt es denn vor, dass Sie gerufen werden?**

Wir haben jeden Tag Arbeit, auch wenn natürlich nicht jeden Tag ein Leichenfund reinkommt. In den wenigsten →



Handelsübliche Reiniger reichen nicht aus, die Desinfektionsmittel müssen vom Robert Koch-Institut gelistet sein



Blut auf dem Boden lässt sich besser entfernen als Blut auf der Tapete. Manchmal muss Stefan Marquart aber auch das Parkett abtragen



An manchen Tatorten haben Fliegen viel Zeit, sich zu vermehren. Auch um die Insekten muss Marquart sich kümmern



Das Einzige, was gegen hartnäckige Gerüche hilft: ein Ozongenerator. Er desinfiziert die Luft im Raum



Im Mercedes-Werk in Sindelfingen hatte 2023 ein Angestellter zwei seiner Vorgesetzten erschossen. Stefan Marquart wurde beauftragt, die Halle zu reinigen. Letztlich war es weniger Blut, als er befürchtet hatte

Fällen geht es um Morde, häufiger reinigen wir Orte, an denen Menschen ohne Fremdverschulden gestorben sind. Diese Aufträge sind meist nicht mit der Erstreinigung abgeschlossen, sondern wir müssen danach weiter entrümpeln oder Handwerker beauftragen. Ich habe aufgehört, meine Tage im Voraus zu planen. Ich entscheide morgens um sechs, was ich tatsächlich mache.

**Sie rücken auch aus, wenn ein Mensch nach einem natürlichen Tod lange unbemerkt in seiner Wohnung lag. Was unterscheidet solche Leichenfundorte von Tatorten?**

Sie sind häufig noch unverändert. Man sieht die aufgeschlagene Fernsehzeitung. Im Ofen ist vielleicht noch ein Brathähnchen, und auf dem Tisch liegt ein angebissenes Brötchen. Leichenfundorte sind viel schwieriger zu reinigen, im Gegensatz zu Tatorten reicht fast nie eine Erstmaßnahme. Denn häufiger als Blut fließt dort Leichenflüssigkeit, weil die Verwesung bereits eingesetzt hat. Selten gibt es auch Gewaltverbrechen, nach denen ein Opfer lange nicht gefunden wird.

**Zum Beispiel?**

Im Fall einer jungen Frau, die von ihrem Ex-Freund erstochen wurde. Die Tür hatte er von außen abgeschlossen, sodass es aussah, als wäre sie nicht zu Hause. Irgendwann hat man den Ge-

ruch wahrgenommen und sie gefunden. Der Verwesungsprozess hatte eingesetzt, obwohl es ein Tatort war.

**Wenn Sie von Leichenflüssigkeit sprechen – was meinen Sie genau?**

Die Leichenflüssigkeit ist eine Mischung aus allem, was wir im Körper haben: Wasser, Blut, Fäkalien, Urin. Das vermischt sich mit der Flüssigkeit, die bei der Zersetzung des Körpers entsteht. Nicht immer verflüssigt sich alles, manchmal bleiben zum Beispiel Innereien zurück. Die Masse wird dann schlammig, ich spreche von Leichenschmodder. Wenn ein Körper lange nicht gefunden wird, steht dieser Lei-

**„JE MEHR  
MAN SIEHT,  
DESTO MEHR  
STUMPFT  
MAN AB“**

chenschmodder manchmal zentimeterhoch, wir knien dann regelrecht darin.

**Was bleibt noch von einem Toten zurück, der lange nicht gefunden wurde?**

Die Haut kann sich lösen und bleibt haften, häufig zum Beispiel die ganze Kopfhaut. Ich habe auch schon eine Brille gefunden, an der noch die Augenbrauen klebten. Es gibt aber auch extremere Beispiele. Ich bin schon auf Brustimplantaten ausgerutscht, die beim Verwesungsprozess vom Körper getrennt wurden.

**Verspüren Sie noch Ekel?**

Vor Leichenschmodder und Blut ekele ich mich gar nicht mehr. Aber ich komme schon manchmal an meine Grenzen. Wir haben einmal eine Wohnung gereinigt, wo die Besitzerin sich nicht von ihren Katzen trennen wollte. Sie hatte drei oder vier Tierkadaver in Plastiktüten und Schuhkartons aufgehoben und neben sich auf dem Sofa stehen. Und ich erinnere mich an eine Toilette voller Kot. Bis zum Spülkasten vollgeschissen, und wir mussten alles wegschaufeln. Da musste ich auf meinen Würgereiz achten. Um mich zu beruhigen, habe ich „Griechischer Wein“ von Udo Jürgens gesungen. Keine Ahnung, wie ich darauf gekommen bin. Mein Kopf war einfach woanders.

**Gab es schon Tatorte, an denen Sie gescheitert sind?**

Nein, wenn etwas zu stark verschmutzt ist, kommt es weg. Ich reinige keinen Teppich, auf dem seit fünf Tagen ein toter Mensch liegt. Meine größte Herausforderung ist eigentlich Katzenurin.

**Wirklich?**

Der Geruch von Leichen ist für mich kein Problem. Aber wenn ich sehe, dass irgendwo eine Katze gewohnt hat, bekomme ich Angst. Der Geruch setzt sich überall fest.

**Wie befreien Sie sich selbst nach der Arbeit von solchen Gerüchen?**

Meine Nase hat sich an die Gerüche gewöhnt, ich nehme sie nur noch in extremen Fällen wahr. Natürlich dusche ich trotzdem immer direkt. Normales Shampoo reicht aber. Ich habe Hunde. Die kennen den Leichengeruch auch mittlerweile. Die schnuppern an mir und weichen dann zurück.

**Wie geht Ihr Umfeld mit Ihrem Job um?**

Die meisten interessieren sich sehr für meinen Beruf und wollen hören, was ich alles erlebe. Die wenigsten finden es abschreckend. Meine Arbeit ist Gesprächsthema bei Geburtstagen und Hochzeiten.

**Erzählen Sie eine Geschichte besonders oft?**

Ich habe schon so viel erlebt. Zum Beispiel die Frau, die zwei Monate lang neben ihrem verstorbenen Mann weitergelebt hat. Irgendwann haben die Nachbarn den Geruch wahrgenommen und die Feuerwehr gerufen. Die Frau öffnete die Tür und sagte, ihr Mann würde oben auf dem Sofa Fernsehen gucken. Dort saß er auch, nur waren von ihm nur noch Leichenflüssigkeit und Maden übrig. Ich dachte vorher, so etwas gibt es nur in US-Serien. Gibt es aber auch in Böblingen.

**Ihr Beruf ist vor allem durchs Fernsehen bekannt geworden, durch die NDR-Serie „Der Tatortreiniger“.**

Viele Auftraggeber sprechen mich darauf an und sind überrascht, dass es meinen Beruf wirklich gibt. Ich habe mal ein, zwei Folgen im Flugzeug geschaut. Zu Hause habe ich dafür keine Muße. Vielleicht bin ich wie der Chef-

arzt, der nach Feierabend auch nicht „Die Schwarzwald-Klinik“ schauen möchte.

**Sie haben jeden Tag mit Themen zu tun, die die meisten Menschen verstören. Trotzdem sagen Sie, es ist Ihr Traumjob. Was begeistert Sie so daran?**

Ich mag den Vorher-nachher-Effekt. Dass ich einen Tatort wieder so herstellen kann, dass er sauber ist und nach Zitrone riecht. Und ich komme an Orte, zu denen anderen der Zutritt verwehrt wird. Wenn es irgendwo geraucht hat, war ich früher der Erste, der mit dem Fahrrad der Feuerwehr nachgefahren ist. Ich mochte schon immer das Extreme. Das ist bestimmt eine Art von Sensationslust, das will ich gar nicht verhehlen.

**Ist diese Faszination nicht pietätlos? Schließlich geht es immer um Menschen, die ihr Leben verloren haben.**

Darüber denke ich oft nach, aber ich finde nicht. Ich glaube, viele Menschen verstehen mein Interesse. Vielleicht spreche ich es nur ehrlicher aus. Ich gehe respektvoll mit den Geschichten um und mache meine Arbeit mit ganzem Herzen.

**Träumen Sie von der Arbeit?**

Nicht im negativen Sinne.

**Sondern?**

So, wie jemand anderes auch von seiner Arbeit träumt. Ich träume von den Dingen, die ich bei der Arbeit gemacht habe. Aber ich habe keine Albträume. Wenn ich die hätte, könnte ich den Job nicht mehr machen.

**Wann gehen Sie nach Hause und denken: Das war ein guter Arbeitstag?**

Niemand kann zur Ruhe kommen, wenn in der eigenen Wohnung noch Überreste eines Menschen liegen, vielleicht sogar eines Angehörigen. Wenn die Wohnung wieder sauber ist, ist das für viele wie ein letzter Abschied. Sie können dann besser abschließen. Die größte Genugtuung ist es, wenn ich den Schlüssel übergebe und die Auftraggeber sich bei mir bedanken. Das ist viel wert in dem Moment. ●



**Exklusiv für unsere Abonentinnen und Abonenten\*:**

**Aktuelles E-Paper gratis!**

**Testen Sie gratis die aktuelle Ausgabe als E-Paper**



Jetzt gratis unter Angabe Ihrer Abo-/Auftragsnummer sichern:  
**stern-crime.de/epaper**

\*Gilt nur für Abonnements direkt vom Verlag Gruner + Jahr Deutschland GmbH.

7. JANUAR 2023, NEUKIERITZSCH, SACHSEN



In Badehosen sind alle Menschen gleich: Ein Inhaftierter und sein Hausleiter gehen gemeinsam ins Wasser

Juliane Haerendel, 25, ist Autodidaktin. Als Teenager begann sie zu fotografieren, vor allem auf Konzerten. Als diese wegen Corona nicht mehr stattfanden, beschloss sie, auch journalistisch zu arbeiten. Sie promoviert derzeit in Philosophie

## „FAST WIE AUF EINER KLASSENFAHRT“

Fotografin **Juliane Haerendel** hat schon viele Vollzugseinrichtungen gesehen. Aber diese war besonders

Die beiden wirken wie zwei Freunde, die eine verrückte Idee haben und nachts in den See springen. Beim Betrachten kommt man nicht auf die Idee, dass der eine ein Inhaftierter ist, der seine Strafe absitzt, und der andere sein Betreuer.

Das Bild entstand für mein Fotoprojekt „Ein / Aus Gesperrt“ im Seehaus Leipzig am Hainer See. Das Projekt habe ich 2021 begonnen und 2023 mit einer Ausstellung abgeschlossen. Ich habe Politikwissenschaft studiert und während des Studiums ein Buch über Gefängnisse gelesen, das mich fasziniert hat. Ich wollte wissen, wie das Leben hinter Gittern abläuft, und schrieb mir einige Jahre mit einem Inhaftierten Briefe. Das brachte mich auf die Idee, mich auch fotografisch mit dem Thema auseinanderzusetzen.

Für das Projekt fotografierte ich in verschiedenen JVA in Nordrhein-Westfalen und Sachsen. Das Seehaus ist eine von nur zwei Einrichtungen dieser Art in Deutschland. Es bietet jungen Männern die Möglichkeit, einen Teil ihrer Strafe im sogenannten „Vollzug in freien Formen“ zu verbüßen. Statt hinter hohen Mauern leben sie in Wohngemeinschaften mit Sozialpädagogen, Lehrern und deren Familien.

Es war Winter, als ich anreiste, und ich hatte großen Respekt davor, ein ganzes Wochenende dort zu verbringen, hatte ich doch keine klare Vorstellung vom Umgang miteinander – aus „normalen“ Gefängnissen war ich eine kühle und abweisende Atmosphäre gewohnt. Aber die Familien und die Insassen waren sehr nett und aufgeschlossen. Es half

auch, dass die Inhaftierten ungefähr im gleichen Alter wie ich waren. Das Zusammensein fühlte sich schnell sehr natürlich an. Fast wie auf einer Klassenfahrt.

Diese Stimmung führte zu der Szene auf dem Foto: Man albert miteinander herum, klopft Sprüche und zieht es dann durch. An diesem Abend spielten wir zusammen Karten. Einer der Inhaftierten erzählte mir vom traditionellen Neujahrsschwimmen im See. Und dass er in den Raucherpausen 60 Liegestütze mache, um sich fit zu halten. Im Sommer wolle er den See durchschwimmen, hin und zurück in weniger als 45 Minuten. Am liebsten würde er gleich reinspringen. Spontan fragte er den Hausvater, ob er das dürfe. Der sagte Ja. Er käme mit. Der Moment zeigt die Idee hinter dem Seehaus: den Inhaftierten in einem geschützten Umfeld Erfahrungen zu ermöglichen, die sie in ihrer Kindheit und Jugend nicht machen konnten. Kurze Zeit später standen wir am Ufer. Ich steckte meine Hand ins Wasser, es war eiskalt. Das hielt die beiden aber nicht davon ab, unterzutauchen und eine Runde zu schwimmen. Die Stimmung war sehr ausgelassen. Der zweite Gefangene mit der Taschenlampe wäre auch gern baden gegangen, aber er war noch nicht lange da und durfte nicht.

Die Farbe Rot ist ein Stilmittel, das ich bei diesem Projekt häufiger verwendet habe. Es lässt die Bilder wie Filmszenen erscheinen. Ich wollte zeigen, dass die Welt, in der die Gefangenen leben, eine ganz andere ist als die, die wir kennen. ●

Protokoll: Constanze Löffler



Foto: Amelie Niederbuchner

ZWEI SIND REICH UND SADISTISCH, EINE IST

# EVELYN

Harry Kendall Thaw  
(o.), Evelyn Nesbit  
und Stanford White  
bildeten ein Dreieck,  
das selbst für New  
Yorker Verhältnisse  
sehr frivol war

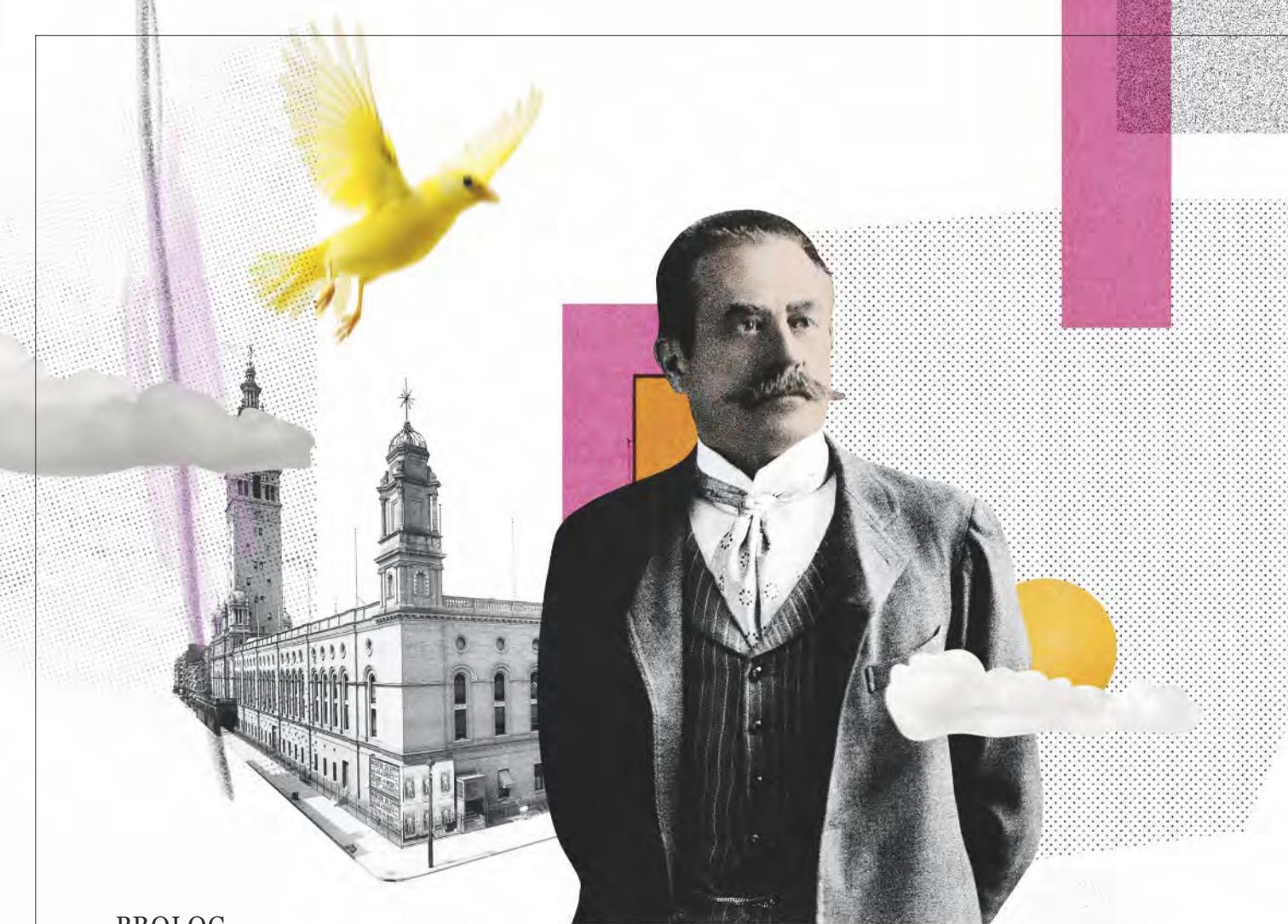


SCHÖN UND FÜGSAM. BESTE VORAUSSETZUNGEN FÜR  
EINE GAR NICHT SO ROMANTISCHE LIEBESGESCHICHTE

# UND DIE VAMPIRE

VON **MICHAEL STRECK** ILLUSTRATIONEN **NAZARIO GRAZIANO**





## PROLOG

DIES IST EINE GESCHICHTE ÜBER LIEBE UND HASS. EINE GESCHICHTE VON MACHT UND MISSBRAUCH, WAHN UND BETRUG, VON SCHÖNHEIT UND SEX, DIE IN EINEM MORD KULMINIERT. NICHT IRGEND EIN MORD, NICHT VERHUSCHT UND HEIMTÜCKISCH. SONDERN VOR DEN AUGEN UND OHREN VON TAUSEND ZEUGEN IN EINEM DER BERÜHMTESTEN GEBÄUDE DER WELT.

Drei Schüsse aus nächster Nähe, während auf der Bühne ein Sänger noch „I Could Love a Million Girls“ zum Vortrag bringt.

Es ist der dreisteste und öffentlichste Mord, seit John Wilkes Booth den US-Präsidenten Abraham Lincoln in einer Theaterloge meuchelte, im April 1865, in Washington D. C.

Es ist obendrein die Geschichte zwei bekannter Männer, die sich gegenseitig verabscheuten und doch viel mehr gemein hatten, als beide wahrhaben wollten. Vor allem die Leidenschaft für eine junge Frau, ach was, eher für ein Mädchen von gerade 16, 17 Jahren und von einer Grazie und Eleganz, die die Kerle um den Verstand brachte. Nicht nur die beiden erwähnten. Sondern die jungen Männer aus ganz New York und weit darüber hinaus. Denn als all das passiert und Land und Leute wochenlang, monatelang über nichts anderes reden, liegt das auch am Beginn einer neuen Zeitrechnung. Die Zeit der Massenmedien ist angebrochen, der Fotografie, der Illustrierten und Magazine, der Boulevardblätter und natürlich auch der laufenden Bilder, noch zittrig und in Schwarz und Weiß. Eine Zeit, in der Unsagbares gesagt und auch gedruckt wird.

In „Stanny“ Whites Biografie nimmt der Madison Square Garden eine bedeutende Rolle ein. Und das nicht nur, weil White ihn entworfen hat

STANFORD  
WHITE  
ZAM OUB AEN  
YOR BARRETT  
THE MURDER OF  
THE NEW PISTOL



Wir schreiben das Jahr 1906, und wir reden über New York City, diese schon damals überhitzte, schnelle, glamouröse und gewalttätige Stadt. Wir reden darüber hinaus von drei eigenwilligen und schillernden Protagonisten, deren Wege sich nicht zufällig kreuzten. Da wären:

Stanford „Stanny“ White, einer der erfolgreichsten Architekten des Landes, Schöpfer großartiger Gebäude, der den Reichen und Neureichen an der Ostküste ihre palastartigen Häuser baute. Gefeierte als Genie und beliebt als Gastgeber, vor allem bei den Damen – und insbesondere bei ganz jungen Damen.

Harry Kendall Thaw, Sohn des Industriemagnaten William Thaw aus Pittsburgh, millionenschwer, der reist und Geld verprasst und junge Frauen begehrt, darin Stanford White nicht unähnlich. Thaw lebt das Leben eines Playboys, als es den Begriff Playboy noch nicht gibt.

Evelyn Nesbit schließlich, Dreh- und Angelpunkt in diesem „Love Triangle“. Geboren am 25. Dezember 1885, aufgewachsen in der Nähe von Pittsburgh, kommt sie nach dem frühen Tod des liebevollen Vaters mit ihrer ambitionierten Mutter nach New York – und steigt dort ruckzuck zum Supermodel auf, oder ganz präzise: zum ersten Supermodel überhaupt.

Zwei von Ego und Libido getriebene Männer. Und eine hinreißend attraktive Frau, die beide umwarben, die beide liebten und die beide missbrauchten. Das ist das Setting für dieses Drama.

## STANNY

Stanford White, den Freunde „Stanny“ rufen, gilt gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Primus der Architekturszene. Und das ist nicht selbstverständlich. Er stammt aus eher einfachen Verhältnissen, Vater Richard Grant White zwar ein bekannter Musik- und Literaturkritiker, aber das Geld reichte nicht, um die beiden Söhne aufs College zu schicken. Stanford, der Jüngere, beginnt 1872, da ist er 19, eine Lehre beim bekannten Architekten Henry Hobson Richardson und wird qua seines Talents zügig zu dessen Protégé.

So nimmt eine Weltkarriere ihren Anfang; 1879 gründet Stanford mit zwei Kollegen das Büro McKim, Mead & White, und schnell strahlen sie als erfolgreichste Architekturfirma der USA. Sie renovieren das Weiße Haus, sie errichten in Manhattan den Bahnhof Penn Station. Die Upperclass der Ostküste engagiert sie, insbesondere White, der über ein besonderes Händchen verfügt. Stanny entwirft ein Landmark-Building nach dem anderen, das bekannteste zweifellos: der Madison Square Garden. Bei Weitem größtes und prächtigstes Gebäude der Stadt, im Stil der italienischen Renaissance-Palazzi, reich verziert von außen und mit einem Amphitheater drinnen mit Platz für 8000 Menschen. Ein

fast hundert Meter hoher Turm mit einer bronzenen Skulptur der nackten Jagdgöttin Diana obenauf. Ein Glanzstück, wie eigentlich alles, was White in jenen Jahren anpackt. Die Eröffnung des Gardens am 16. Juni 1890 gerät zum gesellschaftlichen und politischen Großereignis.

Nur wenige wissen, welche Abgründe sich hinter den famosen Fassaden auftun. White ist das, was Angelsachsen als „predator“ bezeichnen, ein Raubtier, immer auf dem Sprung, immer auf der Suche und immer auf der Jagd. 1884 hatte er die 22 Jahre junge Elizabeth Bessie Springs Smith geheiratet, wohlhabende Tochter aus gutem Hause. Das gibt ihm in mehrerlei Hinsicht Sicherheit und freien Rücken. Bessie verbringt die meiste Zeit auf Long Island auf dem Familienanwesen Box Hill, während ihr umtriebiger Gatte in Manhattan ein Doppelleben führt, tagsüber arbeitet und abends feiert und Frauen jagt.

Genie und Großkotz, Salonlöwe und Sex-Maniac. Und auf Long Island sitzt die gehörnte Gattin Bessie und gibt die drei Affen – nichts hören, nichts sehen, nichts sagen.

„Er war ein Satyr, der das Interesse an einer Frau verlor, sobald die neuen Empfindungen erschöpft waren“, schrieb Whites Urenkelin Suzannah Lessard fast ein Jahrhundert später in „The Architect of Desire“, Architekt der Begierde, einer schonungslosen Abrechnung mit dem Ahnen. Einige seiner Opfer hatten kaum die Pubertät erreicht, viele stammten aus fragilen sozialen und finanziellen Verhältnissen – „fast alle Mädchen konnten seiner Macht, seinem Geld und seinem beträchtlichen Charme kaum widerstehen“.

Bereits 1888 hatten White und ein paar Freunde aus der Künstlerszene sich zu einer finsternen Loge zusammengeschlossen, die sie „Sewer Club“ nannten. Sewer heißt Kloake, der Name Programm – Sausen, Suff und Sex. Einmal ließ Stanny bei einem Dinner eine Nackte aus einer Torte steigen, Kanarienvögel flatterten durch den Raum, und weitere nackte Mädchen servierten Wein. Blonde den weißen, Brünette den roten. Ein Gipfel der Dekadenz.

Die Geschichte vom sogenannten Pie-Girl-Dinner landete in den Zeitungen, verschwand aber auch schnell wieder, denn White kannte die Verleger, eine Hand wusch die andere. Gewiss, man wisperte, tuschelte und raunte über die Umtriebe der Eliten und den Schmutzklub, mehr aber auch nicht. Es galt nur eine Regel: je reicher, desto freier, sich an keine Regeln zu halten.

Man weiß heute, dass White sich Dutzende von Gespielinnen und Geliebten hielt, viele von ihnen Sängerinnen oder Schauspielerinnen vom Broadway, die Namen aufgelistet in einem prall gefüllten Büchlein. Er empfing in seinem großen Appartement an der 24. Straße, unterm Dach ein Spielzimmer für Erwachsene mit roter Samtschaukel in der Mitte. „White schlich sich in das Leben dieser jungen Frauen, baute Vertrauen auf, hatte Sex mit ihnen. Und ließ sie fallen“, urteilte seine Urenkelin Lessard. So war das immer.

Bis Evelyn Nesbit in sein Leben tritt. →

## HARRY

In dieser Zeit kurz vor der Jahrhundertwende – Deutschland hat seinen Kaiser Wilhelm II., auf dem englischen Thron sitzt Königin Victoria – bereist ein millionenschwerer Tunichtgut aus der neuen Welt die alte.

Harry Kendall Thaw, 1871 geboren als Sohn des Industriellen William Thaw und dessen zweiter Frau Mary. Ein blässlicher und kränklicher Junge von mediokrem Verstand, der die in diesen Kreisen üblichen Ostküsten-Internate durchläuft, die Beck's Boys Academy in Lititz, Pennsylvania, und das nicht weniger angesehene Wooster College. Seine Leistungen in beiden Lehranstalten waren weniger auffällig als sein Verhalten; einige seiner Lehrer erinnerten sich an „animalische Geräusche“, die der Junge von sich gab, andere an sein wirres, fast kleinkindhaftes Brabbeln bis hoch in die Adoleszenz oder seinen seltsamen Zickzack-Gang, der, wie ein Pädagoge befand, „auch die Muster seines Gehirns abzubilden schien“.

Später studiert Thaw an der Western University of Pennsylvania in seiner Geburtsstadt Pittsburgh, dann Jura in Harvard, hier wie dort ohne nennenswerten Erfolg. Harry perfektioniert immerhin sein Pokerspiel, versucht sich an Golf, Tennis und Football, mag die Mädchen und den Alkohol noch mehr und kann schon insofern den lieben Gott einen guten Mann sein lassen, weil ihm sein Vater nach seinem Dahinscheiden eine – nach heutigem Kurs – hohe dreistellige Millionensumme hinterlassen hatte und er zusätzlich monatliche Tantiemen von 8000 Dollar einstreicht, heute etwa 280 000 Dollar. Dafür hatte die Mama gesorgt.

Der junge Thaw arbeitet kurz für eine New Yorker Anwaltskanzlei, beschließt dann aber, seiner Berufung zu folgen, von Beruf Sohn zu sein und sein Geld unter die Leute und besonders unter die Frauen zu bringen. Er reist. Europa, Afrika, Südamerika, vor allem aber Europa kreuz und quer und ewig lang und exzessiv – London, Paris, Rom, Barcelona, Wien, Budapest, die Alpen, St. Moritz im Winter, Riviera im Sommer. Berg- und Sauf Touren, Gelage und Gephrahle überall. Und wer weiß, wie diese Geschichte ausgegangen wäre, hätte Harry die junge und bildschöne Pariserin Augustine geheiratet, für die er schwärmt (und sie wohl auch für ihn), aber die Liebe ist flüchtig und er von sprunghafter Natur, mit pathologischem Hang zur Selbstinszenierung.

Im Ritz in Paris richtet er im Mai 1900 ein Galadinner aus, geladen nur die attraktivsten Frauen der Stadt, ein berühmtes Orchester spielt auf, jede der Damen bekommt feinsten Schmuck, der sich um den Stiel der Sektkgläser schlängelt. Die Zeitungen berichteten prominent über das „Beauty Dinner“ und überhaupt oft über den Lebemann und dessen „Was kostet die Welt“-Attitüde.

Thaw verhält sich mindestens so dekadent wie Stanford White. Und hat, das sollte später herauskommen, eine ebenso dunkle, sadistische und niederträchtige Seite. Er verbringt viel Zeit in Europa, aber wenn er erster Klasse auf den Luxuslinern den Atlantik quert und seine Heimat besucht und

dort vornehmlich New York, zieht es ihn in ein kleines Apartment auf der 43. Straße, wo er sich als Theatermann aus gibt und im Laufe der Jahre Dutzende größtenteils minderjährige Mädchen zu sich lockt, sie erniedrigt und mit Pferdepeitschen traktiert und sie mithilfe von ruchlosen Rechtsanwältinnen und viel Geld zum Schweigen bringt.

Über den seltsamen Millionenerben und seine sexuellen Präferenzen wurde seinerzeit ähnlich viel gemunkelt wie über Stanford White und dessen Kloaken-Kumpel vom „Sewer Club“.

New York City, so viel kann man mit Gewissheit sagen, war seinerzeit „Gotham und Gomorrha“, wie die Autorin und Literaturprofessorin Paula Uruburu in ihrem klugen Buch „American Eve“ über den Fall schreibt.

Und die Bühne dieser verrückten Stadt betritt im ersten Jahr des neuen Jahrhunderts ein junges Mädchen aus Pennsylvania.

## EVELYN

Nach dem Tod des Vaters Winfield Scott waren die Nesbits von Pittsburgh nach Philadelphia gezogen. Mutter Florence arbeitet in einem Kaufhaus. Florence Evelyn, noch keine 15, sitzt hin und wieder Modell, ihr Gesicht derart schön und eben, dass sakral Gesinnte auf sie aufmerksam werden und Glasmaler sie als Engel in Kirchenfenstern verewigen. Maler, Illustratoren und Fotografen erkennen früh ihr Potenzial. Aber das soll sich erst in New York komplett entfalten, oder korrekt: regelrecht explodieren.

Im Dezember 1900 siedeln die Nesbits nach New York um, beziehen auf der 22. Straße ein Hinterzimmer im zweiten Stock und leben in sehr bescheidenen Verhältnissen. „Wir spürten den Druck der Armut. Es gab Tage, an denen meine einzige Mahlzeit aus einem Keks und einer Tasse Kaffee bestand“, hielt Evelyn bereits 1914 in ihren Memoiren fest.

Das größte und vermutlich einzige Kapital der Familie besteht aus Evelyns Gesicht und Körper, und das weiß natürlich Mutter Florence, die sich mit den Fotos aus Philadelphia an den bekannten New Yorker Impressionisten James Carroll Beckwith wendet, der Evelyn sofort bucht.

Und so geht das los, und so geht das weiter und immer weiter und schneller, und binnen weniger Monate steigt sie auf zur Sensation der Stadt, der Ostküste, des Landes. Das Mädchen verkörpert nicht nur Jugend und Reinheit, sondern schlägt Brücken zwischen viktorianischem Zeitalter und neuem Jahrhundert; sie steht für ein moderneres Frauenbild jenseits von Korsett und anderen Zwängen, auch für eine neue Form der Erotik. Kokett und selbstbewusst mäandert sie zwischen Kindfrau und Vamp, frühe Lolita, die ihr Haar lang und lasziv trägt. Ihr Lächeln undurchschaubar, mal sinnlich, mal sündig. „Kleine Sphinx“, dichtet ein Reporter. Und ein Fotograf sucht nach den richtigen Worten für ihren →



*EVELYN NESBIT THAW, ACTRESS WHOSE MARRIAGE TO THE YOUNG MILLIONAIRE CAUSED A SENSATION A YEAR AGO*

America's First Top Model: Evelyn Nesbit war das Gesicht der Coca-Cola-Kampagne – und für Männer wie Harry Kendall Thaw eine begehrteste Trophäe



Blick und findet mit „Unschuld und Erfahrung in einem“ eine stimmige Definition. „Sie erschien auf den Titelseiten von ‚Vogue‘, ‚Harper’s Bazaar‘, ‚Cosmopolitan‘. Ihr Gesicht verkaufte alles, von Seife, Ozelot-Pelzen, Schokolade und Nähmaschinen bis zu Zahnpasta und Coca-Cola. Sie zierte Biertablets, Zigaretten- und Tabakkarten, Tapeten, Spielkarten. Florence Evelyn wurde zum ersten echten Pin-up-Girl“, schreibt Uruburu in „American Eve“.

Die führenden Fotografen reißen sich um sie, einige der Bilder, sie im Kimono als „Little Butterfly“ und die Coca-Cola-Werbung, sind bis heute ikonisch. Und natürlich wurde auch der Broadway auf sie aufmerksam.

Am Ende ihres ersten Jahres in New York ist Nesbit so allgegenwärtig wie später Marilyn Monroe.

Am Ende ihres ersten Jahres in New York ist sie aber auch dem falschen Mann verfallen.

## DER GÜTIGE VAMPIR

Es war nur eine Frage der Zeit, bis Stanford White, Star und Schwerenöter, von Evelyn hören würde.

Und es war dann nur eine Frage der Zeit, wann er versuchen würde, sie zu verführen.

Nesbit stand jeden Abend auf der Bühne als eine der Revue-Tänzerinnen im beliebtesten Musical des jungen Jahrhunderts, „Florodora“. Die Mädchen attraktiv und jung, am gefragtesten das Sextett der Tänzerinnen – die Damen der Erstbesetzung sollten später alle Millionäre heiraten, die im Publikum saßen und anschließend Spalier standen vor der Garderobe.

Und ganz ähnlich war es auch Evelyn ergangen, mit ihren 16 Jahren eigentlich noch zu jung fürs Theater, aber der Direktor hatte ein Auge zgedrückt, weil auch ihm diese engelsgleiche Perfektion nicht entgangen war. Und wie auch? Niemandem, wirklich niemandem, war sie entgangen. Nach der Show riefen die Kerle ihren Namen, warteten hinter der Bühne oder schickten Blumen.

Stanford White, damals 47, schickt keine Blumen. Er schickt eine Kollegin vor, Edna Goodrich, etwas älter und erfahrener als Evelyn, auch sie eine frühere Gespielin, gleichfalls Ensemblemitglied. White lädt die beiden zum Lunch ein in seine große Wohnung in der 24. Straße; er lässt Hummer, Austern, gefüllte Eier und Kalbsbries aus dem Edelrestaurant „Delmonico’s“ auftischen. Sie sind zu viert, White, sein Freund Reginald Ronalds, Edna und Evelyn, die zunächst nur wenig begeistert ist und über den prominenten Gastgeber urteilt: „Kein bisschen hübsch“, vor allem aber zu alt. Dann wird Champagner gereicht, ihr erstes Glas überhaupt, aber etwas anderes berauscht sie schnell mehr als der Schaumwein – „angesichts der offenen Bewunderung der beiden Männer fühlte ich mich erwachsen“.

Später führt White sie in das Zimmer unter dem Dach mit der roten Samtschaukel, an der Decke ein japanischer Papier-

schirm. Sie nimmt Platz, und er schaukelt sie, bis sie mit ihren Füßen den Schirm erreicht, „ich konnte mir nicht vorstellen, dass dieser sympathische und freundliche Mann etwas anderes im Sinn haben könnte, als mich zu amüsieren“, schrieb sie in ihren Memoiren.

Irrtum.

Stanford White geht strategisch vor. Er bezirzt auch Evelyns Mutter Florence, geriert sich vor ihr als väterlicher Freund und Mentor und Mäzen, finanziert die schulische Ausbildung von Evelyns jüngerem Bruder Howard. Er schleicht sich nicht nur in Evelyns Leben, sondern in das gesamte Familie. Mutter Florence sieht in ihm einen Ehrenmann. Im Herbst muss sie für ein paar Tage nach Pittsburgh, White bezahlt das Zugticket und verspricht, sich um die Tochter zu kümmern.

Über das, was dann an einem Abend im November 1901 in Stanford Whites Haus passiert, existieren verschiedene Versionen. Alle stammen von Evelyn Nesbit. Aus den Gerichtsprotokollen, aus späteren Interviews und auch aus ihren Tagebüchern und Memoiren.

Sie wird abgeholt von einem Taxi in Erwartung einer Party in Whites Townhouse. Aber als sie ankommt, ist dort niemand außer ihr. Die Gäste, erklärt White, hätten kurzfristig abgesagt. Der Champagner fließt, sie fühlt sich mindestens beschwipst, und schließlich überfällt sie eine Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kommt, liegt sie nackt im Bett, und Blut ist überall, sie schreit und weint, und White spricht: „Weine nicht, Kätzchen, weine nicht, alles ist vorbei, nun gehörst du mir.“

Die Version von Drogen im Schampus und anschließender Vergewaltigung ist die bis heute gängigste. Auch wenn Nesbit viel davon im Laufe der Jahre abmilderte und in Teilen sogar widerrief. Ja, White habe ihr die Jungfräulichkeit genommen, und ja, nach moralischen Gesichtspunkten sei er pervers gewesen und dekadent sowieso, aber eben auch ein „großartiger Mann“, ein „benevolent vampire“, so nennt sie ihn wirklich, „einen gütigen Vampir“. Und viele Jahre später auch: „einzige Liebe meines Lebens“. Rational ist das nicht, wie so vieles nicht in dieser Geschichte.

Unstrittig ist, dass die beiden sich in den darauffolgenden Wochen und Monaten beinahe täglich sahen. Unstrittig ist auch, dass White die Familie Nesbit weiter finanziell unterstützte und ihnen eine größere Wohnung in besserer Lage besorgte. Und unstrittig ist schließlich, dass er sie zu ihrem 17. Geburtstag, Weihnachten 1901, üppig beschenkte; eine Perlenkette, Diamantringe, weiße Fuchspelze.

Whites Nachfahrin Suzannah Lessard wird fast ein Jahrhundert darauf über das Schicksal dozieren, das Evelyn Nesbit damals in der Hand hatte. „Sie wurde von attraktiven Junggesellen im passenden Alter umworben ... Aber am Ende entscheidet sie sich für einen Mann, der verrückt ist, der sie zu Tode erschreckt und besessen ist vom Hass auf Stanford, von dem Evelyn wiederum nicht loskommt.“

Ein Teufelskreis. Und so lief es unweigerlich auf die Katastrophe hinaus.

## REISEN UND RASEREI

Es war nur eine Frage der Zeit, bis Harry Kendall Thaw, Millionenerbe und Schwerenöter, von Evelyn Nesbit hören sollte.

Und es war dann nur eine Frage der Zeit, wann er versuchen würde, sie zu verführen.

Thaw hatte sie einmal kurz gesehen an der Ecke Broadway und Fifth Avenue, Ende 1901, „sie war jung und blass und sah besorgt aus“, schrieb er ein Vierteljahrhundert später, und er schaute ihr lange nach. Denn natürlich kannte er sie von den Fotografien, von den Covern der Magazine, von den Sammelbildern und Postkarten. Evelyn Nesbit war überall.

Thaw ist in New York einerseits bekannt wie ein bunter Hund, die Zeitungen sind voll mit Berichten über seine reiche Familie aus Pittsburgh, vor allem aber über seine Spleens und Eskapaden in Europa, von den Partys mit Stars und Sternchen und anderen Geldadligen. In New York allerdings kommt er nicht so gut an; er wird von der Hautevolee nicht ernst genommen und sehr zu seinem Missfallen unter den Neureichen einsortiert, und die besten Klubs verwehren ihm die Mitgliedschaft. Geld kann eben doch nicht alles kaufen, auch wenn Thaw sich gern in der dritten Person als „der sehr reiche Harry Kendall Thaw aus Pittsburgh“ vorstellt. Er macht als treibende Kraft hinter dieser gesellschaftlichen Ablehnung (warum auch immer) Stanford White aus.

ER SAGT:  
„WEINE NICHT,  
KÄTZCHEN,  
WEINE NICHT,  
ALLES IST  
VORBEI, NUN  
GEHÖRST  
DU MIR“

Es ist der Beginn einer Rivalität, die sich erst zu Feindschaft, dann zu Aversion und letzten Endes zu blankem Hass auswächst. Auch deshalb womöglich, weil sie einander so ähnlich sind: beide aufbrausend, beide maßlos hedonistisch, beide mit einer Schwäche für junge, sehr junge Frauen, beide nach heutigem Verständnis: pädophil.

Es war nur logisch, dass auch Harry Thaw Evelyn Nesbit den Hof machen würde, Rosen schickt und mehr als drei Dutzend Mal im Publikum des Musicals „Wild Rose“ sitzt, in dem Nesbit seit Mai 1902 auftritt. Die Beharrlichkeit zahlt sich aus. Er darf sie zum Lunch ausführen und fällt vor ihr auf die Knie, küsst den Saum ihres Kleides und säuselt, sie sei das schönste Mädchen der Stadt. Thaw ist ein Aufschneider, und Nesbit ist von diesem Typen und seinem Hang zu großer Geste und Pathos nicht sonderlich angetan. Sie hat, das muss man wissen, zu dieser Zeit eine Affäre mit dem Schauspieler John Barrymore, die beiden verbringen sogar eine Nacht zusammen, zum Groll der Mutter und sehr zum Groll des vor Eifersucht tobenden Stanford White. Deshalb beschließen Florence Nesbit und White, Evelyn Manieren und Anstand beizubringen, im Mädcheninternat Pompton Lakes in New Jersey, Klavier und Tennis und Französisch, solche Sachen. Sie verlässt schweren Herzens und frisch verliebt New York und die Theaterwelt, aus dem Starlet wird eine brave Schülerin, und aus der Schülerin soll eine Dame werden und ein Mitglied der besseren Gesellschaft.

Das ist der Plan. Und vielleicht hätte der auch aufgehen können, aber stattdessen beginnt im Leben der Evelyn Nesbit nun eine Achterbahnfahrt, die mit einem entzündeten Blinddarm beginnt und einem Genesungsbesuch von Harry Thaw, der wiederum zum „schlimmsten Fehler meines Lebens führen sollte“, wie Nesbit einmal sagen wird. Thaw lädt sie und ihre Mutter nämlich auf eine Europareise ein. Und obschon Mutter Nesbit den Parvenu Thaw per se nicht ausstehen kann, ist der Lockruf der alten Welt lauter. Im Mai 1903 besteigen sie gemeinsam ein Schiff nach England.

Sie reisen durch Europa: England, Frankreich, Holland, Deutschland, Österreich-Ungarn und die Schweiz. Harry kennt ja all die Plätze und die wichtigen und richtigen Leute. Sie besuchen Pferderennen und Theater und Ausstellungen und die besten Restaurants, sie feiern mit Revuestars, Mama Nesbit immer im Schlepptau. Und die alte Welt ist von Evelyn ebenso hingerissen wie die neue, in Paris firmiert sie flott unter „Le bébé“.

Ständig fragt Harry, ob Evelyn ihn nicht heiraten möge, stets lehnt sie ab. An einem Abend in Paris bohrt er weiter und weiter und fragt schließlich: „Ist es wegen Stanford White?“, und sie bejaht erst zögerlich. Und erzählt ihm doch die Geschichte ihrer Entjungferung, Thaw danach zitternd und heulend, „nie zuvor und nie danach habe ich einen Mann gesehen, der solche Tränen vergoss. Ein großes Mitleid mit Harry Thaw überkam mich damals und hat mich nie ganz verlassen“, schrieb sie später.

Sie würde in den folgenden Wochen Höhen und Tiefen erleben und schließlich in den Abgrund blicken. —>

Irgendwann, Mutter Florence, von den Anstrengungen des Reisens mürbe und müde, hat den Heimweg angetreten, mietet Thaw Burg Katzenstein in Südtirol, einen zugigen Klotz in der Nähe von Meran. Das Personal schickt er nach Haus. Am späten Abend, Evelyn hat sich bereits in ihr Zimmer zurückgezogen, steht plötzlich Thaw vor ihr, „glotzügig und vor Wut bebend“, und reißt die Decke vom Bett und beginnt sie zu schlagen und zu peitschen und vergewaltigt sie und flucht ohne Unterlass auf White. Er ist wie von Sinnen, aber anderntags tut er, als sei nichts geschehen, und die beiden reisen noch eine Weile durch Europa, ein merkwürdiges Paar.

Als Evelyn Nesbit am 24. Oktober 1903 in New York wieder von Bord geht, ist die Saat gelegt für das Verbrechen des noch jungen Jahrhunderts.

## AMOUR FOU

Nach ihrer Rückkehr aus Europa trifft sich Nesbit mit ihrem früheren Geliebten, Peiniger und Mentor Stanford White. Und sie vertraut sich auf dessen Rat hin Abe Hummel an, einem von Stanfords Anwälten, den Zeitzeugen als legendär windig und legendär hässlich beschreiben, mit einem unverhältnismäßig großen Kopf auf kleinem Rumpf. Hummel gilt als Mann für alle Fälle, als eine Art Tatortreiniger, der zuvor auch schon im Auftrag von Thaw einen außergerichtlichen Vergleich mit einer Schauspielerin erwirkt hatte. Nun dient er ganz selbstverständlich und bar aller Skrupel der anderen Seite, nämlich White, und lässt Nesbit sogar eine eidesstattliche Erklärung unterschreiben, in der sie Harry als drogenabhängig und gewalttätig bezeichnet, als „demented man“, als Geisteskranken.

Die Feindschaft von Thaw und White hat sich unterdessen hochgeschaukelt auf ein irrwitziges Level; sie setzen Detektive aufeinander an. Harry ist davon überzeugt, dass White eine Bande engagiert hat, die ihn umbringen soll. Er legt sich eine Waffe zu, die er ständig bei sich trägt. Beide bezichtigen einander der Gewalt und der Vergewaltigung. Thaw wendet sich sogar an den Vorsitzenden der „New York Society for the Suppression of Vice“, einen radikalen Evangelisten namens Anthony Comstock, der sich den Kampf gegen Pornografie und Laster zum Lebensinhalt gemacht hat. White, behauptet Thaw unter Berufung auf seine Spione, habe sage und schreibe 378 minderjährige Jungfrauen unter Drogen gesetzt und sich dann an ihnen vergangen.

Auf diesem Niveau bewegen sich Stanny und Harry. Und mittendrin Evelyn, die nach der Tortur in Europa zunächst auf Distanz zu Thaw gegangen war, dann aber in absurder Umkehr der Geschehnisse das Gefühl bekam, nicht er habe ihr Unrecht angetan, sondern sie ihm – klassischer Fall von psychischer Manipulation, der heutzutage unter dem Begriff „Gaslighting“ subsumiert wird.

Und nun geschieht das eigentlich Unfassbare, die ultimative Volte in dieser Dreiecksgeschichte, Amour fou noch zu schwach dafür. Thaw wirbt unablässig und hartnäckig weiter,



das schmeichelt ihr, denn die Chancen auf sozialen Aufstieg sind begrenzt. Sie ist Supermodel, Sängerin und Schauspielerin. Aber keine Dame. Fast zwei Jahre lang weist Nesbit seine Avancen ab, dann gibt sie nach. Evelyn Nesbit, die schönste Frau ihrer Zeit, heiratet am 5. April 1905, anderthalb Jahre nach der furchterlichen Nacht in dieser Burg in Südtirol, Harry K. Thaw in einer kleinen Zeremonie nur im engsten Familienkreis.

Evelyn, als würde sie ahnen, was diese Ehe für sie bereithalten sollte, trägt bei ihrer Hochzeit: schwarz. Sie ist noch keine 20 Jahre alt.

## SHOWDOWN

Nach einer mehrmonatigen Hochzeitsreise ziehen die Eheleute in die Lyndhurst-Mansion, das Familienanwesen der Thaws auf dem Beechwood Boulevard im grünen Gürtel von Pittsburgh. Die folgenden 14 Monate sind für die junge Frau eine Qual; sie kann mit der grauen Stadt nichts anfangen und mit Harrys Familie auch nicht und schon gar nicht mit der Schwiegermutter Mary, die sie bei jeder Gelegenheit spüren lässt, dass ihr Harry eine Bessere verdient hätte.

Wann immer es geht, verreisen sie, bevorzugt nach New York. Und so ist das auch im Sommer 1906. Der 25. Juni, ein Montag, ist kein spektakulärer Tag. Die Zeitungen berichten über eine geplante Reise von Präsident Theodore Roosevelt nach Panama, wo er die Arbeiten an einem Kanal inspizieren will. Harry und Evelyn frühstücken in ihrem Hotel, anschlie-



Die Singschau am 25. Juni 1906 war unspektakulär. Dann aber fielen drei Schüsse

hend macht er sich auf, um Tickets für eine Schiffspassage auf der „SS Amerika“ nach Deutschland zu kaufen; die beiden wollen nur drei Tage später nach England aufbrechen. Am Nachmittag hat Thaw noch Karten gespielt im Whist Club, sich dort zeitig verabschiedet, um sich umzuziehen für ein frühes Dinner mit Frau und Freunden und die Premiere des Sing-Schauspiels „Mamzelle Champagne“ im Dachtheater des Madison Square Garden.

Am Abend dieses 25. Juni 1906 speisen also Harry Kendall Thaw, Gattin Evelyn und deren Freunde Truxton Beale und Thomas McCaleb im Café Martin, 26. Straße zwischen Fifth Avenue und Broadway, einem der besten Läden in New York. Im selben Restaurant hat kurz zuvor auch Stanford White Platz genommen, gemeinsam mit seinem Sohn Lawrence und einem von dessen Kommilitonen aus Harvard.

Nesbit sieht Stanny, und Thaw bemerkt ein kurzes Zittern seiner Frau, und sodann schiebt sie ihm ein Zettelchen zu, „Das B. war gerade hier, ist aber wieder los“. B. steht für Biest, Harry hatte ihr untersagt, White bei seinem Namen zu nennen. Er firmiert intern nur unter Biest.

Stanford White verlässt das Restaurant früh; auch er will die Premiere von „Mamzelle Champagne“ sehen, ist aber hauptsächlich interessiert an der jungen Schauspielerin Maude Fulton. Sein sexueller Appetit zügellos und ungestillt, ein „Predator“. Er sitzt im Dachtheater des von ihm gebauten Madison Square Garden, der Stätte seines beruflichen Triumphs, und starrt auf eine hübsche Broadway-Debütantin, die er unbedingt kennenlernen will wie so viele junge Frauen vor ihr.

Aber dazu soll es nicht mehr kommen.

Es ist rückblickend müßig, über den weiteren Ausgang des Abends zu spekulieren, falls die kleine Gesellschaft Harrys Vorschlag gefolgt wäre, der sich im Theater oft langweilte und vorgeschlagen hatte, im Café zu bleiben und dort weiter zu feiern. Aber Evelyn wollte „Action“.

Und sie bekommt Action.

Die vier zahlen und schlendern die paar Schritte hinüber zum Madison Square Garden. Thaw trägt Strohhut, einen Übermantel und einen dunklen Anzug und darunter seinen Revolver.

Das Stück keine Offenbarung, Evelyn rutscht unruhig auf dem Stuhl, Harry hält Small Talk mit einem Bekannten, auf der Bühne mühen sich die Sänger und ein Chor, und davor sitzt White. Kurz vor dem Ende des Schauspiels erheben sich Evelyn und die drei Männer und gehen Richtung Aufzug, und plötzlich fehlt Harry. Er schreitet zur Bühne und auf Whites Tisch zu, „und ungefähr fünf Meter von ihm entfernt zog ich meinen Revolver, er erkannte mich, und er stand auf und hielt seine rechte Hand schützend vor sich“, so schilderte er das im Nachgang. Drei Kugeln. Die erste zersplittert den Schulterknochen, und Stannys Glas zerbricht auf dem Boden. Die zweite dringt unterhalb des rechten Auges ein, die dritte und letzte trifft seinen Mund und zerschmettert die Vorderzähne. Blut rinnt aus dem Schädel. Der Regisseur brüllt seinen Chor an: „Singt weiter, verdammt noch mal, singt weiter!“, und einer singt tatsächlich weiter „I Could Love a Million Girls“.

Die Szene ist so absurd, dass einige im Publikum denken, dies sei Teil der Show.

Whites Gesicht jedenfalls ist derart entstellt, dass ihn sein eigener Schwager nicht erkennt. Stanford White wird →

52 Jahre alt, und die Obduktion ergibt, dass er vermutlich nicht viel länger gelebt hätte, sein Körper gezeichnet vom exzessiven Lebenswandel mit Fettleber und verkalktem Herz. Obendrein pleite und hoch verschuldet, wie man nun weiß, weil er notorisch über seine Verhältnisse lebte und Geld verprasste. Darin seinem Mörder nicht unähnlich. Der sich seelenruhig abführen lässt. Harry ruft: „Dieser Mann hat das Leben meiner Frau ruiniert.“

## EPILOG

Was für ein Verbrechen. Was für eine Show. Und erst der Anfang. Es ist mehr als ein Mord, nämlich: „Der Blitz aus dieser Pistole erhellte einen Abgrund moralischer Verwerflichkeit, weil er einige der verborgenen Züge des mächtigen, rücksichtslosen, offen zur Schau gestellten Reichtums offenbart“, notiert das „New York Evening Journal“. Die Auflagen der Zeitungen gehen durch die Decke. Die Leser delectierten sich an den Niederungen der oberen Zehntausend. Alles kommt nun heraus. Alles. Und in allen Details. Die Orgien, der Missbrauch, die Gier. Die Büchse der Pandora sperrangelweit offen. Kurze Filme kommen in die Kinos und ein Theaterstück auf die Bühne. Groschenromane erscheinen und im Laufe der Jahre und Jahrzehnte Bücher über Bücher. Ein halbes Jahrhundert später spielt die junge und schöne Joan Collins die junge und schöne Evelyn Nesbit in „The Girl in the Red Velvet Swing“, das Mädchen auf der Samtschaukel. Es ist natürlich auch grandioser Stoff für Hollywood.

Am 23. Januar 1907 beginnt in New York der Prozess. Mark Twain berichtet als Reporter darüber und urteilt angewidert über die New Yorker Gesellschaft, „die seit Langem wusste, dass White eifrig und fleißig, gefräßig und erbarmungslos Jagd auf junge Mädchen machte, um sie zu vernichten“, unter ihnen eben auch Evelyn, die Tag für Tag im marineblauen Kostüm im Gericht sitzt und die Geschichte ihrer Vergewaltigung bestätigt. Am Tag ihrer Aussage wollen bis zu 10 000 Leute in den Saal. Harry versteht seine Tat als

Ehrenmord, und zwei Drittel der Leute stimmen dem zu, wie Umfragen bestätigen. Im April kommen die Geschworenen nach 47 Stunden Beratung zu keinem einstimmigen Urteil, „hung jury“. Sieben halten Thaw für schuldig, fünf für unschuldig, weil ganz offenkundig geisteskrank. Es muss mithin eine neue Jury geben. Und einen neuen Prozess.

Vermutlich entgeht Harry Kendall Thaw nur dem elektrischen Stuhl, weil seine Mutter Mary im zweiten Verfahren im Jahr darauf schlüssig und überzeugend darlegen kann, dass ihr Sohn schon als Kind unter Psychosen und Macken litt, und als Zugabe ein fulminantes Familienpanorama der Geisteskrankheiten entwirft, viele Irre und mindestens Verwirrte, mittendrin und voll dabei Harry. Diesmal tagt die Jury lediglich 25 Stunden, Thaw wird einstimmig für „unzurechnungsfähig“ erklärt und ins „Matteawan Asylum for the Criminally Insane“ in Fishkill, Upstate New York, verbracht.

In dieser Institution verbringt er die kommenden fünf Jahre, klagt immer wieder auf Freilassung, verliert immer wieder, türmt schließlich mit Unterstützung eines von Frau Mama bestellten Gangstertrupps 1913 nach Kanada. Dort wird er von der lokalen Bevölkerung zunächst gefeiert, aber flugs wieder abgeschoben. Zwei Jahre und reichlich Schlagzeilen später erklärt ein New Yorker Gericht Thaw für gesund und frei. Im selben Jahr werden Harry und Evelyn geschieden.

Evelyn. Sie heiratet noch einmal einen Schauspieler, aber auch diese Ehe verläuft nicht glücklich. Sie dreht einige Spielfilme durchaus erfolgreich, betreibt später eine Teestube in New York und zieht schließlich nach Kalifornien. Zeitweise versinkt die einst schönste Frau der Welt in Drogen und Depression, ist lebensmüde und unternimmt einen Selbstmordversuch. Erst gegen Ende ihres Lebens findet sie ihren Frieden. Sie stirbt 1967.

Und Harry? Thaw, nach Jahren in der Anstalt wieder frei und nach Ansicht von Schöffen und Richter auch bei klarem Verstand, beweist subito das Gegenteil. In einer kalifornischen Eisdielen lernt er den 19 Jahre alten Fred Gump kennen. Er lockt ihn Weihnachten 1916 nach New York, verspricht ihm Unterstützung und Förderung bei der Jobsuche. Aber sperrt ihn ein im Hotel und prügelt und peitscht ihn, „du wirst mein Sklave sein“. Thaw kann nicht anders, der übliche Wahnsinn. Gump gelingt die Flucht. Und Harry kommt abermals ins Heim. Und Jahre später wieder raus.

Auch er leidet unter Depressionen, auch er unternimmt einen Selbstmordversuch, aufgeschlitzte Adern. Ausbrüche und Ausfälle ziehen sich bis zu seinem Tod 1947 durch sein Leben. Anwälte regeln das, wie früher schon, und zahlen für seine sadistischen Entgleisungen gegenüber Frauen wie Männern.

Und er bringt gut zwei Jahrzehnte nach dem Mord an White seine Memoiren zu Papier, die unter dem Titel „The Traitor“, Verräter, erscheinen. Ein konfuses Traktat von fast 300 Seiten über seine Reisen durch die Welt, seine große Liebe Evelyn und seine Nemesis Stanford White. Nach der Tat, schreibt Harry Kendall Thaw, habe er gebetet. „Ich habe in dieser Nacht gebetet, dass White in den Himmel kommt.“ ●



Lunch im „The Tombs“: Harry Kendall Thaw im Stadtgefängnis von New York



Deutschland  
sucht den  
**SuperStar**

Es wird wieder  
sowas von **DSDS**

**R T L +**

vorab streamen

**R T L**

Mittwoch + Samstag 20:15



Das gemeinsame Haus. Es  
fiel beiden schwer, es dem  
anderen zu überlassen



Trotz Trennung zusammen-  
zubleiben war keine gute Idee,  
findet sie. Sie braucht eine  
Lösung. Was, wenn ihr  
Mann sich umbrächte?  
Oder vielmehr: Wenn sie das  
für ihn übernähme?

// **stern-classic**

*Diese Geschichte erschien  
im stern 04/2011*

# Unter einem Dach

VON ANETTE LACHE FOTOS CHRISTOPH PÜSCHNER

*„Er kroch ins Badezimmer, war halb da. Sein Zustand war nicht mein erhoffter Triumph über ihn. Ich wollte ihm einmal einen Schmerz zufügen, wie er ihn mir zugefügt hat, mir gingen all die Demütigungen, Beleidigungen, die seelischen Schmerzen durch den Kopf... Ich setzte das Messer an sein Handgelenk – irgendwie schaffte ich es nicht. Ich dachte, das ist auch kein Ausweg, was ist nur aus mir geworden?“*

*Klara Mahr\* vor Gericht über den Pfingstmontag 2010*

*„Ich lag auf den Fliesen im Bad ... meine Frau trug Gummihandschuhe ... In dem Moment war klar, sie will mir ans Leben. Ich habe gefragt: Klara, willst du mich umbringen?“*

*Ralf Mahr über den Pfingstmontag 2010*

**K**lara Mahr führte ein unauffälliges Leben in einem unauffälligen Dorf in Baden-Württemberg. Drei Kinder, ein fleißig arbeitender Ehemann, ein stattliches Haus am Ende einer Sackgasse, abbezahlt, mit gestutzter Hecke und wetterfesten Gartenmöbeln. Vor dem Eigenheim parkten ein Familien-Van und ein Kleinwagen. Einmal im Jahr gönnte sich die Familie einen All-inclusive-Urlaub. Mal flogen sie in die Türkei, mal auf die Kanaren, im Sommer vor zwei Jahren ging es zum Baden nach Rimini. Das konnten sie sich leisten.

Seit der Geburt ihres ersten Kindes vor neun Jahren musste Klara Mahr nicht mehr im Rathaus in der Nachbargemeinde arbeiten. Ehrenamtlich leitete sie mit anderen Müttern das Kinderturnen im Bürgerhaus, half bei den Dorffesten und traf sich mit Freundinnen zu Strickabenden. Sie war tough und lebensfroh. Jeden Samstag backte sie Kuchen. Und niemals überzog sie ihr Girokonto.

Das ist es, was man im Ort über Klara Mahr wusste. Viel mehr hätte kein Dorfbewohner über sie zu erzählen gehabt.

Bis zu jenem Pfingstmontag.

An diesem Tag soll die schwäbische Hausfrau versucht haben, ihren Ehemann Ralf, 41, heimtückisch zu ermorden und das Ganze als Suizid zu tarnen, so hat es die Ulmer Staatsanwaltschaft ermittelt. Auf eine so kaltblütige Weise, wie man es einer Frau mit solch einer braven Biografie niemals zugetraut hätte.

Klara Mahr bestreitet nicht, dass sie sich am Abend des 24. Mai 2010 ihres Ehemanns entledigen wollte. „Ja, es stimmt, ich wollte ihn umbringen“, räumte die 36-Jährige am Anfang des Prozesses vor dem Landgericht Ulm ein. Schließlich aber habe sie es dann doch nicht fertiggebracht, den Vater ihrer Kinder zu töten.

Wie hatte es nur so weit kommen können? Im Dorf waren nach der Verhaftung der jungen Mutter alle geschockt. Der letzte „Entleibte“ auf ihrer Gemarkung war ein totgeprügelter Familienvater, der Vorfall datiert von 1573.

Dabei war bis zu diesem Pfingstmontag im Hause Mahr nur passiert, was tausendfach auch anderswo passiert: Die Ehe war nach einigen gemeinsamen Jahren gescheitert, das Hochzeitsfoto mit den selig lächelnden Frischvermählten Makulatur.

Wenn Frauen ihren Partner töten oder es versuchen, dann meist, weil sie häuslichem Terror ausgesetzt waren, weil sie verprügelt oder vergewaltigt wurden. Sie töten aus Notwehr, versuchen sich oder ihre Kinder in größter Gefahr zu schützen. Ralf Mahr hat seine Frau nie geschlagen oder körperlich misshandelt, genauso wenig seine drei Kinder. „Riesenschlampe“ soll er sie einmal genannt haben.

Vor Gericht schildert Klara Mahr ihre Ehe so: „Mein Mann hat immer wieder die Familie vernachlässigt. Er hat meine Mühe als Hausfrau und Mutter ignoriert.“ Und weiter: „Nachdem er 2006 die Diagnose ‚Wirbelleiden‘ bekommen hatte, befand er sich in einer Selbstmitleidsphase. Ich wollte ihn aufbauen, auch psychisch, er ließ sich nur noch gehen. Seine Arbeit brachte ihn an die Grenze der Belastbarkeit. Ich suchte einen neuen Job für ihn, aber er wollte gar keine Veränderung mehr ... Er interessierte sich nicht mehr für mich, nahm mich nicht mehr als Mensch wahr. Wir hatten da schon keinen Sex mehr ... Er fand diesen Zustand nicht schlimm, nach der Zeit sei das normal.“

Als sie das sagt, trennen sie weniger als zehn Meter von ihrem Mann, der als Nebenkläger auftritt. Ralf Mahr schaut seine Frau oft an während dieses Prozesstages, wütend, fragend. Manchmal einfach nur kalt. „Sie hat nie gesagt, dass sie unzufrieden mit mir ist“, sagt der Industriekaufmann vor Gericht.

Die Ehe von Klara und Ralf Mahr ist nahezu klassisch in ihrem Scheitern: Der eine versteht nicht das Problem des anderen. Ihm war alles zu viel geworden. Das Rückenleiden, der Job, der jahrelange Hausausbau nach Feierabend und die drei Kinder hatten ihn an seine Grenzen gebracht.

Und ihr fehlte etwas: Zuwendung, Unterstützung, Anerkennung. Sie war in der Ehe immer mehr vereinsamt, hatte zunehmend das Gefühl, für alle Probleme allein zuständig zu sein, für das Schreckkind genauso wie für das Kind mit Hüftproblemen. Mehrere Zeugen sagten aus, dass sie die Stär-



Ralf Mahr kannte seine Frau Klara als liebevolle Mutter. Wie perfide sie war, hörten er und sein Anwalt Ulrich Gebhard vor Gericht

kere war, die Beziehung dominierte. Aber ihre Vorstellung von Partnerschaft konnte sie trotzdem nicht durchsetzen, er bewegte sich einfach nicht.

Im September 2009 teilte Klara Mahr ihrem Mann mit, dass die Ehe für sie vorbei sei. Aus dem gemeinsam gebauten Haus werde sie aber nicht ausziehen. Niemals, sagte sie. Auch er sah nicht ein, warum er sein Zuhause, das er in harter Handarbeit gebaut hatte, einfach ihr überlassen sollte. Zumal es auf Bauland stand, das er von seinen Eltern bekommen hatte.

Das Paar fand eine vermeintlich erträgliche Lösung. Klara Mahr: „Wir trennten uns im Haus räumlich. Er blieb oben, ich zog nach unten. Ich versprach, jeden Abend für ihn zu kochen, die Wäsche und den Haushalt zu machen.“

Im Gegenzug füllte er weiterhin ihr Girokonto auf, wenngleich knauseriger. Geschmälzte Maultaschen gegen Haushaltsgeld, so ungefähr lautete der Deal. Ansonsten ging fortan jeder seines Weges. Klara Mahr war abends oft im 30 Kilometer entfernten Ulm unterwegs; er bemühte eine Partnerschaftsagentur in Oberschwaben, die sich um Junggesellen vom Bodensee bis Mittelfranken kümmert. Er tat sich zunächst schwer mit der Trennung, kämpfte aber auch nicht um seine Frau. Und sie hatte tatsächlich die naive Vorstellung, dass sie gute Freunde werden könnten unter einem Dach.

Klara und Ralf Mahr redeten wenig miteinander, das Klima im Haus wurde eisiger, mittendrin die Kinder, vier, sechs und neun Jahre alt. Beide können sich aber nur an einen einzigen lauten Streit erinnern, er war im November 2009. Danach allerdings soll Klara Mahr zu ihrem Mann gesagt haben: „Ich wünschte, du wärst tot.“

Die Ermittlungen ergaben, dass am 17. Februar 2010, dem Aschermittwoch, spätabends die Begriffe „Zyankali“ und „Gifte kaufen“ in die Computer-Suchmaschine im Hause Mahr eingegeben wurden. Auch der Film „Mord ist mein Geschäft, Liebling“ wurde gesucht. →

Zwei Wochen später, am 2. März um 16.22 Uhr, wurde im Internet nach „Selbstmordmethoden“ gefahndet. Klara Mahr will da beim Kinderturnen gewesen sein.

**O**stern 2010 schließlich befand Ralf Mahr, dass die Wohnsituation für ihn unerträglich sei. Das Korsett – das gemeinsame Haus, die gemeinsamen Kinder – hielt nicht mehr. Der 41-Jährige teilte seiner Frau mit, er wolle das Haus in dem schwäbischen Dorf verkaufen und sich scheiden lassen. Gemeinsam seien sie in das Haus eingezogen, gemeinsam sollten sie das Haus verlassen. Dieses eine Mal wollte er energisch sein.

In dieser Zeit hatte sich Klara Mahr schon häufig mit Fred Erl getroffen, von dem sie jetzt behauptet, er sei nur ein Freund, während der 33-Jährige sagt, er habe sehr wohl eine Affäre mit der jungen Mutter gehabt.

Über eine Kontaktbörse im Internet hatten sie sich kennengelernt, einen Tag vor Weihnachten 2009 sahen sie sich zum ersten Mal im „Wilden Mann“ in Ulm, einer Kneipe. Dem untersetzten Mann mit dem Ziegenbärtchen gefiel die Frau mit dem langen Haar und dem schmalen Gesicht. Er nannte sich online „drachenbrut“ – nach einem Fantasyroman –, sie sich „oxmoon-100“. Er beschrieb sich als „Big Block, lieb und leistungsstark“ mit einem Faible fürs Fallschirmspringen und für Bungee-Jumping. Sie gab als Motto „Lebe das Leben“ an und notierte, dass sie schlecht gelaunte, spießige Menschen schrecklich finde.

Ihre Ausflüge zu Fred Erl nach Neu-Ulm waren Ausflüge in eine andere, nicht so kleinkarierte Welt. Der arbeitslose, vorbestrafte Fahrzeuglackierer muss auf sie wie ein Outlaw gewirkt haben. Einer, der sich nicht um Konventionen scherte, auch ohne Führerschein Auto fuhr, ständig Speed, Amphetamine und Alkohol konsumierte und nachts um die Häuser zog – während ihr Ehemann um neun Uhr abends schlafen ging.



Klara Mahrs Affäre Fred Erl kannte sich gut mit Drogen aus. Für den „Suizid“ ihres Mannes besorgte er die K.-o.-Tropfen. Das Messer hatte sie schon

Die beiden schickten sich Fotos von Drachen-Tattoos, Musikvideos und E-Mails. Am 15. Mai 2010, neun Tage vor der Tat, schrieb Fred Erl an seinen „Drachenengel“: „Das Beste braucht seine Ruhe. One way ticket.“

Auch an jenem Pfingstmontag traf sich Klara Mahr mit Fred Erl. An diesem Tag packte sie ihre drei Kinder nach dem Frühstück ins silberfarbene Familienauto, fuhr bis Ulm. Zu fünft gingen sie auf einen Spielplatz. Für Lisa, Samuel und Julian gab es gegen Mittag Eis und Pommes, Fred Erl und Klara Mahr aßen Apfelschnitze aus der Tupperdose. Sie hatte gute Laune.

Der 33-Jährige brachte ein Fläschchen Ketamin mit, das Narkotikum hatte er ein paar Tage zuvor in einer Ulmer Diskothek besorgt. So war das besprochen. 80 Euro zahlte die Hausfrau für die zehn Milliliter K.-o.-Tropfen und ließ sie, von den Kindern unbemerkt, in ihrer Handtasche verschwinden.



Klara Mahr vor Gericht: *„Ich bat Fred, mir die Tropfen zu geben. Ich sah keinen anderen Weg mehr. Ich wollte einmal die sein, die die Macht über meinen Mann hat, nicht immer nur die, die ihm ausgeliefert ist.“* Fred Erl vor Gericht: *„Ich holte das Ketamin für Klara, obwohl ich wusste, was sie damit vorhat. Ich hatte immer noch gehofft, dass sie zu einem Scheidungsanwalt geht.“* Nach der Übergabe fuhr Klara Mahr wieder nach Hause.

Ketamin ist nicht nur eine Partydroge, die zu Halluzinationen führen kann, es wird ebenso als Narkosemittel eingesetzt. Mit Ketamin werden aber auch Schweine auf dem Weg zum Schlachthof betäubt. „Schweine-Speed“ wird das Mittel daher auch genannt.

**Z**u Hause übernahm Ralf Mahr die Kinder und radelte mit ihnen zum Spielplatz im Nachbarort. Gegen Abend waren die vier zurück, und weil das Wetter so schön war, aßen alle gemeinsam auf der Terrasse. Als Henkersmahlzeit hatte Klara Mahr Pasta mit Pesto gewählt.

Gegen 20 Uhr brachte er die Kinder ins Bett, sie räumte die Küche auf. Später, so hatten sie das schon Tage zuvor verabredet, wollten sie sich zu einem klärenden Gespräch treffen. Mal wieder. Sie hatte ihn zwei Tage zuvor sogar noch einmal daran erinnert, gesagt, sie habe eine Lösung gefunden für „das Problem“. Zu diesem Zeitpunkt hatte Klara Mahr längst im Freundeskreis gestreut, dass ihr Mann an Depressionen leide.

Sie wollte trotz des schönen Wetters nicht mit ihm auf der Terrasse zusammensitzen, sondern in seinem Wohnzimmer eine Etage höher. Wegen seines schönen roten Sofas. Den Sekt, den sie wie in guten alten Zeiten mit ihm trinken wollte und der schon auf der Küchenplatte bereitstand, durfte er nicht anfassen. Sie würde den mitbringen, wenn die Kinder fest schlafen, sagte sie. Er soll doch schon mal hochgehen. *„Ich machte das Fläschchen aus der Handtasche auf. Ja, ich wollte, dass alles besser wird. Ich hatte die Macht mit dem Fläschchen in meiner Hand.“*

Sie nahm unterschiedliche Sektgläser aus dem Küchenschrank, füllte in eines K.-o.-Tropfen und Sekt, in das andere nur Sekt. Gegen 20.45 Uhr ging sie mit den Gläsern die Treppe hoch und setzte sich auf das schöne rote Sofa. Etwas Small Talk, dann hob sie ihr Glas und forderte ihn auf, „auf ex“ zu trinken. Er trank auf ex, sagte noch: „Klara, der Sekt schmeckt irgendwie komisch“, und kippte ohnmächtig auf den Teppichboden. Später erinnerte er sich an „widerliche Träume mit Blut, Kutteln, Drachen“.

Als Ralf Mahr wieder zu Bewusstsein kam, völlig benommen, war er im Bad und übergab sich. Möglicherweise sein Glück. Anschließend sackte er auf die Badfliesen. Das Nächste, was er registrierte, war „ein Piks“ an seinem Arm. Er öffnete mühsam die Augen und sah seine Frau mit Einweg-Gummihandschuhen über sich gebeugt. Sie umklammerte mit beiden Händen seine Hand, die ein Küchenmesser mit schwarzem Griff hielt. Sie führte seine Hand zu seinen Pulsadern. Ihre Absicht war ihm selbst im Ketamin-Rausch klar. Er rappelte sich unsicher auf und schnappte sich den Korbsessel, der immer im Bad stand.

Für einen Moment schauten sich die beiden an. Auf seine Frage, ob sie ihn umbringen wolle, sagte sie: „Du nimmst mir alles weg, das Haus, die Kinder.“ In dieser Reihenfolge.

Immer noch benebelt, stieß er den Korbsessel zweimal in ihre Richtung. Sie wich von der Badtür in den Flur zurück. Er taumelte die Treppe hinunter, öffnete die Haustür und floh zu den Nachbarn. Sie stellte das Ketamin-Fläschchen in die Spülmaschine. Es war inzwischen kurz nach 22 Uhr.

Vor Gericht sagte die Nachbarin aus: *„Wir saßen auf der Terrasse, als es klingelte. Ich öffnete, Herr Mahr hing draußen vor der Tür und sagte: ‚Du musst die Polizei rufen, die Klara wollte mich umbringen.‘ ... Er hatte einen fünf Zentimeter langen Kratzer am Unterarm, vielleicht ein bisschen tiefer. Aber er blutete nicht ... Frau Mahr kam kurz vor dem Eintreffen des Notarztes zu uns rüber. Sie sagte zu ihrem Mann:*

*„Ralf, komm heim, du machst alles kaputt, wenn du nicht mitgehst.‘ Aber er hatte Angst.“*

In letzter Minute will Klara Mahr von dem Vorhaben, ihren Mann zu töten, abgelassen haben. Ralf Mahr muss viele Minuten bewusstlos gewesen sein, in denen sie ihn hätte umbringen können. Warum hat sie es nicht getan?

Über Nacht musste Ralf Mahr im Krankenhaus bleiben. Seine Frau kam in U-Haft. Bevor Kripobeamte sie auf einem Feld hinter dem Haus stellten, hatte sie noch mit Fred Erl telefoniert.

Bei den Vernehmungen gab sie später an, sie habe Angst vor ihrem Mann gehabt, er habe sich „zu einem absoluten Stalker“ entwickelt. Tatsächlich hatte Ralf Mahr im vergangenen Jahr mehrmals den Kilometerstand ihres Autos kontrolliert und mit ihren Erzählungen abgeglichen. Und er hatte versucht, sie über ihr Handy zu orten. Mehr aber auch nicht.

Dass Klara Mahr Angst vor ihrem Mann gehabt haben will, bezweifelt der Tübinger Psychiater und Gutachter Peter Winckler. Er hat sie im Auftrag des Gerichts im Prozess beobachtet und einmal mit ihr im Gefängnis gesprochen. Doch zur Tat hat sie sich ihm gegenüber nie geäußert. Für Winckler bleibt Klara Mahr eine „Blackbox“: „Es gibt vieles, was ich nicht verstehe.“ Sie zeige keine auffälligen Befunde, sie sei nicht psychisch krank, und ihre Steuerungsfähigkeit sei nicht eingeschränkt. Die Tat sei keine Kurzschlussreaktion gewesen, sondern „fast kaltblütig“ geplant, erklärt Winckler dem Gericht. Der Gutachter hält Klara Mahr für voll schuldig. *(Anmerkung der Redaktion: Bald darauf fällten die Richter das Urteil. Fünf Jahre Haft für Fred Erl. Und zehn Jahre für Klara Mahr wegen versuchten Mordes.)*

Drei Kinder werden damit leben müssen, dass ihre Mutter versucht hat, ihren Vater umzubringen. Zu Lisa, der Neunjährigen, haben Mitschüler vor Kurzem gesagt: Deine Mama wollte deinen Papa vergiften und dann aufschlitzen.

Lisa ist jetzt ein sehr stilles Kind. ●



Rédoine Faïd sieht sich als  
Hauptfigur in einem Film, den  
sein eigenes Leben schreibt



# DER CINEAST

Rédoine Faïd war der meistgesuchte Mann Frankreichs. Auch weil er sich inspirieren ließ von Verbrechern aus dem Kino

VON ADAM LEITH GOLLNER





Durch das Gitter seines Zellenfensters kann Rédoine Faïd in den wolkenlosen Himmel blicken. Es ist Sonntag, der 1. Juli 2018. Ein ruhiger Morgen im Hochsicherheitsgefängnis von Réau, einem kleinen Ort 40 Kilometer südöstlich von Paris. Doch Faïd weiß, was gleich passieren wird. Es folgt dem Drehbuch, das er seit Monaten entwickelt hat.

Zwei Beamte nähern sich seiner Zelle im Einzelhafttrakt, in dem besonders bekannte und gefährliche Straftäter sitzen. Und wenige Verbrecher in Frankreich sind so bekannt wie Rédoine Faïd. Er zählt zu den gefährlichsten Kriminellen des Landes. In den 1990er-Jahren verübte er eine Reihe spektakulärer Überfälle auf Banken, Juweliere und Geldtransporter. Sein zweifelhafter Ruhm wuchs noch, als er 2013 mithilfe von Sprengstoff aus dem Gefängnis Sequedin in der Nähe von Lille floh, wo er nach einem gescheiterten Raub eingesperrt hatte. Dieser dramatische Ausbruch brachte die höchste Riege der französischen Justiz in Verlegenheit. Sechs Wochen später wurde Faïd erneut gefasst. Seitdem unterliegt er strengsten Haftauflagen.

Die Beamten filzen seine Taschen und stoßen auf etwas Hartes. Eine Waffe? Nein, nur eine Packung Bonbons. Faïd liebt Süßigkeiten, vor allem Kaugummis der Marke Holly-

wood. Er ist ein schlanker, glatzköpfiger Mann mit einem charmanten Lächeln, der an diesem Tag ein orangefarbenes T-Shirt von Hugo Boss und ein dunkles Sakko über dem Arm trägt. Die Beamten bringen ihn in den Besuchsraum, wo Brahim, sein Bruder, auf ihn wartet.

Rédoine Faïd ist der Sohn algerischer Einwanderer, aufgewachsen im rauen Pariser Vorort Creil. Er war zunächst Teil einer Bande von Kleinganoven, bevor er sich später zu einem charismatischen Gangster entwickelte, der die Polizei in Atem hielt und andere Kriminelle in seinen Bann zog. Er gilt als geradezu obsessiver Cineast. Von klein auf sah Faïd sich als Hauptfigur in dem Film, den sein Leben schrieb. Bei Überfällen spielte er die Szenen nach, die er in Filmen von Quentin Tarantino, Kathryn Bigelow oder seinem Idol Michael Mann gesehen hatte.



Am 1. Juli 2018 schwebt ein Hubschrauber über dem Hochsicherheitsgefängnis von Réau. Kurz darauf beginnt die größte Fahndung in der Geschichte Frankreichs

Für diese Geschichte hat Faïd sich zu einem seiner selten gewordenen Interviews bereit erklärt; die Fragen und seine Antworten sind per E-Mail von einem Familienmitglied weitergeleitet worden. Außerdem hat Faïd ein Manuskript zur Verfügung gestellt, das er mittlerweile als Autobiografie unter dem Titel „Spirale“ veröffentlicht hat.

Er beschreibt darin unter anderem, wie er sich auf einen Gefängnisausbruch vorbereitet: „In der Zelle herrscht tödliche Stille. Ich kann nichts mehr hören. Wenn ich heute ausbreche, dann nur, um dieser Stille zu entkommen. Ich habe in den vergangenen Monaten hart daran gearbeitet, meinen Geist so klar und fokussiert zu bekommen, wie er sein muss, um es an diesem Tag zu schaffen.“

In seiner Akte wird Rédoine Faïd als „oberflächlich betrachtet höflich und unterhaltsam“ beschrieben. Jemand, der gern mit den Beamten plaudert. Aber es heißt auch: „Er ist außergewöhnlich aufmerksam und erweckt den Eindruck, ständig nach Schwachstellen in der Haftanstalt zu suchen.“

BEREITS IM FRÜHJAHR 2018 ist den Beamten des Hochsicherheitsgefängnisses von Réau etwas Ungewöhnliches aufgefallen: Drohnen, die in seltsamen Mustern übers Gefängnis fliegen. Sie fragen sich, ob es mit ihrem prominenten Häftling Faïd zu tun haben könnte.

Im Juni 2018 fordert die Gefängnisleitung, ihn dringend in eine andere Einrichtung zu verlegen. Allerdings erklärt die Zentralverwaltung, dass dies erst im September möglich sei. Eine Entscheidung, die von einem der Verantwortlichen des Gefängnisses als „extrem gefährlich“ eingestuft wird, „für unser Personal und die öffentliche Ordnung“.

Am 1. Juli 2018 taucht kurz nach elf Uhr ein dunkler Fleck am Horizont auf. Ein niedrig fliegender Hubschrauber. Mit graziler Präzision, wie eine Libelle aus Metall, schwebt er

über dem Innenhof des Gefängnisses. Zwei Inhaftierte, die in einem angrenzenden Hof gerade den Müll ausleeren, starren mit offenem Mund nach oben. Ansonsten scheint niemand zu bemerken, was vor sich geht.

Im Cockpit sitzt der Pilot Stéphane Buy, auf dessen Hals eine Waffe gerichtet ist. Später wird Buy der Presse schildern, dass er an jenem Morgen von zwei Männern für einen Freizeit-Rundflug gebucht worden sei. Kurz vor dem Start hätten die Männer ihn mit Waffen bedroht. „Mach keine Dummheiten“, habe einer der beiden gesagt. „Mach lieber deinen Job, sonst ist deine Familie in Gefahr.“

Die beiden Männer tragen schwarze Skimasken und Kampfausrüstung. Sie kennen Buys Adresse und sagen, dass ein weiteres Kommando vor seinem Haus stünde und seine Partnerin und seine Tochter den Preis zahlen würden, falls er nicht kooperiere. Offenbar haben sie den 65-jährigen Piloten gezielt ausgewählt. Er ist Fluglehrer mit jahrzehntelanger Erfahrung. Sein Hubschrauber, die „Alouette II“, ist ein Oldtimer aus den 1960er-Jahren: zuverlässig, aber auch eigenwillig.

Kurz nach dem Start verlangen die beiden Entführer, dass Buy auf einem Feld landen und den Rotor abstellen soll. Dort sammeln sie das dritte Mitglied der Gruppe ein, verladen Waffen und Ausrüstung. Doch als sie den Flug fortsetzen wollen, springt der Rotor nicht an. Die Zündung klemmt. Die Entführer glauben, Buy wolle sie austricksen. „Starte! Starte die Maschine!“, schreien sie. Buy versucht es wieder und wieder, er ist schon ganz verzweifelt, da funktioniert es endlich. Die Rotorblätter drehen sich.

Als sich der Hubschrauber dem Gefängnis in Réau nähert, greifen die Entführer zu AK-47-Sturmgewehren und einem Hochleistungs-Winkelschleifer, einer Art Kreissäge, die sogar durch Beton schneidet. Einer der Männer zeigt auf



Der Hubschrauber, eine Alouette aus den 1960er-Jahren, wird später ausgebrannt auf einem Feld nahe dem Pariser Flughafen gefunden und abtransportiert

einen schmalen, dreieckigen Hof in der Nähe des Haupteingangs. „Dahin“, befiehlt er, „zum Gebäude mit den roten Wänden.“

Es ist nicht das erste Mal, dass in Frankreich jemand versucht, mithilfe eines Hubschraubers auszubrechen. Das Gefängnis ist vorbereitet: An den Wachtürmen hängen Poster mit verschiedenen Hubschraubermodellen, die den Wachposten helfen sollen, nicht autorisierte Flugobjekte zu identifizieren. Um ein Eindringen aus der Luft zu verhindern, sind über einem Großteil des Gefängnisses Kevlar-Kabel gespannt. Allerdings nicht über dem schmalen, dreieckigen Innenhof, den der Helikopter ansteuert.

Die Gefangenen hätten diesen Hof nur beim Betreten und Verlassen des Gefängnisses passiert, wird Frankreichs damalige Justizministerin Nicole Belloubet später erklären. Außerdem sei der Hof zu schmal, als dass ein moderner Hubschrauber dort hätte landen können. Die Rotorblätter von Stéphane Buys Hubschrauber aus den 1960er-Jahren haben jedoch genau die richtige Länge.

Als der Hubschrauber um 11.18 Uhr den Innenhof erreicht, sind selbst die Beamten in den Wachtürmen verwirrt. Einer von ihnen funkt die Gefängniszentrale an. Der Beamte am anderen Ende der Leitung antwortet, dass die Verwaltung auch nicht sicher sei, was da vor sich gehe.

Zwei der maskierten Männer setzen Skibrillen auf und springen aus dem Hubschrauber, sie werfen Rauchbomben und Tränengasgranaten und laufen auf das rote Gefängnisgebäude zu. Währenddessen bleibt der dritte Mann im Cockpit und richtet seine Waffe auf den Piloten.

In Réau dürfen die Wachen nicht auf den Hubschrauber schießen. Das Risiko, umliegende Gebäude zu treffen oder den Piloten zu verletzen, ist zu groß. Für die nächsten siebeneinhalb Minuten schwebt der Hubschrauber wie ein Kolibri knapp über dem Boden. Die beiden anderen Männer schneiden unterdessen mit dem Winkelschleifer das Türschloss zum Gefängnisgebäude auf.

Rédoine Faïd befindet sich zu diesem Zeitpunkt noch immer mit seinem Bruder Brahim im gesicherten Besuchsraum. Sie hören, wie eine Säge auf Metall trifft. „Sie kommen, um mich rauszuholen“, sagt Faïd zu Brahim. „Rühr dich nicht.“

Kurz darauf lässt Faïd seinen Bruder zurück und macht sich mit seinen beiden Befreiern auf den Weg aus dem Gebäude. Sie gehen schnell, aber vorsichtig. Hinter jeder Ecke könnten Beamte lauern. Tatsächlich aber stoßen sie auf keinerlei Widerstand.

„Das Überraschungsmoment ist so wichtig“, schreibt Faïd in seiner Autobiografie und erklärt, worauf es bei einem erfolgreichen Ausbruch ankommt: Die Kernidee sei, einen so starken Schock zu verursachen, dass die Ver-

antwortlichen „nicht verstehen, in welchem Film sie sich gerade befinden“.

Und der Film an jenem Morgen ist rasant. Die Ermittler kommen später zu dem Schluss, dass das Gefängnispersonal regelrecht erstarrt gewesen sei. Das Justizministerium wird den Begriff „sidération“ verwenden, der den Zustand beschreibt, vom Schock überwältigt zu sein.

Einige Beamte können sich allerdings aus der Starre lösen und versuchen, Verstärkung zu rufen. Doch die direkte Verbindung zur örtlichen Polizeistation ist außer Betrieb, wie einer der Beamten später dem französischen Fernsehen erzählen wird. Mit seinem Handy habe er die 17 gewählt, die französische Notrufnummer. Der Mann in der Notrufzentrale habe gefragt, ob es sich um einen Scherz handle. Dann habe er den vollständigen Namen des Anrufers verlangt, dessen Adresse und Registrierungsnummer sowie dessen Berufsbezeichnung. Daraufhin sei er laut geworden, sagt der Beamte. Der Mann in der Notrufzentrale habe ihn allerdings aufgefordert, sich zu beruhigen und das Protokoll einzuhalten. Volle fünf Minuten dauert der Anruf.

Unterdessen geht Faïd gelassen zum Hubschrauber, den Winkelschleifer in der Hand. Er habe sich gefühlt wie der Schauspieler James Caan in dem Film „Der Einzelgänger“ von Michael Mann, wird Faïd später sagen. Selbst die Beamten können nicht anders, als seine Selbstsicherheit zu bewundern. Einer von ihnen wird in einem Dokumentarfilm sagen, Faïd habe den Coup so einstudiert durchgeführt, als spiele er „ein Musikstück nach Notenblatt“.

Als Faïd bemerkt, dass ihn ein Beamter und zwei Insassen anstarren, dreht er sich zu ihnen und salutiert. Dann klettert er auf den Sitz neben Stéphane Buy. „Ich bin kein Terrorist“, sagt er zum Piloten. „Ich habe niemanden getötet.“

Buy hat keine Ahnung, wer ihm da gegenüber sitzt. Doch die Gefangenen von Réau wissen es sehr genau. Ein Snapchat-Video zeigt, wie sie Faïd als „El Mago“, den Magier, bejubeln, während der Hubschrauber abhebt.

Wenige Augenblicke später trifft die Polizei ein, und die größte Fahndung in der Geschichte Frankreichs beginnt. „Niemand hätte das für möglich gehalten“, gibt ein Polizeisprecher zu. Der Ausbruch erscheint weltweit auf den Titelseiten und zementiert Faïds Ruf als Verbrecher des Jahrhunderts.

Für die Polizei ist er fortan ein Staatsfeind. In den Vororten von Paris, Lyon und Marseille hingegen wird er zum Volkshelden. „Bravo, Rédoine Faïd, ganz Frankreich ist auf deiner Seite“, schreibt die Schauspielerin Béatrice Dalle auf Instagram, wofür sie sich später entschuldigen wird. Selbst Justizministerin Belloubet gibt widerwillig zu, dass es sich um einen „spektakulären Ausbruch“ gehandelt habe.

Der Hubschrauber landet auf einem Feld nördlich von Paris, in der Nähe des internationalen Flughafens Charles de Gaulle. Faïd und seine Männer übergießen die „Alouette“ mit Benzin und zünden sie an. Stéphane Buy, den Piloten, lassen sie frei.

Kurz darauf fährt ein schwarzer Renault vor, der zuvor die Leitplanke zur angrenzenden Autobahn durchbrochen hat. Faïd und seine Komplizen steigen ein und verschwinden. Auf dem Parkplatz eines nahe gelegenen Einkaufszentrums zünden sie den Renault an und steigen in einen weißen Lieferwagen um, der zuletzt auf der Autobahn A1 in nördlicher Richtung gesehen wird.

**A**LS RÉDOINE FAÏD ZUM ERSTEN MAL KLAUTE, war er sechs Jahre alt. Süßigkeiten aus einem Einkaufszentrum in der Nähe seines Heimatortes Creil. Seine Familie lebte in einem Sozialbau. Ihm sei früh bewusst geworden, wie sehr sich seine Familie von denen unterschied habe, die in den wohlhabenden Nachbarorten lebten, sagt Faïd heute.

Auf gewisse Weise ist die Geschichte seiner Familie auch die Geschichte des modernen Frankreich. Eines Landes, das

sich über seine Ideale von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit definiert, aber Probleme hat, seine Einwanderer zu integrieren.

Faïds Vater Derradji kam 1950 nach Frankreich, er fand einen Job in einer Chemiefabrik. Als 1954 der Algerienkrieg begann, ging er zurück, um für die Unabhängigkeit seines Heimatlands zu kämpfen. 1969 zog Derradji Faïd mit seiner Frau und sieben Kindern erneut nach Frankreich, nach Creil, in die Nähe der Chemiefabrik, die ihn wieder einstellte. Drei Jahre später wurde Rédoine Faïd geboren, ihr neuntes Kind.

Faïd war elf, als er sich mit drei anderen Kindern aus der Nachbarschaft zu einer Bande zusammenschloss. Sie raubten Supermärkte aus, später brachen sie in Wohnungen ein und stahlen Fernseher und Stereoanlagen. Von dem Geld kauften sie sich Klamotten: Hemden von Lacoste, Turnschuhe von Adidas und Trainingsanzüge von Tacchini. In dieser Zeit habe er ein Mantra entwickelt, sagt Faïd heute: „Was du nicht auf legale Art bekommst, musst du dir nehmen.“

Mit 18 Jahren raubte er gemeinsam mit zwei älteren Gangstern ein Kaufhaus aus. Faïds wahre Mentoren waren jedoch die Kriminellen auf der Leinwand. „Er hatte ein phänomenales Gedächtnis“, erzählt sein Bruder Abdeslam, „und er versank in Filmen.“

Abdeslam erinnert sich, wie sein Bruder, er war acht Jahre alt, von einer Nachmittagsvorstellung des Krimis „Angst über der Stadt“ mit Jean-Paul Belmondo nach Hause gekommen sei und seine Mutter und seine Geschwister mit einer szenischen Nacherzählung verzaubert habe. „Ich hatte den Film gesehen“, sagt Abdeslam, „und seine Version war genau so, wie ich sie in Erinnerung hatte.“

Mit 18 legte sich Faïd eine Waffe zu, einen .357 Magnum-Revolver, genau wie der von Belmondo. Wenn er ihn bei Raubüberfällen zog, zitierte er Sätze aus Filmen. „Halt den Mund! Tu, was ich dir sage“, soll er einmal zu einem Bankangestellten gesagt haben. „Ich habe nichts gegen dich, —



Rédoine Faïd wuchs in einem Sozialbau in Creil auf. Er war sechs, als er zum ersten Mal klaute. 30 Jahre später wird er von Interpol gesucht



Die Gangster in „Reservoir Dogs“: Wie sie begingen auch Faïd und seine Komplizen einen Überfall ganz in Schwarz

## FAÏDS WAHRE MENTOREN WAREN DIE KRIMINELLEN AUF DER LEINWAND



Rédoine Faïd sagt, Kunst sei für ihn das Wichtigste

„Gefährliche Brandung“  
inspirierte Faïd dazu,  
Masken ehemaliger  
Präsidenten zu tragen





„Heat“ von Michael Mann ist der Lieblingsfilm des Ausbrecherkönigs. Er schrieb dem Regisseur und traf ihn später in Paris

Fotos: ddp (2), imago images, dpa, Adobe Stock

ich will nur das Geld. Denk an deine Kinder.“ Ein Zitat aus dem Gangsterfilm „Mesrine – Staatsfeind Nr. 1“ von 1984.

Auch beim Geldausgeben ließ Faïd sich von der Welt auf der Leinwand inspirieren. Er wollte Rolex-Uhren, schnelle Autos und maßgeschneiderte Anzüge. 1995, er war 23 Jahre alt, raubte er mit seiner Bande ein Juweliergeschäft aus. Sie trugen schicke schwarze Anzüge und benutzten die Decknamen Mr Green, Mr Black und Mr Yellow. Eine Hommage an den Film „Reservoir Dogs“ von Quentin Tarantino. „Ich habe Harvey Keitel studiert, um zu lernen, wie man einen Überfall durchführt“, erzählt Faïd heute.

Später stellten er und seine Komplizen bei einem Überfall eine Szene aus Kathryn Bigelows Film „Gefährliche Brandung“ nach und setzten Masken ehemaliger Präsidenten auf. Als sie den Tatort verließen, zitierte Faïd die Hauptfigur Bodhi, gespielt von Patrick Swayze: „Vielen Dank, meine Damen und Herren. Und vergessen Sie nicht, wählen zu gehen!“

Wegen der Sorgfalt, mit der Rédoine Faïd solche Raubüberfälle plante, gaben ihm seine Komplizen den Spitznamen „Doc“, in Anlehnung an Doc McCoy aus dem Film „Getaway“. Steve McQueen spielt darin einen Bankräuber auf der Flucht. Ein Vorbild für Faïd, weil auch McCoy die Fähigkeit besaß, seine Überfälle exakt zu durchdenken.

Er habe seine Überfälle „so höflich wie möglich“ ausgeführt, sagt Faïd heute. Er wollte als Meisterdieb bekannt sein, der Gewalt vermeide. Blutvergießen beeinträchtige die Reinheit seiner Kunst, sagt Faïd. Und Kunst sei für ihn das Wichtigste.

Seine Lieblingsfilm war Michael Manns Krimi „Heat“ aus dem Jahr 1995. Zwei Jahre nach der Veröffentlichung überfielen Faïd und seine Komplizen in Hockey-Masken einen Geldtransporter. Genau wie die Bande im Film. Faïd hatte sich den Film Dutzende Male angesehen und jede einzelne Szene studiert.

Im Juli 2009 schrieb er dem Regisseur Michael Mann einen Brief. Darin erklärte er, dass dessen Werk die Vorlage für seine kriminelle Karriere gewesen sei. „Heat“ sei „eine Dokumentation darüber, was man tun oder lassen muss, wenn man ein Verbrecher werden will: Man verpetzt niemanden, man fasst keine Drogen an, man vergießt kein Blut, man lässt sich nicht mit großen Gangsterbossen ein.“

Nur wenige Tage später nahm Michael Mann im Rahmen einer Retrospektive an einer Fragestunde in der Pariser Cinémathèque Française teil. Ein gut gelaunter Mann mit Glatze ergriff das Mikrofon: Faïd stellte sich als ehemaliger Gangster vor und erklärte, dass er während seiner gesamten Karriere „einen Berater, Lehrer und Mentor namens Michael Mann“ gehabt habe.

„Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll“, antwortete der Regisseur und lachte verlegen.

Erst wenige Monate zuvor war Faïd aus dem Gefängnis entlassen worden. Nachdem die Polizei ihm im Jahr 1997 einen Überfall auf einen Geldtransporter angelastet hatte, war Faïd erst in die Schweiz und dann nach Israel geflohen. Mehrmals entging er einer Verhaftung nur knapp. Doch schließlich spürte ihn die französische Polizei über das Reisebüro auf, bei dem er seine Flugtickets kaufte. —→

Faïd wurde zu 19 Jahren Haft im Gefängnis Moulins-Yzeure in Zentralfrankreich verurteilt. Wegen guter Führung wurde er bereits nach zehn Jahren entlassen.

Im Oktober 2010, mehr als ein Jahr nach der Begegnung mit Michael Mann, veröffentlichte Faïd das Buch „Braqueur“, das er gemeinsam mit einem Journalisten geschrieben hatte. Die schockierend offene Schilderung seines Gangsterlebens machte Faïd zu einer Mediensensation. Er tourte durch die französischen TV-Sender und erklärte immer wieder, dass das Gefängnis ihn geläutert habe. „Meine Dämonen schlafen nicht“, sagte er in einem Interview, „sie sind tot.“

Während die Medien sich auf die Geschichte des geläuterten Gangsters stürzten, hatten die Ermittler da so ihre Zweifel.

**E**S WAR DER MORGEN DES 20. MAI 2010, als zwei Polizisten im Pariser Vorort Créteil an einer roten Ampel hielten. Vor ihnen stand ein weißer Lieferwagen von Renault, zwei Einschusslöcher in der Hecktür. Die Beamten überprüften das Kennzeichen. Über Funk kam keine Antwort. Also stieg einer der Polizisten aus, um nachzusehen.

Er näherte sich der Beifahrerseite. „Polizei!“, sagte er, „Schalten Sie den Motor aus, und nehmen Sie den Schlüssel aus dem Zündschloss.“

Keine Reaktion.

Was der Polizist nicht wissen konnte: Der Lieferwagen war gerade auf dem Weg zu einem Überfall auf zwei gepanzerte Geldtransporter, die fast 16 Millionen Dollar in bar geladen hatten. Er wiederholte seine Worte und klopfte an die Scheibe der Beifahrertür. Ein Mann blickte auf und duckte sich. Der Polizist zog seine Waffe, aber ein zweiter Mann, der Fahrer, legte hektisch den Gang ein und raste bei Rot los.

Der Streifenwagen nahm die Verfolgung auf. Der Lieferwagen raste über rote Ampeln hinweg, währenddessen öffnete sich die Hecktür und ein Mann warf erst einen Benzinanker auf das Polizeiauto, dann einen Feuerlöscher und schließlich einen Gegenstand mit einem brennenden Docht. Offenbar eine Bombe, sie explodierte nicht vollständig, hinterließ aber Brandspuren und ein Loch in der Motorhaube des Streifenwagens. Doch der ließ sich nicht abschütteln.

Einer der Männer im Lieferwagen feuerte Warnschüsse aus einem Jagdgewehr ab, zielte mit einer Pistole auf das Polizeiauto. Die Beamten erwiderten das Feuer. Kurz darauf wurden sie mit Salven aus einer AK-47 beschossen.

Der Lieferwagen bremste abrupt. Ein Stau. Die Polizisten sprangen aus dem Auto und suchten Deckung vor dem Kugelhagel. Im Kreuzfeuer wurden mehrere Passanten verletzt. Dann raste der Lieferwagen auf dem Standstreifen davon. Die Polizisten wollten ihm folgen, doch die Reifen ihres Wagens waren platt.

Die Flüchtigen nahmen die nächste Ausfahrt. Sie ließen den weißen Lieferwagen stehen und klauten hektisch ein anderes Auto. Da hielt hinter ihnen ein weiteres Polizeiauto. Darin saßen die 26-jährige Beamtin Aurélie Fouquet und ihr Kollege. Die Flüchtigen eröffneten das Feuer. Fouquet wurde

tödlich verletzt. Sie hinterließ ein einjähriges Kind, ihr Tod war eine nationale Tragödie. Es war das erste Mal, dass eine Polizistin in Frankreich im Dienst getötet wurde.

Posthum bekam sie den Orden der Ehrenlegion verliehen. An ihrem Begräbnis nahmen Tausende Polizistinnen und Polizisten teil. An die Trauernden gerichtet sagte der damalige Präsident Nicolas Sarkozy: „Die Mörder von Aurélie Fouquet, das sage ich vor ihrem Sarg, werden mit der Härte bestraft, die die Niedertracht ihres Verbrechens erfordert.“

Auf der Vernehmungsliste der Ermittler stand eine Person ganz oben: Rédoine Faïd. Der aber schwor, dass er nichts mit dem missglückten Raubüberfall zu tun habe. Er hatte sogar ein Alibi: An dem Morgen, an dem Fouquet erschossen wurde, war Faïd bei der Arbeit gewesen. Um seine Bewährungsauflagen zu erfüllen, hatte er sich einen Job bei einer Personalagentur in der Baubranche besorgt.

Acht Monate lang trugen die Ermittler Hinweise zusammen. Unterdessen warb Faïd für sein Buch und erklärte, er sei „Lichtjahre“ von jeder kriminellen Aktivität entfernt. Doch dann stießen die Ermittler auf Überwachungsvideos vom Tag vor der Schießerei. Sie zeigten Faïd, in einem Auto sitzend, wie er einen Konvoi aus drei Fahrzeugen anführte, darunter der weiße Lieferwagen von Renault mit den Einschusslöchern in der Hecktür.

Jean-François Maugard leitete die Ermittlungen. Er war der Kommandeur der Brigade de Répression du Banditisme (BRB), der Spezialeinheit der französischen Nationalpolizei zur Bekämpfung des organisierten Verbrechens. Faïd gefällt die Vorstellung, dass Maugard von ihm besessen war. Denn auch Faïd war von Maugard besessen. Von Anfang an hatte er das Katz-und-Maus-Spiel mit der Polizei genossen. Seit seinem ersten großen Raubüberfall im Jahr 1993, als er erfuhr, dass ihm die Spezialeinheit auf den Fersen war, habe er, sagt Faïd, „nicht gegessen, nicht geschlafen, nicht geträumt, keinen Alptraum gehabt, nicht geküsst“, er sei nicht „spazieren gegangen, gerannt, geschwommen oder gereist, ohne ständig an die BRB zu denken“.

Maugard, der es im Laufe seiner Karriere mit den größten Verbrechern der Pariser Unterwelt zu tun hatte, sah in Faïd einen einzigartigen Gegner. „Faïd ist der erste Typ, dem ich begegnet bin, der sein kriminelles Leben lebt, als wäre es ein Drehbuch“, sagte Maugard einmal in einem Interview. „Genau das macht ihn so gefährlich. Wir alle wissen, dass ein Film anderthalb bis zwei Stunden dauert, und dann gehen alle nach Hause. Aber er hat bleibende Traumata verursacht. Als Aurélie Fouquet starb, war das ein klarer Beweis dafür, dass er die Situation nicht im Griff hatte. Von dem Moment an war es real. Es war kein Film mehr.“

Maugards Leute sammelten genug Beweise, um Faïd zu verhaften. Als sie ihm im Morgengrauen des 11. Januar 2011 die Handschellen anlegen wollten, war er allerdings nicht zu Hause. Er hatte sich aus dem Staub gemacht, seine Intuition hatte ihn gewarnt. „Ich könnte mit dem größten Coup des Universums davonkommen“, heißt es in seiner Autobiografie, „aber ich werde nie wieder die spirituelle Kraft und absolute Erfüllung spüren wie an diesem Morgen.“

# ER GENOSS DAS KATZ-UND- MAUS-SPIEL MIT DER POLIZEI



Fäid rechnete fest damit, dass die Polizei ihn beobachtete. Deshalb achtete er darauf, jeden Tag zur exakt gleichen Zeit mit der Métro zur Arbeit zu fahren und wieder nach Hause zu kommen. Es war Teil seines Plans: Die Polizei sollte sicher sein, dass er zu Hause sein würde. Er wusste, dass sie eines Morgens bei ihm auftauchen würde. Jeden Morgen stand Fäid daher um vier Uhr auf und setzte sich ins Treppenhaus. Er wollte die Polizei hören, wenn sie kam. Eine Taktik, die sich auszahlen sollte.

Am kalten Morgen des 11. Januar hockte Fäid im Treppenhaus, als er ungewohnte Geräusche hörte. Leise und gedämpft, aber anders als alles, was er in den Wochen zuvor gehört hatte. *Merde!* Es war das BRB-Team, das kurz vor sechs Uhr die Treppe nach oben stieg.

Fäid schlich das Treppenhaus bis zur obersten Etage hinauf, öffnete das Dachfenster und zog sich leise hinaus. Er hörte, wie die Polizei an die Tür seiner Wohnung klopfte. Kurz darauf kletterte er durch das Dachfenster des Nachbarhauses hinunter und in ein Versteck, das er zuvor ausgekundschaftet hatte: einen Abstellraum, in dem die Bewohner Kinderwagen und Fahrräder aufbewahrten.

Dort verbrachte Fäid die nächsten sechs Stunden, eine 9-mm-Pistole in der Hand. Bis ihn ein Komplize, den er über ein Walkie-Talkie kontaktiert hatte, in einem Fluchtauto wegbrachte. →

# FASZINATION RECHTSMEDIZIN

## VOM MASTER DES TRUE CRIME!

Das Mega-Event mit Prof. Dr. Michael Tsokos

### TERMINE 2024

10.10. Braunschweig  
11.10. Neumünster  
15.11. Freiburg  
16.11. Regensburg  
17.11. Linz



### TOUR 2025

06.01.2025 Kiel  
07.01.2025 Bremerhaven  
08.01.2025 Essen  
09.01.2025 Kassel  
10.01.2025 Trier  
12.01.2025 Heilbronn  
13.01.2025 Zwickau  
14.01.2025 Halle/Saale

Tickets unter: [www.dr-tsokos.com](http://www.dr-tsokos.com)



Am 13. April 2013 sprengt sich Rédoine Faïd aus dem Gefängnis von Sequedin. Es ist der erste von zwei Ausbrüchen

Faïd rief den Journalisten an, mit dem er für sein Buch „Braqueur“ zusammengearbeitet hatte, und beteuerte seine Unschuld. Anschließend tauchte er sechs Monate lang unter. Während dieser Zeit wurde in der Nähe von Arras, einer Stadt in Nordfrankreich, ein gepanzertes Fahrzeug überfallen. Später wurde Faïd zusammen mit anderen Verdächtigen festgenommen. In seiner Tasche fand die Polizei 2000 Euro. Die Seriennummern der Geldscheine stimmten mit denen, die bei Arras gestohlen worden waren, überein.

Die Staatsanwaltschaft klagte Faïd nicht nur für den Überfall bei Arras an, sondern auch für den missglückten Raubüberfall, der zum Tod von Aurélie Fouquet geführt hatte. Auch wenn er nicht auf sie geschossen hatte und auch nicht am Tatort gewesen war, hielt die Anklage Faïd für den Organisator und Anstifter der Operation. Das Gericht befand ihn für schuldig. Seine Berufungen blieben erfolglos. Rédoine Faïd, inzwischen 40 Jahre alt, wurde zu 53 Jahren Haft verurteilt.

Im November 2012 kam er ins Gefängnis von Sequedin. Die ersten Monate verliefen ohne Zwischenfälle. Dann aber kam der Morgen des 13. April 2013. Faïd hatte Besuch von seinem Bruder. Die Beamten führten ihn aus der Zelle. Sie wussten nicht, dass in dem Wäschesack, den er bei sich trug, auch eine geladene Waffe, Feuerzeuge und Sprengstoff waren, alles war ins Gefängnis geschmuggelt worden.

Mit dem Wäschesack in der Hand ging Faïd den Korridor entlang in Richtung Besuchsraum. Dort kniete er sich hin, nahm die Waffe aus dem Beutel und schoss in die Decke. Er nahm vier unbewaffnete Beamte als Geiseln und sprengte vier gepanzerte Türen auf.

Als er sich einer fünften Tür näherte, positionierte Faïd die Beamten als menschliche Schutzschilde um sich herum, damit die Scharfschützen keine freie Schussbahn auf ihn hatten. Er sprengte die Tür auf. Danach konnte die Polizei nur noch zusehen, wie er die Geiseln in Richtung Autobahn lotsete, wo ein Fluchtfahrzeug auf ihn wartete. Drei der Beamten ließ Faïd gehen; einen behielt er so lange bei sich, bis klar wurde, dass niemand ihn verfolgte.

In den folgenden sechs Wochen zog Faïd von Hotel zu Hotel, er verkleidete sich, trug Perücken. Die französische Polizei vermutete, dass er das Land verlassen hatte. Interpol setzte ihn zur Fahndung aus. Letztlich mussten die Beamten aber gar nicht so weit suchen, um ihn zu finden.

Im Mai 2013 entdeckte ihn die Polizei in einem Hotel in Pontault-Combault, 20 Kilometer von der Pariser Innenstadt entfernt. Faïd wurde mitten in der Nacht festgenommen. Für seinen Ausbruch aus dem Gefängnis von Sequedin bekam er weitere zehn Jahre Haft. Damit erhöhte sich seine Gesamtstrafe auf 63 Jahre. Er wurde ins Hochsicherheitsgefängnis nach Réau gebracht und unter zusätzliche Überwachung gestellt. Kaum dass er da war, fing Faïd an, sich Gedanken über den nächsten Ausbruch zu machen.

Dieses Mal will er es mit einem Hubschrauber probieren.

ETWA 3000 BEAMTE SUCHEN NACH IHM. Ermittler analysieren die Verbindungsdaten der Handys. Sie stoßen auf eine Handvoll Nummern, die zum Zeitpunkt der Flucht aktiv

waren und kurz darauf nicht mehr. Alle diese Nummern führen zum selben Ort: nach Creil, Faïds Heimatort.

Das orangefarbene T-Shirt von Boss und den Winkelschleifer findet die Polizei im Wald in einer Tasche. Ein Jäger identifiziert Faïds Neffen Isaac als die Person, die die Gegenstände weggeworfen hat.

Wenige Wochen nach der Flucht entdeckt eine Streife am Rand einer Schnellstraße einen Renault Laguna. Die Polizisten halten an, um den Wagen zu untersuchen. Doch der Laguna rast los und liefert sich eine Verfolgungsjagd mit der Polizei durch die Pariser Außenbezirke. Später findet die Polizei das Auto verlassen wieder, auf dem Parkplatz eines Einkaufszentrums rund 30 Kilometer von Creil entfernt. Auf Überwachungsvideos sind zwei Männer zu sehen: Faïd und dessen Bruder Rachid.

Die Polizei erhält einen anonymen Hinweis. Faïd soll in Creil gesehen worden sein. Mehrere Spionagefahrzeuge werden in der Nachbarschaft aufgestellt, um das Geschehen vor Ort zu beobachten. Dabei fällt den Ermittlern eine Person in einer Burka auf. Sie ist groß und hat Probleme, sich unter dem vielen Stoff zu bewegen. Wie sich herausstellt, versteckt sich darunter der meistgesuchte Mann Frankreichs.

Am 3. Oktober 2018 nimmt die Polizei Faïd fest. Auf den Fotos sieht er abgemagert und erschöpft aus. Ein Polizist beschreibt ihn als „ausgezehrt, wie ein im Scheinwerferlicht erstarrter Hase“.

Für den Ausbruch aus Réau wird er zu weiteren 14 Jahren verurteilt werden. Nicht dass das eine große Rolle spielt. Für einen Gefangenen im Alter von 52 Jahren macht es vermutlich keinen Unterschied, ob er zu sechs oder acht Jahrzehnten hinter Gittern verurteilt wird.

Seit seiner Festnahme wird Faïd, so seine Anwältin Yasmina Belmokhtar, in Vendin-Le-Vieil, einem Hochsicherheitsgefängnis nahe der belgischen Grenze, in Einzelhaft gehalten und bis zu fünfmal am Tag in zufälligen Abständen gründlich durchsucht. Faïd muss Handschellen tragen, wenn er seine Zelle verlässt. Selbst wenn er telefonieren möchte, wird er von vier bis fünf Beamten begleitet.

„Seine Haftbedingungen sind nahezu unmenschlich“, sagt Belmokhtar. „Sie wenden alle Zwangsmaßnahmen an, die in Frankreich heute gesetzlich zulässig sind, und zwar gleichzeitig. Sie begraben ihn bei lebendigem Leib.“

Faïd schreibt, dass er sich in der Einzelhaft wie „in einem Sarkophag mumifiziert“ fühle. Er hat mit einem Hungerstreik gegen seine Behandlung protestiert. Die meiste Zeit verbringt er mit Schreiben. Er hofft, dass es ihm hilft, seine geistige Gesundheit zu bewahren.

Gerichtsgutachter und Behörden sind sich einig, dass Rédoine Faïd eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit darstelle, dass es bei ihm wenig Hoffnung auf Besserung gebe und er bei der erstbesten Gelegenheit versuchen werde, erneut auszubrechen. Darum bleibt er in Einzelhaft. eingeschlossen in einer Isolationszelle, der er aller Wahrscheinlichkeit nur im Film entkommen kann. Im Film, der in seinem Kopf abläuft. ●

Aus dem Amerikanischen von Jessica Wagener

## IHRE VORTEILE IM ABO:

- + STERN CRIME alle 2 Monate bequem frei Haus lesen
- + Jedes Heft bereits einen Tag vor Erscheinen erhalten
- + Auch zum Verschenken
- + Taschenbuch gratis
- + Oder online aus weiteren Prämien wählen



**Gratis  
dazu!**

### **STERN CRIME TASCHENBUCH**

16 spektakuläre Fälle

# Wahre Verbrechen in Serie.

6x STERN CRIME frei Haus + Buch gratis



**JETZT BESTELLEN UNTER:**

**[www.stern-crime.de/abo](http://www.stern-crime.de/abo)**

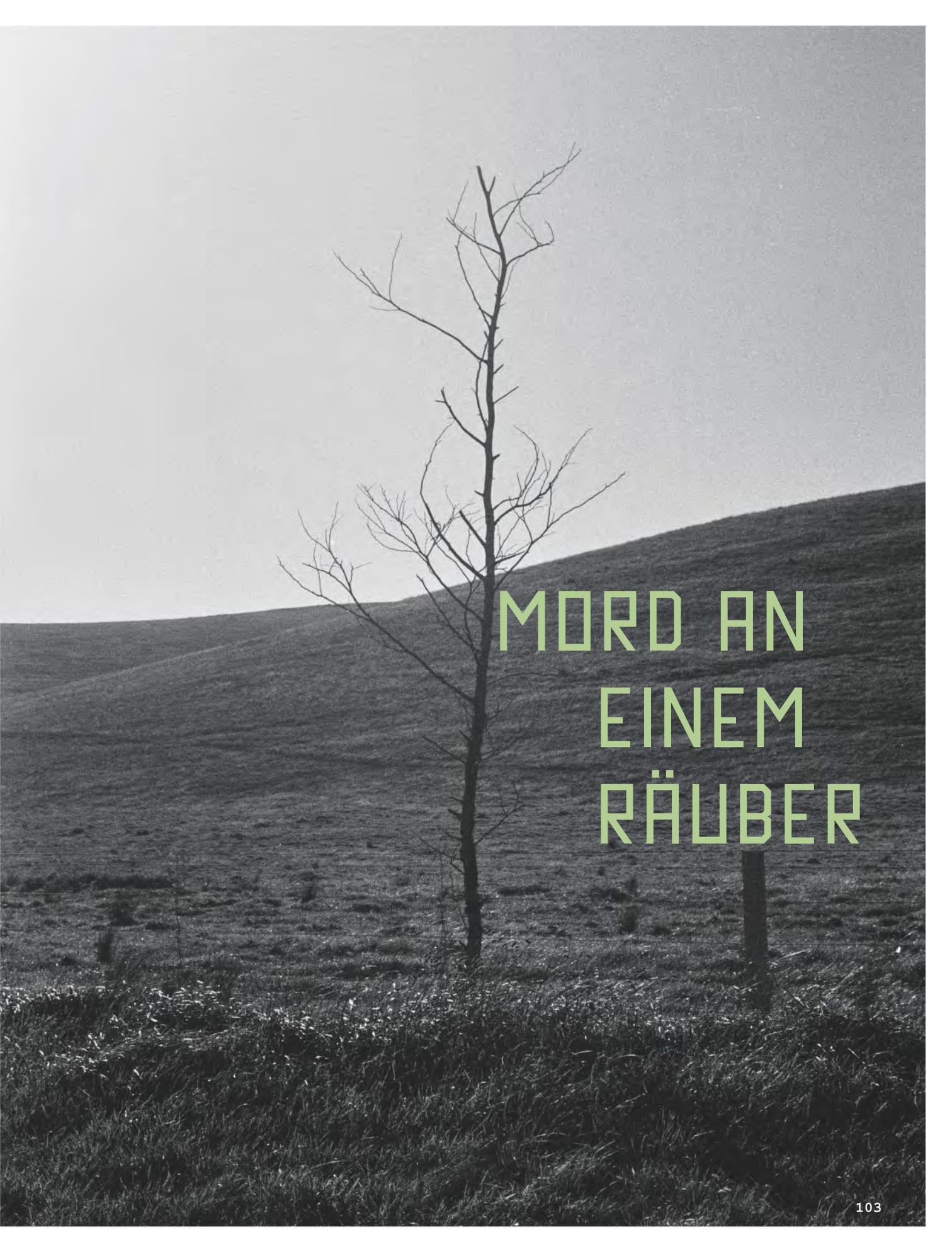
**Telefonisch unter: +49 40 55557800**

Bitte geben Sie Ihre Bestell-Nr. an: selbst lesen 202 0246, verschenken 202 0266.

*Keilschwanzadler dürfen töten, aber nicht  
getötet werden. Der Farmarbeiter Murray James  
Silvester tat es dennoch. Hundertfach. Fotograf  
Matthew Dunne hat den Fall dokumentiert*

VON HENRIK RAMPE

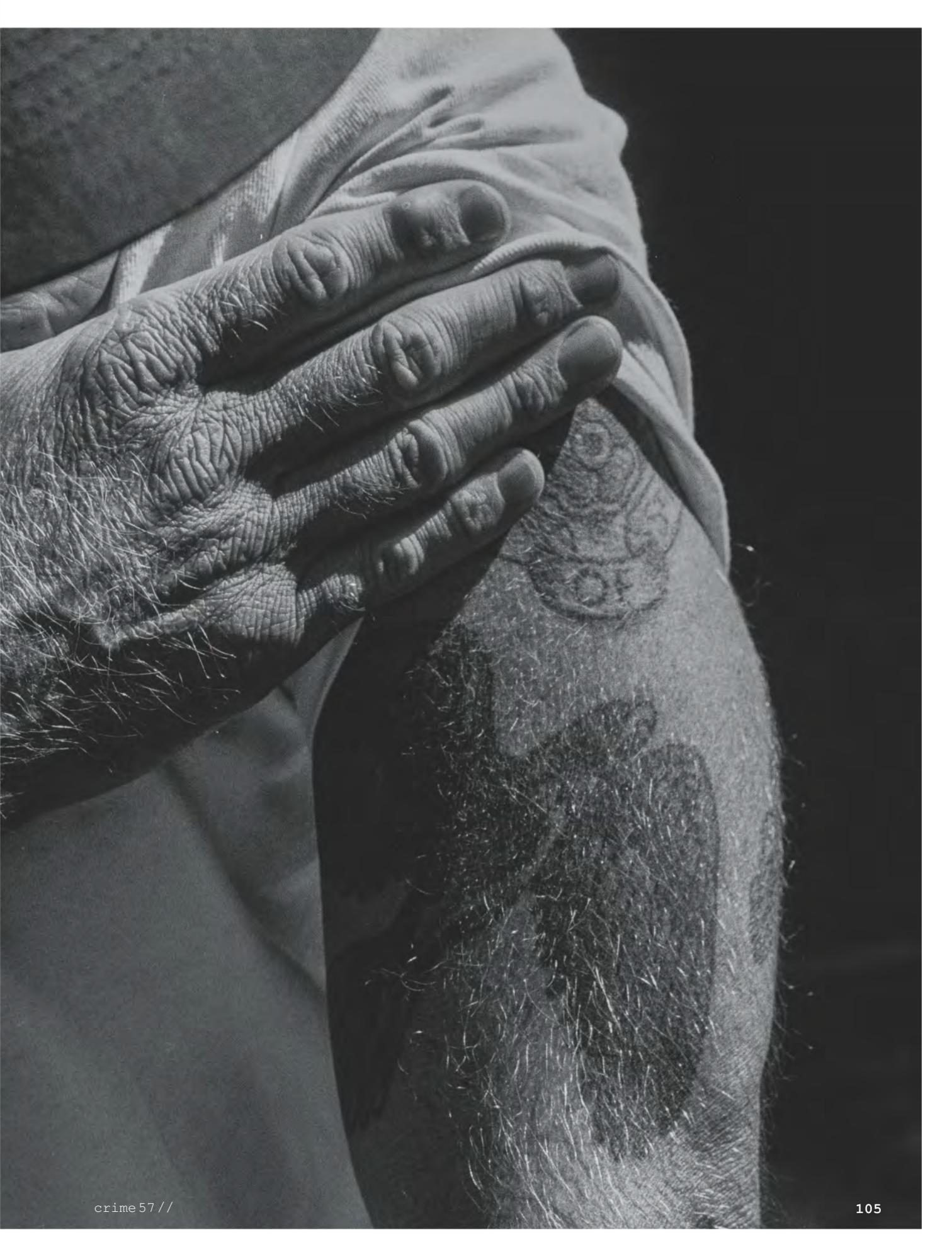




MORD AN  
EINEM  
RÄUBER



Für Australien ist der geschützte Greifvogel ein Nationaltier. Manch einer lässt ihn sich in die Haut stechen, manch anderer zeigt sich lieber mit einem selbst geschossenen Adler, wie der Air-Force-Captain auf diesem Foto von etwa 1921



# E

Es war im Juni 2018, als Matthew Dunne gedankenversunken durch seine Social-Media-Timeline scrollte. Er war damals noch Lehrer und wollte eigentlich seinen Unterricht vorbereiten. Aber dann blieb er an einem Artikel hängen, er handelte von einem Verbrechen, das auf einer Farm im Südosten Australiens geschehen war. Im Artikel war von Hunderten vergifteten Vögeln die Rede, darunter auch der geschützte Keilschwanzadler. Ein Sprecher der Umweltbehörde wurde mit den Worten zitiert, dass das genaue Ausmaß noch nicht klar sei und die Untersuchungen andauerten. Matthew Dunne sah die Fotos von den toten Keilschwanzadlern, gepupptes Gefieder, schmale Schädel. What the hell? Wie zur Hölle, fragte er sich, kann ein Mensch anderen Lebewesen so etwas antun?

Dunne, 35, lebt in Melbourne, sechs Autostunden vom Tatort entfernt. Er ist selbst mit Hunden und Katzen aufgewachsen, er liebt die Natur, auch deshalb ließen ihn die toten Keilschwanzadler nicht los. Zwei Mal setzte er sich in sein Auto und fuhr los, durch die Nationalparks im Bundesstaat Victoria, vorbei an Weinreben, über Hügel und durch Steilkurven, bis er im Südosten Australiens auf die McKillops Road einbog, die durch eine Gegend von idyllischer Schönheit führt: mit Bergen, und Schluchten, steilen Felswänden, Farmland und Grauen Riesenhängurus. Von der McKillops Road geht eine Schotterpiste ab, die in vielen Karten nicht einmal einge-

zeichnet ist. Sie heißt Auers Access Road, benannt nach dem Farmer, der seit ewigen Zeiten am Ende der Zufahrt wohnt: John Auer.

Es ging Matthew Dunne nicht darum, einem Verbrechen hinterherzuschnüffeln. Er hat die Farm, da sie Privatgrund ist, nie betreten, aber er wollte ein Gefühl für den Ort und die Gegend bekommen, die er bis dahin nur aus Zeitungsartikeln kannte. Dunne sagt: „Es war wie der Besuch an einem Grab. Du siehst deine Verwandten zwar nicht, aber du bist ihnen trotzdem nah.“

Als Matthew Dunne vom Verbrechen an den Tieren erfahren hatte, war ihm die Idee gekommen, den Keilschwanzadlern ein Fotobuch zu widmen. Es sollte deren Eleganz, aber auch Verwundbarkeit dokumentieren. Dunne wollte zeigen, wie Tiere und Menschen sich einen Flecken Erde teilen und wie erbarmungslos grausam einzelne Menschen dieses Zusammenleben beenden.

So wie auf der Auer-Farm. Es waren zwei Tagebücher, die das ganze Ausmaß des Verbrechens beschrieben. Die Tagebücher hatte Murray James Silvester verfasst, er hatte auf der Farm von John Auer gearbeitet. Die beiden hatten sich gezankt, Silvester irgendwann gekündigt. Er schnappte sich die Tagebücher und ging im Mai 2018 zur Polizei.



Matthew Dunnes Foto-Projekt erzählt von Eleganz und Verwundbarkeit

Bei den späteren Ermittlungen sind die Tagebücher ein wichtiges Beweismittel. Detailgenau dokumentieren sie ein Massaker. Mindestens 406 Keilschwanzadler hat Silvester vergiftet und die Kadaver der Greifvögel anschließend auf der weitläufigen Farm versteckt: im Gebüsch, im Unterholz, teilweise auf benachbarten Wiesen. In handgezeichneten Karten hat er festgehalten, wo genau die verwesten Tiere liegen und die tödlichen Chemikalien lagern. Vor Gericht gab Silvester, heute 65, an, dass er auf Anweisung seines Chefs Auer gehandelt habe. Über einen Zeitraum von eineinhalb Jahren habe er immer wieder zum Gift gegriffen, weil Auer ihm Druck gemacht habe, die Überlebensrate der Lämmer zu erhöhen. Er habe keinen anderen Ausweg gesehen, weil Adler die Jungtiere gerissen hätten.

Deshalb legte Silvester den Keilschwanzadlern einen tödlichen Köder aus. Dazu spritzte er toten Lämmern das Pflanzenschutzmittel Methomyl in den Nacken. Anders als in Australien sind Insektizide mit dem Wirkstoff Methomyl in der EU verboten, weil sie in das Nervensystem von Tieren und Menschen eingreifen. Schon geringe Mengen können lebensgefährlich sein. Das wusste Silvester. Er wartete nur darauf, dass sich die Adler dem toten Tierkörper näherten, sich auf ihre Beute stürzten und innerhalb einer halben Stunde selbst verendeten.

Seinen Vorgesetzten John Auer freute das. Als er von den toten Adlern erfuhr, schrieb er an Silvester: „Ich hätte mir diese Zahlen nicht träumen lassen. Verdammst gut gemacht.“ Den beiden muss dabei bewusst gewesen sein, dass sie sich strafbar machten. Vor der Tat hatte Silvester am Laptop recherchiert und gelesen, dass Keilschwanzadler im Bundesstaat Victoria seit 1975 unter Schutz stehen. Das Ministerium für Umwelt, Land, Wasser und Planung (DELWP) teilte später mit, dass es zweieinhalb Jahre dauern werde, bis sich die Population in der Region wieder erholen werde. Experten bezweifeln, dass Keilschwanzadler eine ernsthafte →



Der natürliche Feind des Keilschwanzadlers ist: der Mensch. Es gibt immer wieder Farmer, die ihn schießen oder vergiftete Lämmer als Köder benutzen. Als die Nachbarn dieses Hofes die Polizei darauf aufmerksam machten, passierte: nichts





Ein junger Vogel in seiner ganzen Pracht, allerdings verletzt. Er wird in einer Auffangstation gepflegt, nachdem er von einem Auto erfasst wurde. Die Gefahr geht nicht nur von verbotenen Fallen aus



Die Röntgenaufnahme eines Exemplars, das von einem Windrad zerteilt wurde. Sichergestellte Schädel der mehr als 400 Vögel, die auf der Auer-Farm im Bundesstaat Victoria vergiftet wurden. Zum ersten Mal wurde für die Tötung von Wildtieren eine Freiheitsstrafe verhängt. Es traf Murray James Silvester

Bedrohung für Schafherden darstellen. „Viele Lämmer sterben, weil die Mutterschafe in einem gesundheitlich schlechten Zustand sind. Hinzu kommen Dürreperioden, die die Sterblichkeit erhöhen“, sagt Roger Bilney, Ökologe bei der lokalen Umweltorganisation GEG. Weil die Preise für Lammfleisch und Wolle stiegen, sähen Farmer ihr Geschäftsmodell in Gefahr, wenn zunehmend Jungtiere nicht überlebten. Der Keilschwanzadler werde dabei zum Feindbild. Die Diskussion erinnert an diejenige, die in Deutschland um den Wolf geführt wird. Obwohl der Wolf streng geschützt ist, wird nach jeder Attacke auf Schafe darüber gestritten, ob es nicht das Beste sei, ihn abzuschießen.

Anders als der Wolf tritt der Keilschwanzadler nicht im Rudel, sondern zumeist als Paar auf. Auffallend ist sein Schwanzgefieder, das an einen Keil erinnert und ihm eine unfassbare Wendigkeit im Flug verleiht. „Ich liebe es, anzuschauen, wie sich diese majestätischen Tiere gegenseitig umkreisen. Es sieht aus, als würden sie hoch in der Luft miteinander tanzen“, sagt Matthew Dunne. Erst wenn man näher an sie herantrete, sehe man, wie rastlos der größte Raubvogel Australiens eigentlich sei. Mit seiner Kamera hat er sich Dutzenden von Keilschwanzadlern genähert und gesehen, wie viel Lebensfreude in diesen stolzen Adlern steckt, wie sie ihren Kopf mit einer unglaublichen Geschwindigkeit hin- und herbewegen. Dunne hat sich aber auch über tote Adlerkörper gebeugt, die mehr Gerippe sind als Tier. Sie lagen auf dem Grundstück einer befreundeten Farmerin, die Keilschwanzadler waren in eine Stromleitung geflogen. Andere tote Adler hat er am Straßenrand fotografiert. In Australien kommt es immer wieder vor, dass sie von Autos erfasst werden. „Die toten Adler stinken so bestialisch, ein wenig wie faules Brot, nur noch viel schlimmer“, sagt Dunne.

Jahrzehntelang machten die Australier Jagd auf Keilschwanzadler, einige Bundesstaaten setzten sogar Geld auf

ihre Kadaver aus. Bis Ende der 1960er-Jahre sollen mehr als 300 000 Exemplare dieses so schlaksigen Greifvogels getötet worden sein. Dunne sagt, dass zwar Känguru und Emu auf dem Wappen Australiens zu sehen seien, dass der Keilschwanzadler sich aber seinen Platz auf dem Wappen ebenso verdient hätte.

Sein Fotobuch hat er „The Killing Sink“ genannt, zu Deutsch „Das Tötungsbecken“. So werden Gegenden bezeichnet, in denen der Tod eines Tieres mehr und mehr seiner Artgenossen anlockt. Die Neankömmlinge sterben ebenfalls, ein Kreislauf des Tötens setzt ein. Bei den Keilschwanzadlern ist es so, dass sie in unterschiedlichen Revieren jagen. Und wenn sie mitbekommen, dass ein Revier „adlerlos“ ist, dann wird es von einem anderen Adler besetzt. Die Auer-Farm wurde so zur Todesfalle.

Weil Dunne als Fotograf weder auf die Farm von John Auer noch in die Räume der Ermittler durfte, wo sie die Köpfe der vergifteten Tiere beschrifteten und aufbewahrten, hat er sich andere Möglichkeiten überlegt, Adler zu fotografieren. Dunne hat Auffangstationen im Land besucht, in denen verwundete Keilschwanzadler ein neues Zuhause finden und von Menschen betreut werden, die im Umgang mit Greifvögeln geschult sind. Mit dem Ranger Mark ist er zu den Orten gefahren, wo Keilschwanzadler nisten. Er hat auch das Melbourne Museum besucht und sich zeigen lassen, wie tote Adler obduziert und dann für die Nachwelt konserviert werden.

Bei seinem Fotoprojekt hat sich Matthew Dunne für eine schwarz-weiße Optik entschieden. Weil es den Bildern einen Hauch von Tatortfotografie verleiht und dazu den Vorteil hat, dass seine Aufnahmen gut zu den Archivbildern von den auf der Auer-Farm getöteten Adlern passen, die er auch im Buch verwendet. Über das Fotobuch, das im Sommer 2022 erschienen ist, berichteten die „Washington Post“ und der britische „Guardian“. Sie machten den Lehrer Matthew

Dunne so bekannt, dass er heute hauptberuflich als Fotograf arbeitet.

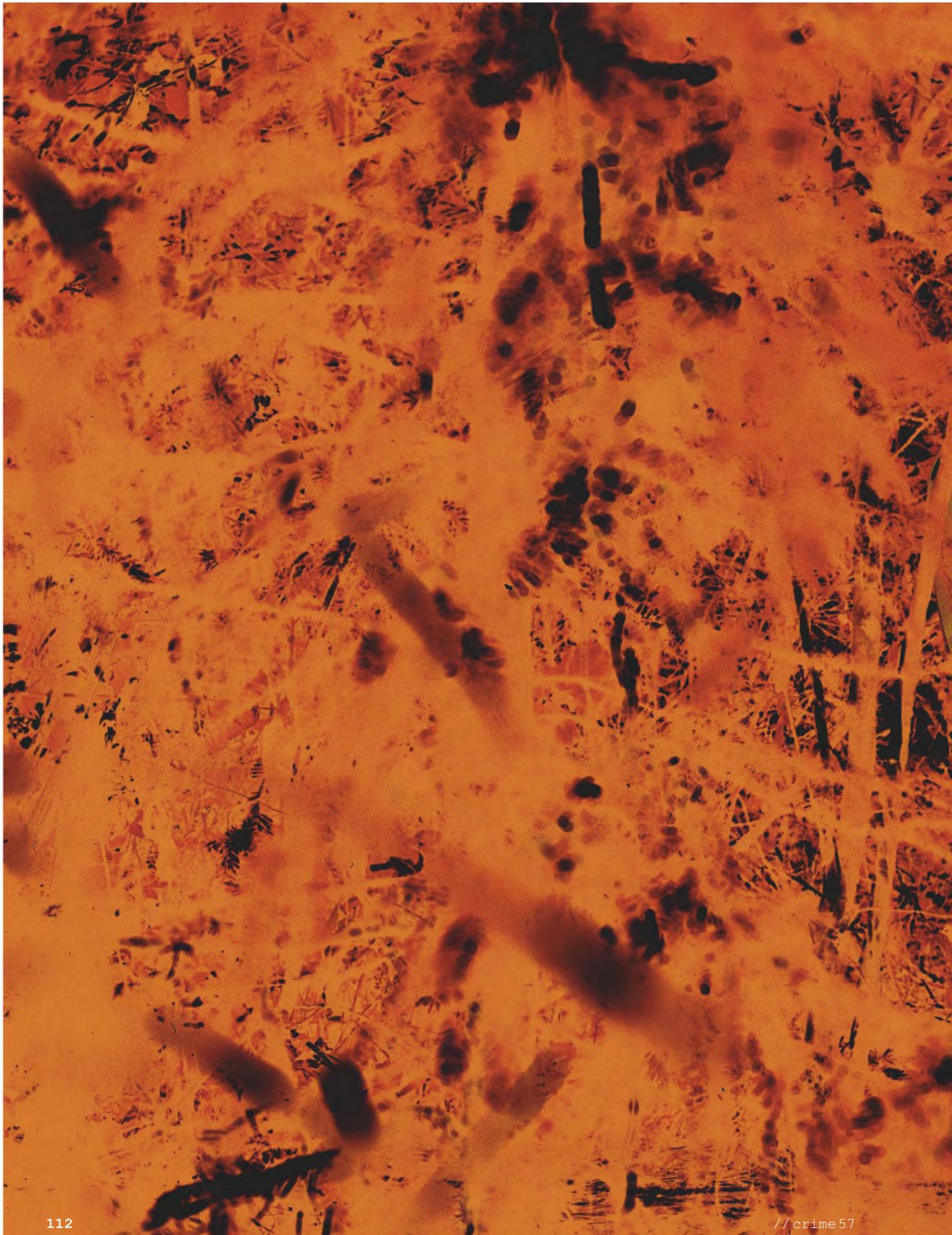
Von Silvester oder Auer gibt es im Buch keine Aufnahmen. Dunne ist den beiden in all den Jahren nie begegnet und sagt dazu nur: „Ich weiß auch nicht, ob ich sie treffen möchte.“

# M

Murray James Silvester musste, einige Monate nachdem er sich der Polizei gestellt hatte, auf der Anklagebank Platz nehmen. Er trug eine eckige Brille und einen ergrauten Kinnbart, so zeigten ihn Fotos. Das Medieninteresse war groß. Zum ersten Mal in der Geschichte des Bundesstaats Victoria wurde die Tötung von Wildtieren mit Freiheitsentzug bestraft. Silvester saß für 14 Tage im Gefängnis und erhielt eine Geldstrafe in Höhe von 2500 australischen Dollar, etwa 1500 Euro. Evan Quartermaine, Umweltschützer von Humane Society International, kritisierte das Urteil als zu milde. Umgerechnet weniger als eine Stunde in Haft und sechs Dollar pro getötetes Tier habe Silvester sein bestialischer Akt nur gekostet.

John Auer, den Nachbarn als kauzig und streitsüchtig beschrieben, erhielt später für den Missbrauch von landwirtschaftlichen Chemikalien einen zwölfmonatigen Strafbefehl mit der Auflage, 100 Stunden unbezahlte gemeinnützige Arbeit zu leisten. Hinzu kam eine Geldstrafe in Höhe von umgerechnet etwa 15 000 Euro.

Ein Einzelfall war das Verbrechen nicht. Auf einem Nachbargrundstück der Auer-Farm führte die Polizei ebenfalls eine Razzia durch. Dort fand sie die Überreste von fünf Keilschwanzadler, 39 Krähenwürger sowie von weiteren geschützte Vögeln. Sie waren tot in Futtersäcke gestopft. ●



A photograph of two men in a forest. One man is holding a large animal carcass. The scene is bathed in a warm, orange light. The title 'EIN MANN UNTER MÄNNERN' is overlaid in large, white, serif font.

# *EIN MANN UNTER MÄNNERN*

Ein Phantom jagt Homosexuelle, fesselt sie und zündet sie an.  
Viele in der Stadt sagen, die Geschichte sei nur ein Märchen.  
Manche wissen: Sie ist wahr

VON HALLIE LIEBERMAN FOTOS CHAD STATES

Das „Phoenix“ war ein beliebter Treffpunkt für Schwule. Auch hier hatte man vom „Handsellenmann“ gehört. (Die getönten Bilder entstammen dem Projekt „Cruising“ von Chad States)



**I**  
Im Mai 1991 fuhr Michael Jordan nach Atlanta. Er wollte dort seinen Urlaub verbringen und sich in der Szene herumtreiben. Jordan war 21 Jahre alt und lebte in Florida. Er mietete sich eine Unterkunft in Midtown. Wenn der Süden der USA ein Schwulenmekka hatte, dann war es dieses Stadtviertel in Atlanta mit seinen legendären Bars.

Da war zum Beispiel das „Phoenix“, eine heruntergekommene Kneipe, oder das „Gallus“, eine Piano-Bar, der Treffpunkt für die Straßenstrichszene. Im Nordosten des Viertels gab es den Piedmont Park, den Lieblingstreff für Schwule. Seine dichte Vegetation bot viel Privatsphäre. Wagen mit Nummernschildern aus Kalifornien und Michigan reihten sich an den Straßen um den Park. Anwohner beschwerten sich über das hohe Verkehrsaufkommen. Ein Polizist sagte einem Reporter, der Park sei so voll von schwulen Männern, „dass man meinen könnte, es wäre ein Autokino“.

Doch auch in Midtown hatten die Freiheiten ihre Grenzen: „Sodomie“, wie man es damals nannte, war im Bundesstaat Georgia illegal, regelmäßig verhaftete die Polizei schwule Männer. Mitunter gingen Beamte auch verdeckt vor und gaben sich als Stricher aus. „Ein lokaler Fernsehsender veröffentlichte die Namen aller Personen, die wegen Anstiftung zur Sodomie festgenommen worden waren“, erinnert sich Cliff Bostock, ein altgedienter Journalist.

Die HIV-Hysterie war noch längst nicht verebbt, und eine Infektion galt als sicheres Todesurteil. Vor allem in den Südstaaten glaubten manche, dass Homosexuelle es nicht anders verdienten. Der Prediger Charles Stanley aus Atlanta hatte 1986 landesweit Schlagzeilen gemacht mit seiner Verkün-

digung, dass die Epidemie Ausdruck von Gottes „Missfallen“ über die Homosexualität sei.

Am Abend des 12. Mai trieb Michael Jordan sich in der Innenstadt herum. Es war sein erster Tag in Atlanta. Da sprach ihn ein Mann aus einer weißen Lincoln-Limousine heraus an und fragte, ob er sich etwas Geld verdienen wolle.

„Was muss ich dafür tun?“, fragte Jordan.

Der Mann erklärte, dass er eine Studie durchführe und Jordan 50 Dollar fürs Wodka-trinken bezahlen würde. „Ich werde dir dabei zuschauen und meine Beobachtungen notieren.“ Jordan ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen und verabredete sich mit dem Mann an der Ecke Fifth und Juniper Street.

Am Treffpunkt forderte der Mann ihn auf, in sein Auto zu steigen. Er reichte Jordan eine Flasche Wodka, die er schnell austrinken sollte. Die Flasche war etwa zur Hälfte leer, als der Mann kurz ausstieg, um etwas zu holen, das er in den Alkohol mischen wollte. Als er zurückkam, forderte er Jordan auf zu masturbieren. Er wollte zuschauen, wie er eine Erektion bekam. Jordan sagte, dass er dafür zu betrunken sei. Und trank so lange weiter, bis er ohnmächtig wurde.

Am nächsten Morgen entdeckte ein Mann namens David Atkins auf dem Parkplatz hinter dem „Ponce de Leon Hotel“ eine Person, die wie ein Fötus zusammengerollt auf dem Boden lag. „Ich schätzte den Mann auf 30 bis 35, und mir fiel auf, wie schmutzig er war. Ich stupste ihn mit meinem Fuß an und sagte ihm, er solle aufwachen“, sagte der Hotelangestellte später der Schwulenzeitung „Southern Voice“. „Dann sah ich seinen mit Brandblasen übersäten Körper und dass er noch ein halbes Kind war.“

Der Mensch auf dem Asphalt war Jordan. Er war nackt. Jemand hatte seine Genitalien mit einem Gummiband umwickelt und angezündet. Die Verbrennungen erstreckten sich auf sein Gesäß und seine Beine. Seine Nase und sein Mund waren voller Blut. Jordan wurde in eine Klinik gebracht, wo er einen Monat lang behandelt wurde.

Die Polizei machte sich mit nicht allzu großem Eifer an die Ermittlungen. Der Hotelangestellte Atkins wandte sich daher an Cathy Woolard, eine Anwältin, die sich für Homosexuellenrechte einsetzte. Woolard kontaktierte sofort den zuständigen Officer. Sie wurde „einfach abgewimmelt“, wie sie sich heute erinnert.

Woolard drängte die Ermittler, einen Zeugen zu befragen: Bill Adamson, einen Barkeeper im „Phoenix“. Denn Adamson hatte eine interessante Geschichte zu erzählen: Jordan habe ihm an der Theke von seinem Gespräch mit dem Fremden in der Limousine berichtet. Adamson habe ihn gewarnt: „Halte dich von dem fern. Der ist gefährlich.“

Den Namen des Fahrers kannte der Barkeeper nicht. Er wusste aber, dass er in Midtown bekannt war: Man nannte ihn den „Handschellenmann“. Der Unbekannte war ein Serientäter. Er sprach Schwule an, bot ihnen Geld, damit sie

Alkohol tranken, und schlug sie dann zusammen oder steckte sie in Brand und ließ sie zum Sterben zurück. Manchmal fesselte er seine Opfer mit Handschellen.

Einige Männer berichteten, sie seien dem Handschellenmann nur knapp entronnen. Es hieß, manche seiner Opfer hätten nicht überlebt. Aber viele hielten die Geschichten für Schauer-märchen.



**Michael Jordan reiste aus dem Süden nach Atlanta. Schon am ersten Tag wurde er von einem Fremden angesprochen**

Jordans Fall sollte die Wahrheit ans Licht bringen: Es gab den Handschellenmann tatsächlich. Und es gab Leute in Atlanta, die seinen wahren Namen kannten, unter ihnen sogar Polizeibeamte. Doch anscheinend hatte nie jemand versucht, ihn zu überführen.

Das sollte sich nun ändern.

Seit wann der Handschellenmann sein Unwesen trieb, konnte niemand sagen. Barkeeper Adamson behauptete, der Handschellenmann terrorisiere Midtown seit den späten 1960er-Jahren. Er fahre eine weiße Lincoln-Limousine, sei knapp 1,80 Meter groß, habe schwarze Haare und trage eine Brille.

Ein Sexarbeiter erzählte, dass der Handschellenmann ihn 1977 im Piedmont Park angesprochen, ihm Alkohol gegeben und ihn dann attackiert habe. Es sei ihm gelungen, trotz einer Stichwunde an der Schulter zu fliehen. Einige Zeit später habe er seinen Angreifer erneut im Park gesehen, als der nach Opfern Ausschau hielt. Der Sexarbeiter zeigte das Verbrechen nicht an, weil er fürchtete, geoutet zu werden.

Susan Faludi war in ihren Zwanzigern, als sie 1984 für die Tageszeitung „The Atlanta Journal-Constitution“ eine Titelseite über schwule Straßenprostituierte schrieb. Die Journalistin, die einige Jahre später mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnet wurde, hatte gehört, dass „man sich in der Szene am meisten vor dem Gespenst des ‚Handschellenmanns‘ fürchtete. Berichten zufolge gabelte er Sexarbeiter auf, gab ihnen ein Glas Wodka mit Schlaftabletten, legte ihnen Handschellen an und schlug sie zusammen.“

Ein Jahr darauf, im April 1985, kurbelte ein schlaksiger Mann sein Autofenster auf der Ponce de Leon Avenue herunter und fragte den 21-jährigen Max Shrader, ob er Geld verdienen wolle. Shrader ging seit seinem 13. Lebensjahr auf den Strich. Zu seinen Freiern gehörten offen schwul lebende Männer und solche, die ihre Homosexualität verbargen, unter anderem ein verheirateter Baptistenprediger.

Shrader kannte die Risiken. Er selbst war schon mit einer Waffe bedroht, eine befreundete Sexarbeiterin sogar getötet worden. „Man fand ihren Kopf in einem Müllcontainer, ihre Arme in einem anderen“, erinnert sich Shrader heute. Auch er hatte damals vom Handschellenmann gehört. Doch der Mann im Auto wirkte nicht wie ein gefährlicher Serientäter. Er trug eine Brille und ein gebügelttes Hemd; er wirkte normal.

Der Mann schlug vor, einen Drink zu nehmen, Shrader willigte ein. Doch nach einer Weile begann er, sich →

komisch zu fühlen. Hatte der Mann ihm etwas ins Glas gemischt?

Shrader brach auf dem Boden zusammen. „Bitte, tu mir nichts!“, flehte er, als der Fremde ihn in sein Auto zog.

Sie fuhren in einen Wald, dort zerrte der Mann Shrader ins Gebüsch. Er schüttete eine Flüssigkeit über Shraders Unterleib, dann zündete er ein Streichholz an. Die Flamme beleuchtete das Gesicht des Mannes auf eine so schaurige Art, dass Shrader dieses Bild nie vergessen sollte. Dann ließ der Mann das Streichholz fallen.

Shrader fing Feuer.

Stundenlang lag er im Wald, immer wieder verlor er das Bewusstsein. Wenn er dazu in der Lage war, rief er um Hilfe. Gegen 21.30 Uhr fuhr zufällig ein Krankenpfleger vorbei. Als er die nackte, verletzte Gestalt am Straßenrand sah, raste er sofort nach Hause, um die Polizei zu rufen und Decken zu besorgen, in die er den Nackten wickeln konnte. „Ich glaube, Gott hat ihn mir geschickt“, sagt Shrader heute.

Er wurde in das Grady Memorial Hospital gebracht, in das auch Michael Jordan sechs Jahre später eingeliefert werden sollte. Sechs Wochen blieb er dort.

Die Polizei besuchte ihn nur einmal. Er solle anrufen, wenn er reden wolle, sagten die Beamten.

Shrader war nicht überrascht. Die Polizei von Atlanta schien schwule Männer lieber zu schikanieren, als sie zu beschützen. Beamten schrieben die Kennzeichen der Autos im Piedmont Park auf und erpressten die Fahrer damit, sie zu outen, was sie ihre Familie, ihren Job und mitunter sogar ihr Leben hätte kosten können. Homophobe Straftaten hingegen blieben oft ungeklärt, sofern die Polizei überhaupt ermittelte.

Das Schwulen- und Lesbenmagazin „Etcetera“ berichtete, dass zwischen 1984 und 1986 in Atlanta mindestens 18 schwule Männer ermordet wurden, ohne dass ein Täter gefasst werden konnte. Das Atlanta Gay Center bot ein Sensibilisierungstraining für Polizisten an, doch die Resonanz war gemischt. „Ich denke, dass das, was wir hier gehört haben, auf lange Sicht hilfreich sein wird und in der Polizeiarbeit häufiger miteinbezogen werden sollte“, schrieb ein Teilnehmer in seiner Bewertung, „aber ich denke immer noch, dass Schwule widerlich und eine Schande für unser Land sind.“

Es dauerte zwei Jahre, bis Max Shrader genesen war. Dann ging er mit seinem vernarbten Körper wieder auf den Strich. Wenigstens wusste er jetzt, wie der Handschellenmann aussah, und konnte sich von ihm fernhalten.

Auch J. D. Kirkland glaubte, das Gesicht des Handschellenmanns gesehen zu haben. Kirkland – der inzwischen verstorben ist – war ein Polizist aus Atlanta und arbeitete nebenbei als Security im „Gallus“. Er war ein „knallharter Bulle“, wie es einer der Besitzer formuliert. In seiner Freizeit

**Max Shrader war mit schweren Verbrennungen gefunden worden. Die Polizei interessierte sich nicht für seinen Fall**



trainierte Kirkland Pferde und schrieb an einem Roman über einen zeitreisenden Cop. Er war verheiratet und hatte Kinder, schwul war er nicht.

Stammgäste hatten Kirkland vom Handschellenmann erzählt. Am 4. November 1983 kam ein Mann ins „Gallus“, auf den die Beschreibungen passten. Kirkland erteilte ihm Hausverbot und machte ein Polaroidfoto von ihm, das er in das „Verbotsbuch“ klebte, eine Liste von Personen, die den Club nicht betreten durften.

Bevor er ihn des Lokals verwies, fragte Kirkland den Mann nach seinem Namen.

Er heiße Robert Lee Bennett Jr., sagte der Mann. „Ich bin Anwalt, und ich werde Sie verklagen.“

**R**obert Lee Bennett Jr. war tatsächlich Anwalt. Als Baby war er adoptiert worden. Seine Adoptivmutter Annabelle Maxwell war die Tochter eines wohlhabenden Richters. Sein Adoptivvater Robert Lee Bennett Sr. war Jurist und Präsident einer Bank.

Sie lebten in Towanda, einer kleinen Stadt in Pennsylvania. Ihr viktorianisches Herrenhaus mit dem Spitznamen „Nirvana“ war mit fünf Schlafzimmern ausgestattet, einem Kamin aus weißem Marmor, einem Poolhaus, einem Steinway-Flügel, Tiffany-Sterlingsilber und plüschigen Orientteppichen. Die Lokalzeitung berichtete über jeden Schritt der Familie: Urlaube in Afrika, Wohltätigkeitsdinner. Sie waren die Kennedys von Towanda.

Ellie Harden Smith hatte Bennett Jr. in der Highschool kennengelernt. Sie beschreibt ihn als charmant, immer gut gekleidet und etwas sonderbar. Er war hauptsächlich mit Mädchen befreundet, liebte Kreuzstickerei und Gartenarbeit



Es hieß, der Unbekannte fahre mit einem weißen Lincoln durch die Straßen

und hing sehr an seiner Mutter. Soweit Smith weiß, wurde Bennett aber nie wegen seiner femininen Vorlieben gemobbt oder verspottet.

Nach seinem Highschool-Abschluss 1965 studierte Bennett in Denver. Als Ellie Smith ihn dort besuchte, nahm er sie in Schwulensbars mit. „Irgendwie hatte ich es wohl schon vermutet, aber das war das erste Mal, dass mir klar wurde, dass er wirklich darauf abfuhr“, sagt sie heute.

1971 kam Bennett zum ersten Mal mit dem Gesetz in Konflikt: Er wurde in Virginia wegen „unsittlicher Entblößung“ verhaftet, als er Sex mit einem Mann hatte. Zu dieser Zeit machte er gerade seinen Master in Politikwissenschaft. Bennett zog nach Atlanta, um Jura zu studieren. 1973 wurde er dort wegen Körperverletzung unter Einsatz eines Kraftfahrzeugs verhaftet.

Wiederum ein Jahr später, kurz nach Abschluss seines Studiums, wurde Bennett erneut festgenommen. Er fuhr in Midtown in der Nähe des „Gallus“ herum und versuchte einen verdeckten Ermittler, der sich als Stricher ausgab, in sein Auto zu zerren. Bennett wurde wegen Entführung eines Polizeibeamten angeklagt, bekannte sich schließlich der einfachen Körperverletzung schuldig und kam mit einer Geldstrafe von 75 Dollar davon.

Er zog zurück in seinen Heimatort Towanda und führte ein Doppelleben: Tagsüber arbeitete er in einer Anwaltskanzlei und gab vor, eine Frau zum Heiraten zu suchen. In seiner Freizeit bezahlte er mittellose Jungs aus der Gegend dafür, sich auszuziehen, mit ihm zu trinken oder Sex zu haben.

Am 16. April 1976 traf Bennett einen jungen Mann in einem Biergarten in Towanda. Die Männer hatten Sex in Bennetts Auto, danach fuhren sie zu der Hütte, die seine Eltern ihm geschenkt hatten. Laut einem Police Captain, der später in einer Lokalzeitung zitiert wurde, „ereignete sich dort etwas, das dem jungen Mann Angst einjagte“.

Der Mann versuchte daraufhin, mit Bennetts Auto zu fliehen, landete aber in einer Böschung. Die Polizei verhaftete ihn. Bennett durfte einfach gehen. „Aufgrund des enormen Einflusses seines Vaters traute sich niemand, ihn anzuzei-

gen“, erzählte ein pensionierter Ermittler später der Presse. „Mit seinem Vater legte man sich nicht an. Er war unantastbar.“

Da Robert Bennett Sr. befürchtete, dass sein Sohn erneut in Schwierigkeiten geraten könnte, zog Bennett Jr. zurück nach Atlanta. Er war 29 Jahre alt und fand eine Anstellung in einer Anwaltskanzlei. Dort lernte er die fünf Jahre ältere Sandra Powell kennen, eine kleine und zurückhaltende Frau mit einem dunklen Pony, die als Sekretärin und Buchhalterin arbeitete.

Sie begannen miteinander auszugehen. Bennett erzählte Powell, dass er impotent sei. Powell störte das nicht. Sie sprachen darüber, ein Kind zu adoptieren.

Die Hochzeit fand in der Rock Springs Presbyterian Church in Atlanta statt. Powell trug ein elfenbeinfarbenes Kleid mit Perlen und Spitzen.

Ihr Brautstrauß war aus weinroten Rosen. Bennett trug einen Smoking mit einer weißen Fliege. Die Flitterwochen verbrachten sie in Südamerika.

Kurz nach der Hochzeit verließ Bennett die Kanzlei. Er arbeitete eine Zeit lang für einen Juwelier im Kaufhaus Davison's, lebte aber hauptsächlich von den Dividenden der Aktien, die sein Vater ihm geschenkt hatte.

„Er hing den ganzen Tag im Haus herum und trug immer noch seinen Morgenmantel, wenn ich abends nach Hause kam“, sollte seine Ehefrau Sandra Powell später vor Gericht sagen. Sie war unglücklich, behielt ihren Kummer jedoch für sich.

An einem Tag im September 1982 kam Powell mit dem Bus von der Arbeit nach Hause und sah, wie die Polizei ihrem Mann Handschellen anlegte.

„Was geht hier vor?“, fragte sie. „Was hast du gemacht?“

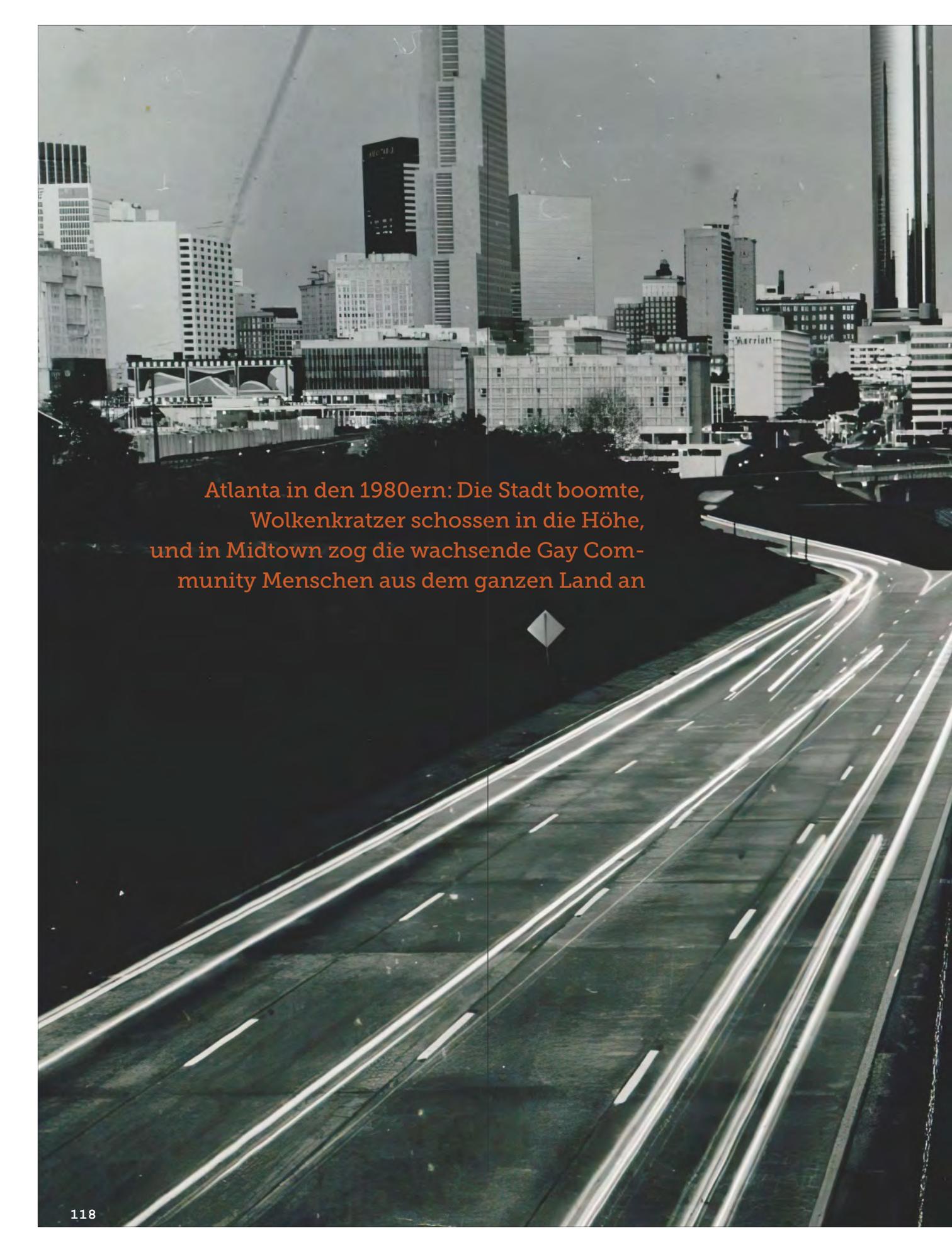
James Lee Johnson war 24 Jahre alt gewesen, als man ihn mitten auf der Straße in der Nähe seiner Wohnung tot entdeckt hatte. Er war mit einer Pistole Kaliber .25 erschossen worden. Seine Brieftasche fehlte. Die Polizei fand heraus, dass Johnson möglicherweise ein Sexarbeiter war und man ihn zuletzt mit einem Mann gesehen hatte, der Bennett ähnelte.

Freunde sagten aus, dass Johnson eine Beziehung mit einem Mann namens Robert gehabt hatte. Er habe ihn bei einem Juwelier im Davison's kennengelernt. Einige Wochen vor seinem Tod habe Johnson gesagt: „Robert wird mich umbringen.“

Bei der Autopsie wurden in seinem Magen Reste von Roastbeef und Kartoffeln festgestellt. Die Polizei durchsuchte Bennetts Wohnung. Sie entdeckte in dessen Kühlschrank: Roastbeef und Kartoffeln.

Bennett wurde wenig später gegen eine Kaution von 25 000 Dollar freigelassen. Der Fall kam nie vor Gericht, da die Anklage ausschließlich auf Indizien beruhte.

Sandra Powell reichte die Scheidung ein. Bennett blieb in Atlanta. Hin und wieder hielt er sich in Clearwater, Florida, auf, wo seine inzwischen verwitwete Mutter eine



Atlanta in den 1980ern: Die Stadt boomte,  
Wolkenkratzer schossen in die Höhe,  
und in Midtown zog die wachsende Gay Com-  
munity Menschen aus dem ganzen Land an



NOV 03 04  
NEXT LEFT  
NOV 03 04  
NEXT RIGHT

NOV 03 04  
NEXT LEFT  
NOV 03 04  
NEXT RIGHT

Wohnung besaß. Er reiste nach Nassau, Mexiko und China, schmiss Partys, und als er und seine Mutter am jährlichen Hummeressen in Towanda teilnahmen, einer ansonsten recht unpräzisen Veranstaltung, sorgte er dafür, dass ihr Tisch mit einer Leinentischdecke, Porzellantellern und einem silbernen Armleuchter gedeckt war.

In Midtown verbreitete sich indes die düstere Kunde vom Handschellenmann. Im Frühjahr 1985 wurde Max Shrader attackiert, der 21 Jahre alte Sexarbeiter, dessen Unterleib angezündet wurde. Im August wurde ein Mann namens Charles Gallows überfallen und ausgeraubt. Im darauffolgenden Juni stieg Anthony Charles Poppilia in das Auto eines Unbekannten, der ihm 50 Dollar fürs Wodkatrinken angeboten hatte; der Fremde stieß Poppilia aus dem fahrenden Wagen.

So ging es weiter bis zum Mai 1991, als Michael Jordan verstümmelt hinter dem „Ponce de Leon Hotel“ aufgefunden wurde.

Richard Greer sagt, er habe sofort an den Handschellenmann denken müssen, als er von dem Überfall auf Michael Jordan erfuhr. Greer war damals 32 Jahre alt und Polizeireporter bei der „Atlanta Journal-Constitution“. Ein paar Monate zuvor hatte er zufällig gehört, wie ein Streifenpolizist mit seinen Kollegen über den Handschellenmann gesprochen hatte. Greer erfuhr, dass viele Polizisten das Ganze für „Folklore“ hielten.

Der Angriff auf Jordan sprach dagegen.

Greer besuchte Schwulenbars in Midtown, unterhielt sich mit Angestellten und Gästen. Er hörte, dass der Handschellenmann die Türgriffe in seinem Auto entweder entfernt oder mit Klebeband überklebt habe, damit seine Opfer nicht entkommen konnten. Alle waren wütend, weil die Behörden nichts unternahmen.

Greer hinterließ seine Visitenkarte bei den Besuchern im „Gallus“. Sie sollten sich melden, sobald sie den Handschellenmann sahen. „Ich bekam nachts um eins Anrufe: ‚Er ist gerade vorbeigefahren‘ oder ‚Er ist an der Ecke der und der Straße‘“, sagt Greer. Oft genug sprang er in sein Auto und fuhr nach Midtown, aber jedes Mal kam er zu spät. Der Verdächtige war längst verschwunden.

Dann nannte ein Polizist ihm einen Namen: Robert Lee Bennett Jr. Es war ungewöhnlich, dass Polizisten so freizügig Informationen preisgaben. Greer war überrascht. Aber noch mehr beschäftigte ihn eine andere Frage: Warum ermittelte die Polizei nicht gegen Bennett, wenn sie ihn für den Handschellenmann hielt?

Greer sprach mit J.D. Kirkland, dem Polizisten, der als Security-Mann im „Gallus“ arbeitete. Es sei schwierig, Überlebende und Zeugen dazu zu bewegen, sich bei der Polizei zu melden, sagte Kirkland.

„Die Polizei sagt, dass sie nichts tun kann, wenn keine Anzeige erstattet wird“, sagte ein Aktivist des Atlanta Gay Center zu Greer. „Aber solange wir kein Vertrauen in die Behörden haben, werden wir die Vorfälle nicht melden.“

Am 28. Mai, zwei Wochen nach dem Überfall auf Jordan, veröffentlichte Greer eine Titelgeschichte über den Handschellenmann: „Schwule Prostituierte in Angst vor Sadisten“.

Bis zu 100 Männer könnte der Handschellenmann attackiert haben, schrieb Greer. Er zitierte auch Kirkland, der sagte, es sei möglich, dass mehrere ungelöste Morde auf das Konto des Unbekannten gingen.

Greer beschrieb den Mann als „einen sadistischen Woody-Allen-Doppelgänger ... schwächling und bebrillt durch sein Autofenster spähend“. Aber er nannte Bennett nicht beim Namen. Er wollte keine Verleumdungsklage riskieren. Bennett war weder verhaftet noch eines Verbrechens angeklagt worden, und er war ein wohlhabender Anwalt, der sofort seinen eigenen wohlhabenden Anwalt einschalten würde.

Greer musste weiter recherchieren. Er begann, öffentliche Unterlagen und Polizeiakten zu durchforsten. Und fand etwas heraus, das ihn elektrisierte: Bennett war kurzzeitig ein Verdächtiger in einer der berüchtigtsten Verbrechensserien in Atlanta gewesen.

Von 1979 bis 1981 hatte in Atlanta ein Serienmörder 30 Menschen ermordet. Bei den meisten Opfern hatte es sich um junge Männer gehandelt. Auf einer Liste mit 65 Verdächtigen war auch Bennetts Name zu finden. Das FBI vermutete, dass der Mörder homosexuell sein könnte. Doch nach drei Monaten wurde Bennett ausgeschlossen und Ende 1981 ein Mann namens Wayne Williams verhaftet. Er wurde für zwei der Morde verurteilt, aber die Ermittler waren überzeugt, dass er auch die übrigen begangen habe.

Greer verschaffte sich Einblick in Bennetts Scheidungsakten. Erstaunlicherweise war darin auch vom Handschellenmann die Rede. Der Anwalt von Sandra Powell hatte drei männliche Sexarbeiter in den Zeugenstand gerufen, die alle ausgesagt hatten, dass sie Bennett für den Handschellenmann hielten. Powell selbst behauptete im Prozess, dass ihr Noch-Ehemann „gewalttätig“ und homosexuell sei. Bennett leugnete zunächst, schwul zu sein. Doch dann gab er es zu. Er beharrte jedoch darauf, dass er nicht der Handschellenmann sei.

Sein Rechtsanwalt Guy Notte wettete vor dem Scheidungsrichter über die tatenlosen Behörden, die die wahre Bedrohung nicht sehen würden. „Der Handschellenmann ist immer noch irgendwo da draußen“, sagte Notte. „Das soll mir einer erklären, warum dieser Mann noch nicht gefasst wurde?“ Das Gericht verpflichtete Bennett schließlich dazu, Powell eine Scheidungsabfindung in Höhe von 40 000 Dollar zu zahlen.

Am 29. und 30. Mai 1991 veröffentlichte Greer zwei weitere Artikel über den Handschellenmann. Bennett wurde erneut nicht namentlich erwähnt. Die Zeitung hatte nach wie vor Bedenken. Zwar hatte Michael Jordan, der so schwer misshandelt worden war, Bennett bereits anhand von Fotos identifiziert. Allerdings hatte die Polizei keinen Haftbefehl erlassen.

Greer befürchtete, dass Bennett bald erneut zuschlagen könnte. Am 31. Mai 1991 veröffentlichte er einen weiteren Artikel. Und diesmal benannte er Bennett als den Mann, den Jordan als Letztes gesehen hatte, bevor er das Bewusstsein



Robert Lee Bennett Jr. kam aus einer Juristenfamilie und war selbst Anwalt. Wegen einiger unangenehmer Vorkommnisse hatte er seine Heimatstadt verlassen müssen. Er war nach Atlanta gegangen

verlor. Die Polizei hatte Bennett noch immer nicht vernommen, geschweige denn verhaftet.

Danach rief Greer in Bennetts Ferienhaus am See in Towanda an. Bennett bestritt, der Handschellenmann zu sein. „Kein Anwalt, der bei klarem Verstand ist, wird sich zu einem laufenden Ermittlungsverfahren äußern“, sagte er. „Sie wissen so gut wie ich, dass das kein Indiz für Schuld oder Unschuld ist.“

Noch immer wurde in Atlanta kein Haftbefehl erlassen. Aber immerhin verschickte die Polizei eine Mitteilung an die Strafverfolgungsbehörden im ganzen Land, in der die Verbrechen des Handschellenmanns beschrieben wurden.

Als die Meldung in Tampa eintraf, musste Detective Bob Holland sofort an einen Fall denken, den er seit einigen Monaten untersuchte: den Überfall auf Gary Clapp.

Am 22. Februar 1991 hatte Clapp darauf gewartet, dass eine Unterkunft der Heilsarmee ihre Türen öffnete. Clapp war 35 Jahre alt, eigentlich verdiente er seinen Lebensunterhalt als Trockenbauer, aber er war pleite. Er hatte große Schwierigkeiten, seine Familie zu versorgen, und ein schweres Alkoholproblem.

Als eine weiße Limousine neben ihm hielt und der Fahrer ihn einlud, bei einer Studie über die Auswirkungen von Alkohol mitzumachen, stieg Clapp sofort ein. Zwischen zwei Schlucken Wodka aus einem Plastikbecher fragte Clapp den Mann nach seinem Namen, erhielt jedoch keine Antwort.

Dann wurde er ohnmächtig.

Gegen 22.30 Uhr fuhr ein Police Officer über den von Mangroven gesäumten Courtney Campbell Causeway, der Tampa und Clearwater verbindet. Er glaubte, ein Lagerfeuer zu sehen. Er parkte. Stieg aus. Und sah einen brennenden Mann. Der Officer holte den Feuerlöscher und erstickte die Flammen. Dann rief er den Rettungsdienst.

Gary Clapps Blutalkoholspiegel war laut Polizeibericht „so hoch, dass er nicht mehr mit einem Alkoholtester gemessen werden konnte“. Er hatte eine Rauchvergiftung erlitten und Verbrennungen vierten Grades auf fast der Hälfte seines Körpers.

Detective Holland versuchte Clapp im Krankenhaus zu befragen. In seinem Bericht schrieb er, dass Clapp „in der Lage war, bestimmte Fragen durch Kopfnicken oder -schütteln zu beantworten“. Holland begriff, dass jemand Clapp absichtlich in Brand gesetzt hatte.

Die Ärzte mussten Clapp beide Beine amputieren. Als er das Bewusstsein wiedererlangte, begann er um sich zu schlagen. „Ich riss mir ständig die Infusionen heraus“, sagte er später der „Tampa Tribune“. „Ich drehte buch- →

stäblich durch und musste am Krankenhausbett festgebunden werden.“

Eine Ex-Freundin erzählte dem Detective, dass Clapp zuvor in einer „homosexuellen Beziehung“ gewesen sei, allerdings nur „einmal“.

Am Tatort fanden sich nur wenige Hinweise, darunter eine Riva-Wodkaflasche und ein Behälter mit Feuerzeugbenzin. In der Nähe lagen Säcke, darin enthauptete Hühner und eine kopflose Ziege.

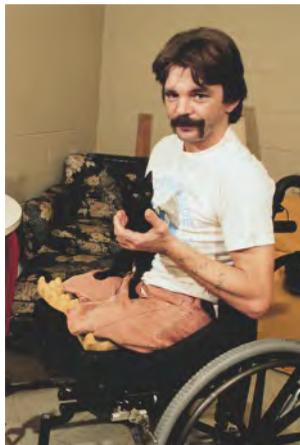
Holland befragte Clapp erneut, dieses Mal ausführlich. Clapp sagte, dass der Mann einen Lincoln Town Car mit brauner Lederausstattung gefahren habe, Baujahr zwischen 1977 und 1984.

Ein Zeichner erstellte ein Phantombild. Nach Clapps Angaben war der Angreifer zwischen 40 und 45 Jahre alt, knapp 1,80 Meter groß und etwa 70 bis 80 Kilo schwer. Er hatte dunkles Haar, trug Schnurrbart und Brille. Das Phantombild wurde am 9. April in der „Tampa Bay Times“ veröffentlicht.

Nun, zwei Monate später, erreichte Detective Holland die Meldung zum Handschellenmann. Er rief sofort bei den Kollegen in Atlanta an. Sie schickten ihm ein Foto von Bennett. Der Detective zeigte es Clapp, der gerade erst aus dem Krankenhaus entlassen worden war. Clapp identifizierte Bennett als den Täter. Zwar war Bennett auf dem Foto glatt rasiert, aber Clapp war sich sicher. „Es ist schwer, jemanden zu vergessen, der einem solche Qualen zugefügt hat“, sagte er später einem Reporter.

Es gab weitere Anhaltspunkte: Bennett fuhr einen Lincoln Town Car. Die Eigentumswohnung seiner Mutter lag in Clearwater, nicht weit vom Tatort entfernt. Im Februar hatte Bennett seine Mutter besucht. Einige Tage nach dem Überfall waren sie zu zweit auf eine Karibikkreuzfahrt gegangen.

Am 5. Juni 1991 wurde in Tampa ein Haftbefehl gegen Robert Lee Bennett Jr. ausgestellt. Just für denselben Nachmittag war Bennett in Atlanta zur Vernehmung geladen.



**Nach der Begegnung mit dem Mann im Lincoln wurden Gary Clapp beide Beine amputiert**

Aufgrund des Haftbefehls aus Florida wurde er dort um kurz nach 15 Uhr in Gewahrsam genommen.

Vor Reportern beteuerte er mit zitternder Stimme seine Unschuld: „Ich bin hier, um der Stadt Atlanta und der Polizei zu versichern, dass ich nicht der Handschellenmann bin.“

**I**n Midtown waren die Menschen erleichtert. Endlich war der Handschellenmann gefasst. Gleichzeitig waren viele frustriert, dass Bennett nur wegen des Angriffs auf Gary Clapp angeklagt wurde.

Der Bezirksstaatsanwalt versicherte der Öffentlichkeit, dass weiter ermittelt werde, wies jedoch darauf hin, dass er Tampa den Vortritt lasse. „Da Florida ihn haben will, werden wir ihn ihnen überlassen“, sagte er. „Der Fall dort ist offensichtlich schlimmer.“

Offensichtlich?

„Mein Leben wird nie wieder dasselbe sein“, sagte Michael Jordan der Tageszeitung „Atlanta Journal-Constitution“. Jordan hatte ungläubliche Qualen erlitten. Er war wütend darüber, wie die Polizei mit seinem Fall umgegangen war: „Erst als in den Nachrichten berichtet wurde, schien er sie zu interessieren.“

Am 11. Juni 1991 wurde Bennett nach Florida ausgeliefert. Er plädierte auf nicht schuldig und wurde gegen eine Kautions von 200 000 Dollar freigelassen. Seine Mutter hatte mit ihrer Wohnung einen Kredit besichert.

Mittlerweile hatten sich in Georgia weitere Männer bei der Polizei gemeldet. Einer war Max Shrader, der Sexarbeiter, dessen Unterleib angezündet worden war. Die Polizei bat ihn, aufs Revier zu kommen. Dort wurde ihm eine Reihe von Fotos vorgelegt. „Das ist er“, sagte Shrader und zeigte auf Bennett.

Am 21. Juni 1991 erhob auch in Atlanta eine Grand Jury Anklage wegen schwerer und gefährlicher Körperverletzung in zwei Fällen, denen von Michael Jordan und Max Shrader. Bennett plädierte erneut auf nicht schuldig und wurde gegen eine weitere Kautions von 100 000 Dollar freigelassen.

Die Anklageerhebung in Atlanta war auch für Dale Sisco und Chip Purcell eine gute Nachricht. Die beiden Staatsanwälte leiteten in Florida die Ermittlungen gegen Bennett. Und der Fall von Gary Clapp hatte sich als nicht ganz so leicht entpuppt. Zwar hatte er Bennett identifiziert, aber Clapp war während des Angriffs betrunken gewesen. Die Verteidigung würde mit ziemlicher Sicherheit die Glaubwürdigkeit seiner Aussage infrage stellen. Außerdem würde sie vermutlich argumentieren, dass das sichergestellte Feuerzeugbenzin und die Wodkaflasche nicht zwingend etwas mit dem Fall zu tun hätten. Die Gegend, in der Clapp gefunden wurde, war als „Redneck-Riviera“ bekannt, weil die Leute dort in den Mangroven gern grillten und feierten.

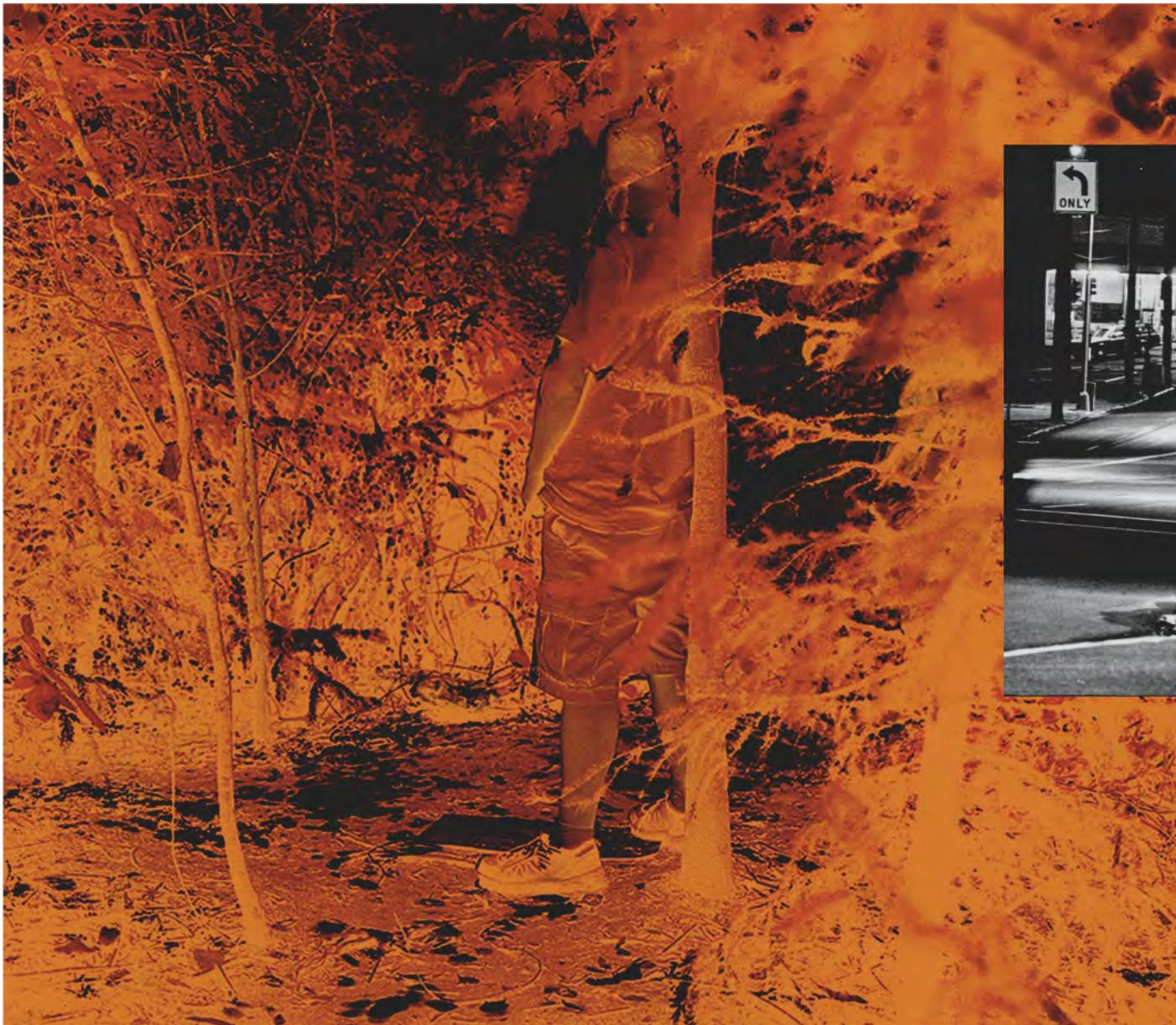
„Es gab weder Videoaufnahmen noch Fotos, die Bennett am Tatort zeigten“, erklärt Staatsanwalt Sisco heute. Sisco und sein Kollege Purcell setzten daher auf die sogenannte Williams-Regel: In Florida dürfen Staatsanwälte Beweise aus anderen Fällen hinzuzuziehen, wenn diese auf ein kriminelles Verhaltensmuster des Angeklagten hinweisen können. →

VON DEN MACHERN VON DAHMER

# MONSTER

DIE GESCHICHTE VON LYLE UND ERIK MENENDEZ

NUR AUF **NETFLIX** | JETZT ANSEHEN



Die Staatsanwaltschaft machte eine Handvoll ungeklärter Fälle ausfindig, in denen Männer ähnliche Verletzungen wie Clapp erlitten hatten. Zum Beispiel war im Jahr 1989 ein Mann in Florida mit verbrannten Genitalien vor einer Schwulenbar aufgefunden worden. Doch die meisten Opfer scheuten sich, in den Zeugenstand zu treten. „Wir haben mehrere Männer kontaktiert, die nicht gerade begeistert waren, nach Tampa zu kommen und über ihre sexuellen Aktivitäten auszusagen“, erinnert sich Staatsanwalt Purcell.

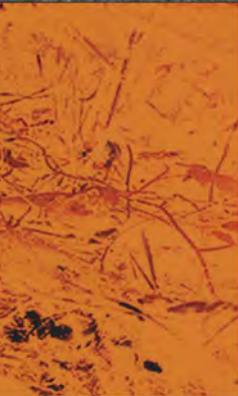
Umso hilfreicher war es, dass es in Atlanta Michael Jordan und Max Shrader gab. Nach der Williams-Regel konnten sie in Florida aussagen.

Das galt auch für Shane, der in diesem Text nur mit seinem Vornamen genannt werden möchte. Shane war damals Mitte 30, hatte eine Frau, ein Kind und verdiente seinen Lebensunterhalt als Sexarbeiter. Als ihm in Atlanta eines Tages ein Mann in einem weißen Lincoln fürs Wodkastrinken

50 Dollar bot, wurde er misstrauisch. Shane sagte dem Fahrer, dass sie in eine Bar gehen könnten. Doch der Mann bestand darauf, im Auto zu trinken. Shane lehnte ab und verbrachte seinen Abend, ohne sich weiter um den Fremden zu scheren. Noch am selben Tag lockte der Handschellenmann Michael Jordan in sein Auto. Als Shane von der Tat hörte, „machte es plötzlich klick“, wie er heute sagt. Er setzte sich mit der Polizei in Verbindung. Auch er identifizierte Bennett später.

Während die Staatsanwälte in Florida Beweise sammelten, machte ein anderer schockierender Fall Schlagzeilen: Im Juli 1991 gestand Jeffrey Dahmer in Milwaukee, im Laufe von 13 Jahren mehr als ein Dutzend schwule Männer ermordet zu haben.

Journalisten verglichen ihn mit dem Handschellenmann. „Wie im Fall von Jeffrey Dahmer hat Bennetts Verhaftung Fragen über die Schnelligkeit und Sensibilität aufgeworfen,



Homosexuelle mussten sich auf den Straßen von Midtown fürchten. Die Cops schikanierten sie, aber das war nicht das Schlimmste

mit der die Polizei Verbrechen an Homosexuellen behandelt“, hieß es in der „Chicago Tribune“. Die Aktivistin Cathy Woorland wurde zitiert: „Vielen Leuten ist es ziemlich egal, wenn Schwule getötet werden.“

Der Artikel endete mit einem Hinweis auf Bennetts Aufenthaltsort: „Bennett, der auf Kautionsfreigabe freigelassen wurde, verbringt den Sommer bei seiner 85-jährigen Mutter in Towaunda, wo er sich Berichten zufolge seiner Leidenschaft fürs Gärtnern widmet.“

**R**ochelle Reback war Anwältin in Florida. Sie hatte in den vergangenen zehn Jahre alle möglichen Klienten vertreten, aber noch nie jemanden wie Bennett. „Normalerweise haben Menschen, die in Gewaltverbrechen verwickelt sind, nicht viel Geld“, sagt Reback heute. Bei Bennett war es anders. „Wir hatten einen Ermittler. Wir hatten einen Experten für die Auswahl der Geschworenen.

Uns standen eine Menge Ressourcen zur Verfügung, die sich viele Klienten nicht leisten können.“

Reback besuchte Bennetts Mutter in Clearwater. Im ganzen Haus hingen Fotos ihres Sohnes. Auf vielen war er noch klein und sah geschniegelt aus. „Auf einem ähnelte er dem kleinen Lord Fauntleroy mit seinem langen, lockigen Haar“, erinnert sich Reback.

Ihr Klient schien überzeugt, dass seine Privilegien ihn beschützen würden. „Er dachte wirklich, dass dieser Fall wie die vorherigen unter den Tisch fallen würde“, sagt Reback. „Er war der unangenehmste Mandant, den ich je hatte.“ Wenn sie sich mal wieder über die Verteidigungsstrategie stritten, musste Bennetts anderer Anwalt Guy Notte aus Atlanta seinen Mandanten beschwichtigen. Notte hatte langjährige Erfahrung darin. „Er wollte Bob bei Laune halten, denn Bob war ein wohlhabender Mandant.“

Sie versuchten Zeugen aufzutreiben, die für Bennett aussagen konnten. Doch laut Reback fanden sie niemanden.

Im Oktober 1991 erschien ein Interview mit Gary Clapp in der „St. Petersburg Times“. Ein Foto zeigte ihn in einem Rollstuhl sitzend, ein schwarzes Kätzchen im Arm. „Manchmal vergesse ich, dass ich keine Beine habe, und ich möchte aufstehen und spazieren gehen“, sagte er. Er könne nicht aufhören, an Bennett zu denken. „Ehrlich gesagt würde ich mir wünschen, dass ihm das Gleiche wie mir passiert.“

Auch Bennetts Verteidigung ging an die Öffentlichkeit. Sie hatte sich für eine Strategie entschieden. Rochelle Reback nennt sie die SODDI-Verteidigung, eine Abkürzung für „some other dude did it“ – irgendein anderer Typ war es.

Anwalt Notte sagte einem Reporter, dass der Überfall auf Clapp in Florida „nach dem Santería-Kult klingt“, weil man in der Nähe des Tatorts enthauptete Tiere gefunden hatte. Was die Anschuldigungen in Atlanta betraf, so bezeichnete Notte sie als „alberne Lügen“.

Hinter den Kulissen zeichnete sich jedoch immer deutlicher ab, dass Bennett verlieren würde. Die Staatsanwälte Sisco und Purcell besaßen ein fünfminütiges Video, das von der Feuerwehr von Tampa aufgenommen worden war. Es zeigt, wie Gary Clapp am ganzen Körper brannte; seine Schmerzensschreie sind deutlich zu hören.

Sie klagten Bennett nun nicht nur wegen versuchten Mordes, sondern auch wegen des „Einsatzes einer tödlichen Waffe“ an. Damit drohte ihm eine lebenslange Haft. Notte und Reback überredeten ihren Mandanten zu einem Deal.

Und so kam es, dass Bennett am 13. Februar 1992 in Florida vor Gericht erschien, um sich schuldig zu bekennen. Einige Tage später sollte er dasselbe in Atlanta tun.

Mindestens drei seiner Opfer – Gary Clapp, Michael Jordan und Max Shrader – waren im Gerichtssaal anwesend. Shrader wollte sich auf Bennett stürzen, als er ihn erblickte. „Aber ich wusste, dass ich Riesenärger bekommen würde“, sagt Shrader heute.

Als Erstes wurde das Urteil in Florida verkündet. Bennett stand mit verschränkten Armen vor dem Richter und hörte: 17 Jahre Gefängnis mit einer anschließenden 13-jäh- →

rigen Bewährungsstrafe. Das Gesetz sah allerdings vor, dass Bennett bereits nach fünf Jahren zur Bewährung entlassen werden konnte.

Clapp hielt das Urteil für zu milde. „Ich glaube nicht, dass er seine Taten jemals bedauern wird“, sagte er vor Gericht. „Er ist ein kranker Typ.“

Der Zorn wuchs, als bekannt wurde, wie der Deal aussah, den Bennett mit der Staatsanwaltschaft in Atlanta geschlossen hatte: Bennett durfte die Strafen für seine Taten in Georgia zeitgleich mit der Strafe für den Mordversuch in Florida verbüßen.

Die Zeitung „Journal-Constitution“ monierte, dass dies de facto „keine Gefängnisstrafe“ für die in Atlanta begangenen Verbrechen bedeuten würde: Wären Bennetts Opfer Frauen oder heterosexuelle Männer gewesen, „es wäre schwer zu glauben, dass so ein Deal überhaupt in Erwägung gezogen worden wäre“.

Die Bürgerrechtsorganisation ACLU nannte den Deal „abscheulich“. Ein Aktivist sagte einem Reporter: „Ich denke, dass es in Atlanta eindeutig ein voreingenommenes Justizsystem gibt.“

Am 24. Februar erschien Bennett zur Urteilsverkündung in Atlanta. Der Gerichtssaal war voll, überall waren Kameras. Shrader war nervös, und wenn er nervös war, lächelte er. Sein Anwalt sagte ihm, er solle aufhören zu grinsen.

Die Anwälte der Opfer sprachen sich gegen den Deal aus. Jordans Anwältin sagte, dass ihr Mandant „diesen Mann zu lebenslanger Haft verurteilt sehen möchte“.

Shraders Anwalt argumentierte, dass „dieser in Reichtum aufgewachsene Junge sich zu einem sadistischen Soziopathen entwickelt“ habe, für den „die gleichzeitige Verbüßung der beiden Strafen nicht ausreichend“ sei.

Der Richter fragte Bennett, ob er etwas sagen wolle.

Bennett verneinte.

„Haben Sie diese beiden Männer tatsächlich in Ihr Auto gelockt?“, fragte der Richter.

„Ich bekenne mich auf Anraten meiner Anwälte schuldig, Euer Ehren“, antwortete Bennett.

„Ich habe Sie gefragt, ob Sie die beiden Männer in Ihr Auto gelockt haben?“

Verteidiger Notte ergriff das Wort. „Euer Ehren, er möchte diese Frage lieber nicht beantworten.“

„Ich möchte es von ihm hören. Wenn Sie es nicht sagen wollen, dann sagen Sie das“, sagte der Richter.

„Ja“, antwortete Bennett.

Der Richter stimmte dem Deal zu. Robert Lee Bennett Jr. wurde auch in Atlanta zu 17 Jahren verurteilt, konnte die beiden Haftstrafen jedoch parallel verbüßen. Er durfte Fulton County, den Bezirk, in dem Atlanta liegt, nie wieder betreten. Er musste sich von einem Psychiater untersuchen lassen und seinen Opfern eine Entschädigung von mehr als 100 000 Dollar zahlen. Das Geld dafür konnte er einem Treuhandfonds seiner Mutter entnehmen.

Schwulenaktivisten skandierte im Gerichtssaal „Schande“. In einem Artikel der „Southern Voice“ hieß es, das Ge-

richt sende „eine Botschaft an die Lesben- und Schwulengemeinde sowie an die Jungen auf dem Strich. Sie heißt: ‚Ihr seid nichts wert.‘“

**V**iele Fragen sind offen geblieben in der Geschichte des Handschellenmanns. Denn gegen Bennett wurde keine weitere Anklage erhoben. Niemand weiß, wie viele Männer ihm zum Opfer fielen. Ob es Tote gab.

Der Polizeireporter Richard Greer lebt inzwischen in Virginia. Er fragt sich, welche Lehren die Polizei, die Medien und die Stadt Atlanta aus dem Fall gezogen haben. „Der Handschellenmann war der Täter, aber in gewisser Weise sind wir alle Komplizen“, sagt Greer. „Ich bin mir sicher, dass ein toter Stricher auf der South Side heutzutage so gut wie ignoriert werden würde, während die Presse über ein Verbrechen gegen eine wohlhabende Familie in Buckhead ausgiebig berichten würde.“

Und dann ist da noch die Frage nach dem Motiv. War es eine Kombination aus Wut und Selbsthass? Das ist zumindest Max Shraders Theorie. „Er war schwul, und das hat er gehasst“, sagt Shrader. „Dann beschloss er, genau die Schwulen aus dem Weg zu räumen, die er als Abschaum betrachtete, nämlich die Stricher.“

Anwältin Reback sagt, Bennett sei „extrem verklemmt“ gewesen und habe „sexuell in keiner Weise funktionieren“ können.

Der Handschellenmann selbst äußerte sich nicht dazu. Er wurde in Florida auf eigenen Wunsch in Einzelhaft untergebracht. Später wurde er in den offenen Vollzug verlegt, weil er in der Isolation „durchdrehte“, wie sein Anwalt sagte.

Im Jahr 1993 starb Bennetts Mutter, was bedeutete, dass ihn nach seiner Haft ein Erbe in Höhe von 1,5 Millionen Dollar erwartet hätte. Doch dazu kam es nie. Am 1. April 1998, nur ein Jahr vor seiner Entlassung, erlitt Bennett einen Schlaganfall und starb hinter Gittern. „Er hat die lebenslange Strafe bekommen, die er wahrscheinlich verdiente“, sagt seine ehemalige Anwältin Rochelle Reback.

Der Großteil von Bennetts Nachlass ging an die historische Gesellschaft von Towanda sowie an die Pfadfinder. 25 000 Dollar vermachte er dem Sohn einer Freundin. Der örtliche Country Club bekam 15 000 Dollar, unter der Auflage, „dass meinem Großvater, dem ehrenwerten William Maxwell, meiner Mutter, Annabelle Maxwell Bennett, und mir, Robert Lee Bennett Jr., damit ein Denkmal gesetzt wird“. Auch die Bezirksbibliothek sollte ihm und seiner Mutter ein Denkmal errichten, als Dank für die Schenkung. Von seinem Vater war in dem Testament keine Rede.

Für seine persönlichen Gegenstände, insbesondere seine Kleidung und Fotos, hinterließ Bennett eine ungewöhnliche Anweisung: Sie sollten verbrannt werden. ●

*Aus dem Amerikanischen von Anuschka Tomat*

Sparen &  
haushalten

Aktien &  
ETFs

Alters-  
vorsorge

# Endlich finanzfit werden

Lerne vom gebündelten Know-how der BRIGITTE-Redaktion und unserer vier renommierten, unabhängigen Expertinnen in der Masterclass Finanzen – nur für Frauen!

Deine BRIGITTE-Expertinnen (v. l.)  
Dani Parthum (Gründerin „Geldfrau.de“),  
Claudia Müller (CEO „Female Finance Forum“),  
Jessica Schwarzer (Journalistin & Autorin),  
Lisa Hassenzahl (Gründerin „Her Family Office“)



Das erwartet dich in der Masterclass Finanzen



Lerne alles, was du wissen musst, um deine Finanzen selbst in die Hand zu nehmen: Sparen, Gehalt, Börse, Altersvorsorge u.v.m.



Nimm in jedem Alter und ohne Vorwissen teil. Wir vernetzen dich mit gleich gesinnten Frauen und holen dich da ab, wo du gerade stehst



Entwickle gemeinsam mit Finanzexpertinnen deine eigene Investitionsstrategie und eröffne ein Börsen-Depot für Aktien und ETFs

Jetzt mehr erfahren unter [brigitte.de/mc-fin](https://brigitte.de/mc-fin)

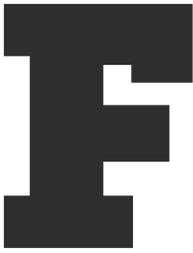




# „ICH KANN UNGERECHTIGKEITEN SCHLECHT ERTRAGEN“

*Um Opfern zu ihrem Recht zu verhelfen,  
schreckt die Bestsellerautorin Inge Löhnig nicht mal  
vor einem Mord zurück – wenn auch nur in ihren Büchern*

INTERVIEW **INGO SCHEEL** FOTOS **FRANK BAUER**



**Frau Löhnig, Ihr erster Roman „Der Sünde Sold“ ist 2008 erschienen, da waren Sie 51 Jahre alt. Sie brauchten eine ganze Weile Anlauf...**

Den Wunsch zu schreiben hatte ich schon immer. In meiner Familie gibt es ein gewisses Erzähltalent, von dem auch ich etwas mitbekommen habe; zudem bin ich seit je eine leidenschaftliche Leserin. In gewisser Weise lief es darauf hinaus, es irgendwann mal selbst zu versuchen. Den Ausschlag gab ein Krimi, den ich mir kaufte, nachdem ich begeisterte Kritiken gelesen hatte. Der gefiel mir allerdings gar nicht, ich habe ihn in die Ecke gepfeffert und wirklich laut zu mir selbst gesagt: Das kann ich auch! Diese Episode nenne ich heute „Hochmut kommt vor dem Fall“, denn so einfach ist das alles natürlich nicht.

**Das heißt, Sie haben irgendwann einfach draufgeschrieben?**

Genau, das war vor gut zwanzig Jahren. In meine ersten 200 Seiten habe ich sehr viel Zeit investiert. Begriffe wie Plotlinien waren mir damals völlig fremd. Ich hatte so viele Geschichten angefangen und musste irgendwann feststellen, dass es mir unmöglich war, sie alle zusammenzuführen. Das war eine niederschmetternde Einsicht und ein ganz bitterer Tag für mich. Ich habe das Manuskript in den virtuellen Papierkorb geschoben und gedacht: Das muss doch auch anders gehen.

**Wie ging es dann weiter?**

Als ich Grafikdesign studierte, hatten wir einen Dozenten, der immer wieder behauptete, Kreativität sei lernbar. Dem hätte ich damals gern widersprochen. Denn man muss Talent haben. Lernbar ist allein das Handwerk. In meiner Schreibkrise aber erinnerte ich mich an

den Dozenten und an seine Behauptung. Ich habe mir daraufhin Fachbücher übers Schreiben besorgt und einen Workshop im Rahmen des Krimi-Festivals München besucht. „Krimi-Autoren und solche, die es werden wollen“, hieß der. Ich lernte, strukturiert zu arbeiten. Dühnfort privat – eine Plotline. Dühnfort ermittelt, eine weitere und noch eine für den Täter. So konnte ich die vielen angefangenen Geschichten auseinanderdröseln und für jede einen Spannungsbogen entwerfen. Ich habe Textkärtchen geschrieben und sie an eine Wand gepinnt. Das war der Durchbruch.

**Konstantin Dühnfort ist Kriminalhauptkommissar, ermittelt in München und Umgebung und bekommt es mit oft sehr verzwickten Mordfällen zu tun. Wie ist die Figur entstanden?**

In den bereits erwähnten 200 Seiten war er eigentlich nur als Nebenfigur angelegt. Im Workshop aber sagten dann alle: Nichts da, der Mann muss nach vorn und die Hauptrolle spielen! Letztlich ist er also auf Umwegen zu mir gekommen.

**Dühnfort ist das, was man einen Normalo nennen würde. Ein bewusster Gegenentwurf zu den Macken und Marotten vieler zeitgenössischer Ermittler?**

Genau! In meinen Romanen passieren so viele schreckliche Dinge, da will ich einen netten Kerl von nebenan, einen höflichen Menschen mit einer guten Erziehung, der sich der Sache annimmt. Einen, der sich an die Regeln hält. Damit lässt sich ja auch dramaturgisch sehr gut arbeiten, weil das riesige Hindernisse für den Kommissar sein können. Wenn eine Wohnung nicht durchsucht werden darf, weil dem Richter der Anfangsverdacht nicht reicht, illegales Abhören, Datenschutz, das sind alles wunderbare Hürden, um den Kommissar erst einmal auszubremsen.

**Wie sind Sie überhaupt beim Krimi-Sujet gelandet? Spielte das Fernsehen eine Rolle, wurden Sie vom „Tatort“ inspiriert?**

Den „Tatort“ habe ich schon gern geguckt, aber vor allem war ich schon immer eine begeisterte Krimi-Leserin. Während des Schreibens meines ersten Buches hatte ich das große Glück, einen Hauptkommissar kennenzulernen. Ein absoluter Zufall, ich wollte einige Entwürfe präsentieren, hatte aber Schwierigkeiten, einen Parkplatz zu finden. Ich wurde gebeten, nicht vor dem Haus zu parken. Es gebe da einen Nachbarn, hieß es, der zu jeder Tages- und Nachtzeit die Möglichkeit haben müsse, die Straße ungehindert nutzen zu können. Das machte mich neugierig. Es stellte sich heraus, dass der Mann von der Münchner Mordkommission war. Eine Chance, die ich mir nicht entgehen lassen konnte, ich sprach ihn an. Seitdem achtet er darauf, dass Dühnfort alles richtig macht. Ich kann jederzeit bei ihm nachfragen. Grundsätzlich habe ich den Anspruch, Polizeiarbeit realistisch abzubilden. Wenn ich heute den „Tatort“ schaue, fällt mir vor allem auf, was die Ermittler alles dürfen, das im wirklichen Leben niemals möglich wäre.

**Was reizt Sie am Genre?**

Dass man seine Figuren in ganz extreme Situationen bringen kann. Wobei Gewalt bei mir keine so große Rolle spielt, es sind vielmehr die psychischen Grenzen. Ich lote gern die seelischen Tiefen meiner Figuren aus, darum geht es mir: Was ist das Motiv? Warum handelt eine bestimmte Person in einer bestimmten Lebenslage auf diese oder jene Weise?

**Woher haben Sie diese Neugier?**

Wir sind eine große Familie. Wenn bei uns Feste gefeiert wurden, habe ich schon als Kind immer gern am Rand gesessen und mit großen Ohren den Geschichten der Erwachsenen gelauscht. Ich bin nicht die Frau, die gern auf der Bühne sitzt und im Mittelpunkt steht, überhaupt nicht. Das ist für mich ein schrecklicher Ort. Ich bin jemand, der gern am Rand steht und beobachtet. Auch simple Alltagssituationen. Manchmal bin ich kurz davor, Leute zu fragen, warum sie das tun, was sie da gerade tun. Ich möchte Menschen gern besser kennenlernen.



Sie will im Fluss bleiben. Darum ist es Inge Löhnig wichtig, möglichst jeden Tag zu Hause an ihrem Schreibtisch zu sitzen

### **Sie schreiben auch unter dem Namen Ellen Sandberg. Warum das Pseudonym?**

Ich schreibe ja zwei Genres – Ermittlerkrimis und spannende Familienromane – die bisher in unterschiedlichen Verlagen erschienen sind. Da bot sich das Pseudonym an. Außerdem wollte ich meine Dühnfort-Fans nicht in die Irre führen. Ich habe viele Leser, die einen Inge-Löhnig-Roman blind kaufen. Wo Löhnig draufsteht, ist Dühnfort drin, so die Erwartung.

### **Die Sandberg-Romane sind eher klassische Spannungsromane, oft auch mit realhistorischem Hintergrund.**

„Die Schweigende“ ist ein gutes Beispiel für einen Sandberg-Roman, ich erläutere am Ende des Buches, wie ich auf die Idee gekommen bin. Ich hatte „Die Nickel Boys“ von Colson Whitehead gelesen, ein Roman, der mit einem groß-

### **ZUR PERSON**

Inge Löhnig, 1957 in München geboren, studierte zunächst Grafikdesign und machte sich später mit einem eigenen Studio selbstständig. Über einen Workshop landete sie beim Schreiben. „Der Sünde Sold“, ihr erster Roman aus der Kommissar-Dühnfort-Reihe, erschien 2008. Mittlerweile zählt sie zu den erfolgreichsten deutschen Krimi-Autorinnen. 2022 wurde sie mit dem Bayerischen Verfassungsorden ausgezeichnet. Ihr zehnter Dühnfort-Krimi „Der Spieler“ (Penguin Verlag, 448 S., 17 Euro) ist soeben erschienen. Sie schreibt auch unter dem Pseudonym Ellen Sandberg.

artigen Satz beginnt: „Sogar als Tote machten die Jungs noch Ärger“.

### **Die Magie des ersten Satzes ...**

... toll, oder? Es geht um die Heimerziehung eines schwarzen Jungen in Amerika der 1960er-Jahre. Als ich das Buch gelesen hatte, schlug ich es zu und fragte mich, wie es mit der Heimerziehung eigentlich hierzulande ausgesehen hat. Bei meinen Recherchen habe ich dann herausgefunden, welch schreckliche Dinge geschehen waren. Kinder wurden gebrochen, gequält, misshandelt. Absolut grauenhaft. Wann immer mir Geschichten begegnen, in denen jemandem Unrecht widerfährt, triggert mich das. Ich habe eine hohe Affinität zur NS-Zeit, da ist einfach so viel Unrecht geschehen, den Menschen wurden so schreckliche Dinge angetan, das beschäftigt mich sehr, man denke einmal an die Hunderttausenden von Euthanasieopfern. Den Stoff für „Die Vergessenen“ habe →

ich zehn Jahre mit mir herumgetragen, bis ich mir zugetraut habe, über diese Verbrechen zu schreiben.

### **Woher rührt diese Affinität zur NS-Zeit?**

Ich habe mich schon als Teenager damit beschäftigt. Meine Eltern hatten den „Spiegel“ abonniert, regelmäßig ging es da um die Nazizeit. Andererseits liegt es auch an meinem Gerechtigkeitsempfinden. Ich kann Ungerechtigkeiten schlecht ertragen und wäre immer bereit, mich an die Seite von Opfern zu stellen. Was in der NS-Zeit geschehen ist, ist längst nicht aufgearbeitet. Deshalb interessiere ich mich wohl immer noch dafür.

### **Wie geht es Ihnen, während Sie an einem so schweren Stoff arbeiten? Verfolgt Sie das bis in Ihre Träume?**

Ja, insbesondere, wenn ich emotional so involviert bin. Für „Die Vergessenen“ habe ich die Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar besucht, die liegt nur zehn Kilometer von meinem Wohnort entfernt. Die gibt es heute immer noch, unter dem Namen kbo-Isar-Amper-Klinikum. Im Dritten Reich war es die größte psychiatrische Anstalt und ein Ort der Euthanasie. Da gibt es ein kleines Museum, das Pflegekräfte eingerichtet haben. Ich hatte vorher schon einiges über Euthanasie gelesen, aber wenn man vor Ort ist, dann ist das noch mal etwas ganz anderes. Eine Dame dort hat mich herumgeführt und mir alles gezeigt. Das ist ein Gelände mit über 100 Gebäuden. Da vorn, Haus 25, das war das Hungerhaus für Männer, sagte sie an einer Stelle. Ich bekomme eine Gänsehaut, wenn ich nur daran denke. Wie das alles gelaufen ist, diese Planung, diese nüchterne Herangehensweise, die Grausamkeit, das ist alles so ungeheuerlich. In dem Roman „Die Vergessenen“ ging es mir darum, Gerechtigkeit herzustellen.

### **Worum genau geht es in dem Buch?**

Die Hauptfigur ist Manolis Lefteris, sein Vater hatte 1944 das Massaker von Distomo überlebt, die SS hatte bei einer sogenannten Vergeltungsaktion mehr als 200 Bewohner eines griechischen Dorfes ermordet. Der Vater von Manolis zieht immer wieder vor Gericht,

Manolis selbst glaubt nicht, dass es Gerechtigkeit geben wird. Für ihn zählt nur das Recht des Stärkeren.

### **Wie setzt er es durch?**

Die deutsche Justiz hat sich bei der Aufarbeitung dieser Zeit keine Lorbeeren verdient. Also habe ich Manolis erfunden, der am Ende durch Selbstjustiz für Gerechtigkeit sorgt. Ich wollte, dass meine Leser sich dabei ertappen, einen Mord gutzuheißen, und sei es nur für einen Moment.

### **Wie wichtig ist Vergeltung, der Umstand, dass Täter gefasst werden? Ist eine Bestrafung unerlässlich?**

Nein, ist sie nicht. „Keine Reue“, mein Sandberg-Roman über die RAF-Zeit, ist

## **„Ich bin nicht die Frau, die gern auf der Bühne sitzt und im Mittelpunkt steht“**

da ein ganz gutes Beispiel. Es geht um die Familie Maienfeld, die drei Kinder hat, eines davon ist Ben, die Hauptfigur. Er erlebt eine schreckliche Kindheit. Die Eltern sind ausgesprochen lieblos. Sie vernachlässigen ihre Kinder, sowohl emotional als auch im materiellen Sinn, was Essen und Kleidung angeht. Ben als Ältester übernimmt früh die Verantwortung für seine beiden jüngeren Geschwister. Ich stellte mir die Frage, inwieweit es möglich ist, all das zu verdrängen. Lässt sich so ein Trauma wirklich vergessen? Ich schicke Ben also in Situationen, in denen er ständig getriggert wird. Ich wollte sehen, was passiert. Es ging mir nicht darum, dass am Ende ein Unrecht gesühnt wird.

### **Frau Löhnig, haben Sie heute schon geschrieben?**

Nein, ich bin gerade in einer Zwischenphase. Der zehnte Dühnfort-Fall ist soeben durchs Lektorat gegangen, die letzten Korrekturen sind gemacht. Jetzt genieße ich ein bisschen den Urlaub, bevor es wieder weitergeht.

### **Haben Sie einen festen Arbeitsplan, einen Schreibrhythmus, an den Sie sich halten?**

Wenn ich mich in der Schreibphase befinde, dann ist es wichtig, jeden Tag zu schreiben, und wenn es nur eine halbe Seite ist. Ich habe auch schon am 24. Dezember hier gesessen. Es geht darum, im Fluss zu bleiben. Wenn ich ein paar Tage aussetze, dann muss ich, um wieder reinzukommen, erst einmal das überarbeiten, was ich schon geschrieben habe. Um am Puls der Geschichte zu bleiben, ist es wahnsinnig wichtig, die Disziplin aufzubringen, sich jeden Tag an den Schreibtisch zu setzen.

### **Steht das Ende einer Geschichte von vornherein fest?**

Ich habe mittlerweile aufgehört, meine Romane komplett durchzuplanen, wie ich es am Anfang gemacht habe. Man erkennt oft erst während des Schreibens, welches Potenzial in einer Kleinigkeit steckt. Oder es gibt da eine Person, die man nur als Nebenfigur geplant hatte, so wie Dühnfort, die jedoch plötzlich eine ganz eigene Dynamik entwickelt. Ich weiß am Anfang zwar, worauf ich am Ende hinauswill, aber ich entscheide erst während des Schreibens, welche Umwege meine Figuren nehmen. Diese Freiheit nehme ich mir nach inzwischen mehr als 20 Romanen.

### **Als Krimi-Autorin schreiben Sie ja ständig über Verbrechen. Sind Sie selbst mal mit dem Gesetz in Konflikt geraten?**

Nein. (*lacht*) Ich bin ein gesetzestreuer Mensch. In einer Tempo-30-Zone fahre ich keinen Kilometer schneller, da bin ich ganz brav, wobei es im Straßenverkehr tatsächlich eine lustige Begegnung mit der Polizei gab. Ich hatte zu meiner Zeit als Grafikdesignerin mal einen kurzfristigen Einsatz, der sich bis in die Nacht zog. Mein Auto hatte ich in Neuperlach geparkt und war mit der U-Bahn in die Stadt gefahren. Nachts war ich so fertig, dass ich mir ein Taxi dorthin zurücknahm. Ich sitze also um halb drei Uhr morgens in meinem Auto in einer Einbahnstraße und denke mir, nein, ich fahr jetzt nicht diesen Riesenumweg. Ich fahre also 50 Meter in entgegengesetzter Richtung, und ob Sie es glauben oder nicht, in dem Moment steht ein Streifenwagen neben mir, der Polizist kurbelt die Scheibe runter und fragt, was ich da mache. Er war aber sehr nett und ließ mich gewähren. ●



**SERIE** Alfonso Cuarón erzählt in „Disclaimer“ eine mörderische Geschichte vom Canceln

Catherine Ravenscroft (Cate Blanchett) ist eine erfolgreiche Journalistin. Gerade hat sie wieder einen Preis für ihre ausgesprochen intensiven Recherchen gewonnen, im Fokus ihrer Storys stehen Fehlritte und Missetaten bekannter Persönlichkeiten. Doch die Freude wird jäh getrübt, als Ravenscroft ein Buch von einem anonymen Absender erhält. „The Perfect Stranger“ lautet der Titel, die Geschichte, die darin erzählt wird, kommt Ravenscroft allzu bekannt vor. Tatsächlich ist sie selbst die entscheidende Figur, und als solche steht sie nicht besonders gut da. Es kam in der Vergangenheit zu einer tödlichen Katastrophe – von ihr verschuldet. So steht es jedenfalls geschrieben. Das allein wäre schon verstörend genug, doch das Buch zieht Kreise. Buchstäblich alle in Ravenscrofts Umfeld, privat und beruflich, erhalten es. Die Sprengkraft verbirgt sich im titelgebenden „Disclaimer“: Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen ist kein (!) Zufall.

Der fünffache Oscar-Preisträger Alfonso Cuarón („Gravity“, „Roma“) erzählt seine Geschichte in aller Ruhe. Er nutzt verschiedene Zeitebenen und Perspektiven, weiß dabei genau, was er tut. Er jongliert mit stimmungsvollen Rückblenden, einigem an optischem Zierrat, jede seiner Einstellungen ist feinstens austariert. Das mag zuweilen etwas langatmig geraten, sein Überraschungseffekt ist dafür umso spektakulärer. Die Besetzung mit Cate Blanchett und Kevin Kline als ungleichen Kontrahenten, Sacha Baron Cohen, Lesley Manville und Leila George als junge Ravenscroft ist erstklassig. Die Volte im Plot zieht den Zuschauer am Kragen ins Geschehen und – auch das kein Zufall – hallt lange nach.

Ab 11. Oktober bei Apple TV+

Ingo Scheel ●

## FILM



### TAIWANSINN

Was Handfestes aus Frankreich: Luc Besson und sein Co-Autor und Co-Regisseur George Huang beschenken Luke Evans ein „Weekend in

Taipei“, wo er als Drogenfahnder mit seiner Ex-Geliebten einen taiwanesischen Kartellboss schnappen muss. Wie gewohnt bei Besson erwartet das Publikum ein schneidiger, originell inszenierter Thriller. Ab 17. Oktober im Kino

## SERIE



### SCHAKAL

Nach Fred Zinnemanns legendärer Adaption (1973) und einem mauen Remake mit Bruce Willis (1997) kommt Frederick Forsyths

Thriller-Klassiker nun als Mehrteiler. Den phantomartigen Ausnahmekiller in „The Day of the Jackal“, der gefasst werden muss, bevor er einen wichtigen Politiker tötet, spielt Oscarpreisträger Eddie Redmayne. Ab 7. November bei Sky

## SACHBUCH



### WIR DETEKTIVE

Ist True Crime böse? Manche scheinen das zu glauben. Der Historiker Christian Hardinghaus hingegen blickt zwar nicht unkritisch, aber wohltuend differenziert auf das Genre.

„Die Sucht nach Verbrechen“ setzt sich dabei vor allem

mit den „Websleuths“, den Internetdetektiven, auseinander. Mit den Fällen, die sie fesseln, mit ihren Erfolgen – und ihren Schandtaten.

(Europa, 22 Euro)

Aktuell im Handel

## ROMAN



### SCHWEDINNKRIMI

Im Wintersportort Åre ist die Welt schön und prächtig. Zumindest wenn man mit seiner schicken Daunenjacke aus Stockholm anreist. Wer aber als Journalistin „Im Unterholz“ stöbert, um in einem Mordfall zu recherchieren, sieht

das weiße Paradies mit anderen Augen. Sara Strömbergs düster-hintergründiger Roman wurde in Schweden als Debüt des Jahres ausgezeichnet. (Blanvalet, 16 Euro) Aktuell im Handel



Auch weiter zurückliegende Fälle bewegen unsere Leserinnen und Leser sehr. Wie die Titelgeschichte aus Heft 56 über den „sympathischen“ Rudolf Pleil

## LESERBRIEFE

// **Trümmer und Totmacher**  
Zuerst möchte ich erwähnen, wie sympathisch Rudolf Pleil auf dem einen Bild rüberkommt. Wenn er zu mir gesagt hätte: „Komm, Mädchen, ich zeige dir den Weg“, wäre ich auch mitgegangen ... Ich habe aber dann zu den Trümmern in Hamburg recherchiert. Man findet nicht so viel, denn es war kurz nach dem Krieg, und das Internet war noch um Welten entfernt. Meine Frage ist, ob diese Morde nicht auch einen Beitrag in Ihrem Heft wert wären? Diese Morde sind so tragisch, denn der Krieg als Gefahr war ja gerade erst vorbei. Vielleicht gibt es doch noch irgendwo jemanden, der über die Morde Bescheid weiß und sie vielleicht aufklären würde, wenn ein neuer Beitrag ihn aufrüttelt. Mich haben diese Taten jedenfalls sehr berührt. Warum gestehen Mörder nicht wenigstens in ihrem

Testament einen Mord? Es gibt so viele mysteriöse und dramatische Fälle, die nie aufgeklärt werden.

DANI P.

**Anmerkung der Redaktion:**  
*Sehr geehrte Frau P., wir stimmen Ihnen zu: Die Hamburger „Trümmermorde“ sind ein ebenso tragischer wie mysteriöser Fall. Allerdings liegen die Taten fast 80 Jahre zurück, und gerade bei ungelösten Fällen ist es schwer, zuverlässiges Material zu bekommen. Aber vielleicht finden wir ja noch einen seriösen Zugang.*

### // Mutterbrust

Ihr braucht euch wegen des Bildes mit der „tropfenden Mutterbrust“ aus Heft 55 („Ein winziges bisschen Leben“) nicht zu entschuldigen. Da ist nichts „obszön“, nur Natur!! Mir

gefällt das Bild, mit meinen 77 Jahren freue ich mich über solche Aufnahmen, die nicht nur Gewalt zeigen. Seit vielen Jahren sind wir treue Leser der Crime. Viele Fälle gehen einem schon „an die Nieren“, und dann freut man sich, wenn die Täter gefasst werden.

BÄRBEL BRUHNE

### // Mutterbrust 2

Leider habe ich sowohl in den Leserbriefen von *stern* Crime als auch im *stern*, in dem der Beitrag über die ausgesetzten Säuglinge später ebenfalls abgedruckt wurde, die negativen Kritiken bezüglich des Bildes der Mutterbrust gelesen. Ich finde es schockierend und schade, wie viele Menschen sich an so etwas Normalem und Natürlichem wie einer weiblichen Brust mit Muttermilch stören. Ein solcher Anblick sollte keineswegs verstörend auf einen erwachsenen Menschen wirken, denn die Ernährung des Kindes durch die Brust ist die natürlichste Art, ein Baby am Leben zu erhalten. Meiner Meinung nach habt Ihr mit diesem Foto absolut nichts falsch gemacht, und nach der vielen negativen Kritik habt Ihr auch positive Kritik dazu verdient. Ich lese Eure Hefte gern, und auch die Grafiken und Fotos sind gut gewählt.

JULIA BECKER

### // Hut ab

Habe Ihre Ausgabe Nr. 56 Story um Story mit vitalem Interesse gelesen. Ihr seid echt spitze – macht weiter so. Ich habe bereits einmal ein Mini-Abo gebucht. Es ist bemerkenswert, mit welcher akribischen Gründlichkeit Ihr Eure wahren Kriminalgeschichten ausarbeitet/auslotet und

Wenn Sie uns schreiben möchten: [info@stern-crime.de](mailto:info@stern-crime.de)

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen und auch

spannend-packend zu Papier bringt. Chapeau!!! Ich freue mich jetzt schon auf die nächste Ausgabe Nr. 57.

JOSEF BURSKA

### // Mutterbrust 3

Wir lesen ein Magazin über Mord und Totschlag, regelmäßig sieht man Tatortfotos, und der Leserbriefschreiberin geht eine tropfende Brust zu weit? Das finde ich befremdlich..

STEFANI AMREIN

### // Dunkle Seite

Seit Jahren bin ich begeisterte Leserin von *stern Crime*. Per Zufall habe ich die Zeitschrift in einem Urlaub am Königssee entdeckt. Ich konnte sie nicht weglegen. Nach etwa vier Stunden Lesen wollte ich mehr, und so warte ich gern alle zwei Monate auf ein neues Exemplar. Ich möchte Ihnen danken für die Berichte. Es ist tatsächlich so, dass ich Crime-Bücher seither verschlinge. Vielleicht meine dunkle Seite...

ANDREA VOLKMAR

### // Albtraum

Ich bin froh, dass die *Crime* nur alle zwei Monate erscheint. So habe ich Zeit, all diese schlimmen Geschichten sacken zu lassen. Aber trotzdem finde ich die Zeitschrift super. Es ist so spannend geschrieben. Vor allem „Papa, Papa, hör auf!“ aus Heft 54 – der Albtraum an sich, aber doch Tagesgeschäft für Polizei und Frauenhäuser, die versuchen, beizustehen und danach die Frauen und Kinder aus solch unguten Beziehungen aufzufangen. Deshalb lese ich *stern Crime* und höre, so es geht,

den Podcast „Spurensuche“ – damit das Schlimme nicht ungehört bleibt und man selbst wachsam. Danke für Ihre Mühe und das Herzblut, mit dem Sie diese Arbeit leisten – die Geschichten werden nicht ausgehen – aber man hofft halt immer ...

CHRISTINE WURTH

### // Äußerlichkeiten

Ich bin eine *stern-Crime*-Leserin der ersten Stunde. Immer wieder stößt mir dabei die Art der Personenbeschreibungen sauer auf. Die Ermittlerinnen werden häufig mitsamt Figur und Augenfarbe beschrieben, bei Männern wird deren Lebenserfahrung hervorgehoben. Das ist mir zuletzt im Artikel „Das Haus des Sammlers“ aufgefallen. Diese Unterscheidung sollte längst der Vergangenheit angehören. Sonst ist das Magazin immer wieder spannend und führt neben bekannten auch weniger bekannte, aber deshalb nicht weniger spannende Fälle, an. Vielen Dank für diese tolle Zeitschrift.

DANIELA ARENDS

### Anmerkung der Redaktion:

*Sehr geehrte Frau Arends, eigentlich versuchen wir solchen Reflexen zu widerstehen. Im von Ihnen angesprochenen Fall lag der Grund weniger im Geschlecht der beschriebenen Personen als in den Recherchemöglichkeiten. Während es unserem Autor gelungen ist, den Ermittler persönlich in Oregon zu treffen, war das bei dessen Kollegin nicht möglich. Die Beschreibungen, auf die er sich zuverlässig stützen konnte, waren dann eher äußerlicher Natur.*

## PODCAST



Die elfte Staffel von *stern Crime* „Spurensuche“ ist online. Spezialistinnen und Spezialisten erzählen von ihrer Arbeit und ihren interessantesten Fällen. Die neuen Folgen sind zuerst kostenlos auf [RTL+ Musik](#) und [stern.de](#) zu hören und eine Woche später unter anderem bei [iTunes](#) und [Spotify](#)



Exklusiv auf Audible: Fälle mit Originalaufnahmen aus Gesprächen mit Opfern, Angehörigen und Ermittlern. Erzähler der Geschichten ist Christian Redl. Die zehnte Staffel von „Wahre Verbrechen“ ist gestartet: [audible.de/crime](http://audible.de/crime)

## STERN PLUS

Unsere Geschichten, Rubriken und Interviews finden Sie auch online, und dazu weitere exklusive Crime-Geschichten sowie all unsere Podcasts, Fernsehdokumentationen, Videos und eingelesebenen Texte. Mit dabei: das komplette digitale Angebot von *stern PLUS*. [www.stern.de/crime](http://www.stern.de/crime)

## HEFTE BESTELLEN



[www.stern-crime.de](http://www.stern-crime.de)

Auf unserer Internetseite können Sie die aktuelle Ausgabe und die bisher erschienenen Hefte bestellen

elektronisch zu veröffentlichen. Bitte geben Sie Namen und Anschrift an.



**HALLIE LIEBERMAN**, Autorin und Historikerin aus den USA, recherchierte den Fall des sogenannten Handschellenmanns. Ein Serientäter, der es auf junge Homosexuelle abgesehen hatte, von denen sich manche prostituierten. Auch als Historikerin befasst Lieberman sich schwerpunktmäßig mit Sex, Sexarbeit und Genderfragen. Ihr Buch „Buzz: A Stimulating History of the Sex Toy“, eine Geschichte des Sexspielzeugs von der Frühzeit bis heute, war ein großer Erfolg. Derzeit arbeitet sie an einem Buch über Gigolos, männliche Sexarbeiter, die ihre Dienste Frauen anbieten.



**LUCIANA ESPOSITO**, Journalistin aus Neapel, kehrte für diese Ausgabe von *stern Crime* an den Sehnsuchtsort ihrer Kindheit zurück: Acciaroli, ein Dorf, gelegen am Mittelmeer. Von klein auf hatte sie dort ihre Sommer verbracht und sich währenddessen mit der Familie des dortigen Bürgermeisters Angelo Vassallo angefreundet. Im September 2010 wurde der mit acht Schüssen ermordet. Lange konnte der Fall nicht aufgeklärt werden. Dann stießen die Ermittler auf die richtige Spur. Esposito erzählt nun die Geschichte eines Mannes, der seinen Mut mit dem Leben bezahlte.



Die Journalistin **JANINA BAUER** war als Kind Turnerin. Als sie sich nun mit einer Fotoarbeit von Edith Geuppert zum Missbrauchsskandal im amerikanischen Kunstturnen beschäftigte, kamen plötzlich Erinnerungen in ihr auf: wie sie als Zehnjährige die sogenannte Schmetterlingsübung gemacht hatte und ihre Trainerin sich gleichzeitig links und rechts auf ihre Knie gestellt hatte. Besonders berührt haben Bauer daher jene Bilder, die zeigen, wie rigide der Turnsport nach wie vor ist: junge Mädchen, deren Körper bis zur Perfektion getrimmt werden.



Der Reporter **MICHAEL STRECK** (r.) hat schon eine Reihe von Geschichten über historische Verbrechen geschrieben. Den Fall des Stararchitekten Stanford White, der im Jahr 1906 im Madison Square Garden ermordet wurde, hält er für den verrücktesten. Nicht allein wegen der tausend Augen- und Ohrenzeugen. Sondern vor allem deshalb, weil Streck im Laufe der Recherchen für keinen der Protagonisten so etwas wie Sympathie oder Verständnis entwickeln konnte.

**NAZARIO GRAZIANO** hat die Geschichte über

den Mord an Stanford White illustriert und sich dafür ganz auf die Zeit der Jahrhundertwende eingelassen. In seiner Arbeit spielt er mit dem Kontrast zwischen Schwarz und Weiß, ergänzt um die leuchtenden Töne von Pink und Fuchsia. In Grazianos Augen eine sehr gute Kombination, um eine alte und zugleich noch immer aktuelle Geschichte auf moderne Art und Weise zu erzählen.



**ANNETTE CARDINALE** (l.), Fotografin aus Baden-Württemberg, kannte den Beruf Tatortreiniger bislang nur aus der gleichnamigen Fernsehserie mit Bjarne Mädel. Dann traf sie Stefan Marquart, der im echten Leben als Tatortreiniger arbeitet, und ihr wurde klar, dass dessen Alltag natürlich nicht mit der Fernsehserie zu vergleichen ist. **ALANA TONGERS** besucht die Henri-Nannen-Journalistenschule in Hamburg und hospitierte bei *stern Crime*. In Vorbereitung auf ihr Interview mit Marquart schaute sie zum ersten Mal eine Folge „Der Tatortreiniger“. Sie stellte fest, dass Marquart und die Hauptfigur Schotty etwas gemein haben: den rauen Humor. Während des Interviews verstand Tongers auch, woher dieser kommt. Wer mit so viel Schrecken zu tun hat, muss einen Umgang damit finden.



Die Reporterin **BARBARA BACHMANN**, aufgewachsen in Südtirol, ist schon lange mit der Geschichte von Carmen W. vertraut. Im November 2000 verschwand die 19-Jährige nachts auf dem Heimweg und wurde wenig später ermordet aufgefunden. Bachmann war damals 15 und lebte in der Nähe. Wenn sie an der Kreuzung vorbeifuhr, an der Carmen W. zuletzt gesehen worden war, musste sie oft an den Fall denken. Nun hat sie ihn journalistisch aufgearbeitet: Im Gericht von Bozen sichtete sie zwölf Ordner, vollgepackt mit Dokumenten. Sie traf den Anwalt eines Verdächtigen. Carmen W.s Familie und Freundinnen waren nicht bereit, mit ihr zu sprechen. **SEBASTIAN ARLT**, Fotograf, lebt in München. Als er in Südtirol mit seiner Kamera auf der Straße unterwegs war, auf der einst Carmen W. gestanden hatte, sprach ihn ein Polizist an. Wie sich herausstellte, fotografierte dieser selbst gern.



Fotos: Paolo Manzo, Sandra Stein

## // impressum

*stern Crime* erscheint in der  
Gruner+Jahr Deutschland GmbH,  
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg,  
Tel. 040/3703-0

Herausgeber  
Gregor Peter Schmitz (V.i.S.d.P.)

Chefredaktion  
Giuseppe Di Grazia

Redaktionsleitung  
Bernd Volland

Managing Designer  
Felix Bringmann, Alena Schleeß

Textchefs  
Nicol Ljubić, Björn Stephan

Grafik  
Kristin Pötschke

Bildredaktion  
Susanne Baumann, Rahel Zander;  
Angelika Hala, Carolin Theilen

Chef vom Dienst  
Derik Meinköhn

*stern Crime* bei *stern PLUS*  
Ralf Sander

Mitarbeiter dieser Ausgabe  
Barbara Bachmann (fr.), Janina Bauer (fr.),  
Luciana Esposito (fr.), Adam Leith Gollner (fr.),  
Hallie Lieberman (fr.), Constanze Löffler (fr.),  
Henrik Rampe (fr.), Antonia Schäfer (fr.), Ingo  
Scheel (fr.), Matthias Schmidt, Alrun Steinrueck,  
Annette Streck (fr.), Michael Streck (fr.), Bernd  
Teichmann, Anuschka Tomat, Alana Tongers (fr.)

Verifikation, Schlussredaktion, Recherche  
Quality Board  
Leitung: Tobias Hamelmann; Isabelle Arnold,  
Susanne Elsner, Regina Franke, Hildegard  
Frilling, Götz Froeschke, Ricarda Gerhardt,  
Dagny Hildebrandt, Jeanette Langer, Mai Laubis,  
Michael Lehmann-Morgenthal, Susan  
Molkenbuhr, Christian Schwan, Andrea Wolf

Product Managerin  
Nicola Wagner

Anzeigen  
Head of Brand + Direct Sales:  
Petra Küsel, Ad Alliance GmbH,  
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg  
Es gilt die aktuelle Preisliste.  
Infos hierzu unter [www.ad-alliance.de](http://www.ad-alliance.de)

Vertrieb  
Madeleine Wolgast, DPV Deut. Pressevertrieb

Marketing  
Stefan Bromberg (Leitung),  
Jana Jaeschke (Managerin)

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit  
Bettina Klausner

Herstellung  
G+J Herstellung, Heiko Belitz (Ltg.), Mario Richter

Lithografie  
Peter Becker GmbH, Würzburg

Druck  
Firmengruppe APPL, appl druck, Wemding

Abonnement- und Einzelheftbestellung  
*stern-Crime-Kundenservice*, 20080 Hamburg  
Tel. 040/55557800 (Mo.–Fr. 7.30–20,  
Sa. 9–14 Uhr), Fax 01805/8618002 (14 Cent/Min.  
aus dem dt. Festnetz).

Einzelheft bestellen: [heft-service@guj.de](mailto:heft-service@guj.de);  
Kosten: 6,80 € (D), 7,60 € (A), 10,90 CHF (CH),  
alle Preise zzgl. Versandkosten, bitte geben Sie  
die gewünschte Heftnummer an.  
Abonnement bestellen: [abo-service@guj.de](mailto:abo-service@guj.de);  
Kosten: 40,80 € (D), 45,60 € (A), 65,40 CHF (CH) für  
6 Ausgaben (ggf. inkl. Sonderhefte zum Preis von  
zzt. 6,80 €). Preise für weitere Länder auf  
Anfrage erhältlich. [www.stern-crime.de](http://www.stern-crime.de)  
ISSN 2364-7930

G+J Medien GmbH  
Geschäftsführung  
Bernd Hellermann, Carina Laudage,  
Ingrid Heisserer

// ein prominenter fall

# NICKI MINAJ



Egal, ob es um Waffen oder Drogen geht: Die „Queen of Rap“

lässt das Volk gern an ihren Begegnungen  
mit Staatsdienern teilhaben

Nicki Minaj steht am Amsterdamer Flughafen und wird umringt. Nicht von Fans, sondern von Polizisten. Es ist Samstag, der 25. Mai 2024. Die Beamten haben Dutzende Joints im Gepäck der Rapperin gefunden, und deren Ausfuhr ist auch in den Niederlanden strafbar. Minaj zückt ihr Handy und beginnt, die Szene live auf Instagram zu streamen, wo sie 228 Millionen Follower hat. Dabei hat sie es eigentlich eilig: Am Abend soll sie, die so erfolgreich und provokant wie ihre männlichen Kollegen rappt, in Manchester auftreten. Aber daraus wird nichts.

Die Beamten nehmen die 41-Jährige fest, sie muss in einen Polizeitransporter steigen, und über 40 000 Menschen

schauen auf Instagram dabei zu. Minaj hat keine Scheu, ihre dunklen Momente zu teilen, auch darin steht sie ihren männlichen Kollegen nicht nach. „I swear to God I was bad“, sagte sie mal über ihre Zeit vor der Rap-Karriere. Sie schlug sich damals als Kellnerin in New York durch. Mehrmals wurde sie gefeuert, weil sie auch zu den Gästen „bad“ war, einmal hatte sie bei „Red Lobster“ einer Kundin den Mittelfinger gezeigt.

Richtig „bad“ war dann der Vorfall, dem das Polizeifoto auf dieser Seite zu verdanken ist. Es entstand am 2. Januar 2003, als sie wegen Waffenbesitzes verhaftet wurde. 18 Jahre später postete Minaj den Polizeibericht auf Instagram, samt Mugshot: sie mit 20, unge-

schminkt, schüchterner Blick. Sie habe die Waffe nicht nur besessen, sondern auch benutzt, schrieb die Rapperin dazu. Eine Frau habe deswegen viel Blut verloren. Sie selbst sei entkommen, es habe sich angefühlt wie in einem Ghetto-Film. Die Geschichte teile sie nun, weil sie „inspirierend“ sei.

Die Festnahme am Flughafen findet Nicki Minaj weniger inspirierend. Erst gegen 21.30 Uhr kommt sie frei. Sie muss 350 Euro zahlen. Auf Twitter wirft sie den Beamten Rassismus vor, man habe versucht, ihre Tour zu sabotieren. Das verpasste Konzert in Manchester holt sie nach. Die nächste Show in Amsterdam sagt sie ab. ●

Alana Tongers

Foto: Courtesy Bureau of Prisons/Getty Images

# work awesome

## die brand eins Konferenz

21/11/2024

Bolle Festsäle, Berlin

Erleben Sie die Zukunft der Arbeit! Von kluger Zusammenarbeit mit KI über innovative Organisationsmodelle bis hin zur mentalen Gesundheit, von Diversität und Inklusion bis zur neuen Nachhaltigkeit in der Arbeitswelt: All dies und noch viel mehr wird bei der **work awesome** diskutiert, hinterfragt und weitergedacht. Tauschen Sie sich mit Expertinnen und Experten aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft aus und vernetzen Sie sich mit Gleichgesinnten, um die Arbeitswelt von morgen zu verstehen und mitzugestalten!

Unter anderem auf unserer Bühne:



**Caroline Schlienkamp**

Personalvorständin  
Talanx AG/HDI Group



**Dr. Sierk Pötting**

Chief Operating Officer  
BioNTech SE



**Kenza Ait Si Abbou**

Chief Technology Officer  
Fiege



**Dr. Jens Baas**

Vorsitzender des Vorstands  
Techniker Krankenkasse



**Katharina Roehrig**

Geschäftsführerin Zentralbereich  
Kommunikation & Nachhaltigkeit  
Melitta Group



**Caroline Oelmann**

Chief Executive Officer  
Berlinovo



**Matthias Göhler**

Chief Technology Officer  
EMEA, Zendesk



**David-Ruben Thies**

Chief Executive Officer  
Waldkliniken Eisenberg GmbH



**Carsten Buchberger**

Chief People Officer  
1KOMMA5°



**Jetzt Ticket sichern!**



**[b1.de/work-awesome](https://b1.de/work-awesome)**

# Gold, Glanz und Punkte: Prämierte Primitivo!



ÜBER  
**50%**  
REDUZIERT!

10 Flaschen + 2 Weingläser statt € ~~118,28~~ nur € **49<sup>90</sup>**

**VERSANDKOSTENFREI BESTELLEN: [hawesko.de/crime](https://www.hawesko.de/crime)**

Hier zum Angebot:



Vorteilsnummer  
1113969



**JAHREHNTELANGE ERFAHRUNG** 60 Jahre Erfahrung im Versand und Leidenschaft für Wein bündeln sich zu einzigartiger Kompetenz.

Zusammen mit 10 Fl. im Vorteilspaket erhalten Sie 2 Gläser der Serie PURE von Zwiesel Glas, gefertigt aus Tritan® Kristallglas, im Wert von € 19,90. Telefonische Bestellung unter 04122 50 44 55 mit Angabe der Vorteilsnummer (wie links angegeben). Versandkostenfrei innerhalb Deutschlands. Max. 3 Pakete pro Kunde und nur, solange der Vorrat reicht. Es handelt sich um Flaschen von 0,75 Liter Inhalt.

Alkoholische Getränke werden nur an Personen ab dem vollendeten 18. Lebensjahr geliefert. Informationen zu Lieferbedingungen und Datenschutz finden Sie unter [www.hawesko.de/service/lieferkonditionen](https://www.hawesko.de/service/lieferkonditionen) und [www.hawesko.de/datenschutz](https://www.hawesko.de/datenschutz). Ihr Hanseatisches Wein- und Sekt-Kontor Hawesko GmbH, Geschäftsführer: Alex Kim, Nicolas Tantzen, Anschrift: Friesenweg 24, 22763 Hamburg, Handelsregistereintrag: HRB 99024 Amtsgericht Hamburg, USt-Identifikationsnr: DE 25 00 25 694.

**HAWESKO**  
JEDER WEIN EIN ERLEBNIS